gull. ver. 961-1
Voss.

<36636493810017
<36636493810017
Bayer. Staatsbibliothek

Hist. Gall.

Parallelen

von

C. D. Voß.

Erster Theil.

Amsterdam,
im Kunst- und Industrie-Comptoir.
(Warmoesstraat No. 2.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Frankreichs
zwei Jahrhunderte

von

C. D. Voß.

Erster Theil.

Amsterdam,
im Kunst- und Industrie-Comptoir.
(Warmoesstraat No. 2.)

Vorrede.

Diese Parallelen enthalten Darstellungen vorzüglich interessanter Gegenstände und Momente der neuern und neuesten Geschichte, zur vergleichenden Übersicht und Kontemplation. Sie setzen Leser voraus, die mit der Geschichte nicht unbekannt sind, und im Nachdenken Vergnügen finden. Sie haben keinen andern Zweck, als diesen, eine lehrreiche Unterhaltung zu gewäh-

ren, und machen keine andern Ansprüche, als diesen Zweck zu erreichen.

Bei dem vielfachen Interesse und der großen Mannigfaltigkeit der betrachtenswerthen Gegenstände, in der neuen und neusten Geschichte, wird es auch diesen Dastellungen an Interesse und Mannigfaltigkeit nicht fehlen können; dafern sie jenes nicht selbst unterdrücken und diese nicht unwirksam machen. Wir wünschen, daß es uns gelungen seyn und ferner gelingen möge, das eine wie das andere zu vermeiden.

Man glaubte nicht angemessener beginnen zu können, als mit den Darstellun-

gen, mit welchen begonnen ist. Die Größe der Gegenstände machte hier eine umfassendere Bearbeitung nöthig. Sollte man es zu gedehnt finden, dem Jahrhundert Ludewigs des vierzehnten einen mäßigen Band, und dem Jahrhundert Napoleons wieder einen ähnlichen zu widmen? — Kleinere Gegenstände werden es gestatten, auch mehrere in einen Band zusammen zu fassen. Und in sofern dieß den Wünschen der Leser entsprechen sollte, wird bei der etwanigen weitern Fortsetzung dieses Werks, auch darauf Rücksicht genommen werden.

Diese beiden ersten Bände, welche

Frankreichs zwei Jahrhunderte enthalten, können wie ein für sich bestehendes Ganze betrachtet werden. Man hat ihnen daher auch einen besondern Titel gegeben. Dasselbe wird auch in der Folge geschehn, dafern die Zusammenstellung gleichartiger Gegenstände dazu die Veranlassung giebt.

Frankreichs zwei Jahrhunderte.

Frankreichs

zwei Jahrhunderte,

Vorwort.

Kein Staat in Europa hat sich je ein solches politisches Übergewicht über diesen Welttheil erworben, als Frankreich, seit es von Napoleon Bonaparte beherrscht wird; so wie kein Regent einen solchen Grad von Macht und Übermacht erlangt hat, als dieser, seitdem er Frankreich beherrscht.

Zwar gab es schon eine frühere Periode, in welcher dieses Reich ebenfalls eine politische Wichtigkeit erhielt, wie sie, seit der Zeit, da Europa ein Verhältniß kultivirter Staaten bildete, weder Frankreich, noch ein anderer Staat, in diesem Welttheile je gehabt hatte; aber man darf nur einen Rückblick auf die-

selbe werfen, um zu bemerken, wie weit die spätere bereits jetzt über die frühere hinaus geschritten ist. Gleichwohl achtete man die Größe und Macht Ludewigs des vierzehnten und die Präponderenz Frankreichs, während er es beherrschte, der Ehre würdig, die Periode seiner Regierung ein Jahrhundert (siècle) und das Jahrhundert seiner Regierung nach ihm zu benennen.

Wenn man in Beziehung auf Napoleon schon jetzt dasselbe thut; — wer mag dies befremdend finden! — Was ist die Thaten-Masse, der Macht-Zuwachs, die Vermehrung des Übergewichts, die Entscheidung der Wirksamkeit und die Summe der bewirkten Veränderungen in dem ganzen Jahrhunderte Ludewigs des vierzehnten, gegen die in dem Anfang des Jahrhunderts Napoleons des ersten? Wie werden sie, das Ende dieses, gegen das Ende jenes seyn? —

Ein vergleichender Überblick über beide diese Jahrhunderte, muß ein eben so vielfaches und großes Interesse erregen, als sie reich an vielfachen und interessanten Gegenständen sind. Eine vollständige vergleichende Darstellung müß-

te daher ohnstreitig jedem denkenden Beobachter der Zeit und Vorzeit sehr willkommen seyn. Sie aber zu geben erfordert Talente und Muße, wie sie nur wenigen zu Theil werden. Bevor eine solche erscheine, wird eine Darstellung der Haupt-Momente eines jeden, wie sie Kräfte und Zeit, die beide beschränkt sind, gestatten, dennoch vielleicht Manchem nicht ganz unwillkommen seyn.

Auch diese Darstellungen können hier nur in Umrissen gegeben werden. Doch wird man hoffentlich den eigenthümlichen Geist und Charakter, dessen was dargestellt wird, nicht vermissen. Und Lebendigkeit wird auch den von Kunst Entblößten das Leben geben, was an den Gegenständen treibt und wirkt, die durch diese Skizzen angedeutet werden sollen.

te daher ohnstreitig jedem denkenden Beobachter der Zeit und Vorzeit sehr willkommen seyn. Die aber zu geben erfordert Talente und Muße, wie sie nur wenigen zu Theil werden. Bevor eine solche erscheine, wird eine Darstellung der Haupt-Momente eines jeden, wie sie Kräfte und Zeit, die beide beschränkt sind, gestatten, Lesern vielleicht Manchem nicht ganz unwillkommen seyn.

Aber diese Darstellungen können hier nur im Umrissen gegeben werden. Doch wird man hoffentlich den eigenthümlichen Geist und Charakter, dessen was dargestellt wird, nicht vermissen. Und Lebendigkeit wird auch den von Kunst Entblößten das Leben geben, was an den Gegenständen treibt und wirkt, die durch diese Skizzen angedeutet werden sollen.

Das Jahrhundert

Ludewigs des vierzehnten,

seinen Haupt-Momenten nach.

Einleitung.

Erste Abtheilung.

Lage von Europa bei dem Anfange dieses Jahrhunderts.

Die Geschichte aller Zeiten hat gelehrt, daß wenn ein Staat, ein Regent eine ausgezeichnete Rolle spielte, die Ursach davon zwar zum Theil in ihm selbst lag, zum Theil aber auch in der Lage und den Verhältnissen anderer Staaten, unter sich und zu demselben gesucht werden mußte.

Auf die Erhebung der Macht Frankreichs und des Ansehns Ludewigs des vierzehnten hatte die damalige Lage Europens einen besonders großen und wirksamen Einfluß. Seit einem halben, seit einem ganzen Jahrhunderte,

waren alle Staaten, die sich zu einer gewissen Macht und einem Einflusse erhoben hatten, — Schweden vielleicht allein ausgenommen — mehr oder weniger gesunken; indem alle, durch innere Unruhen, oder äußere Kriege, mehr oder weniger Erschütterungen, oder Schwächungen erfahren hatten.

Weder in den Staaten noch zwischen den Staaten waren die Verhältnisse so bestimmt, daß sie eine ruhige Entwicklung und Benutzung der Kräfte und die Behauptung einer zufällig erlangten Präponderenz hätten bewirken und begünstigen können. Hier kämpfte der Adel um die Monarchie, um die Behauptung der alten und Erlangung neuer Vorrechte; dort veranlaßten Religions-Meinungen und Verketzerungs- und Bekehrungs-Sucht Kämpfe, auf Leben und Tod, unter Bürgern. Man kannte keine Politik, als die Herrsch- und Vergrößerungs-Begierde; keine Mittel, besonders die letzte zu befriedigen, als Krieg und Familien-Verbindungen. Die Idee: der Herrscher sey des Staats wegen da, war noch in keines Regenten Sinn gekommen; und an die Pflicht des Regenten, dem Wohle des Staats seinen

Egoismus zu opfern, selbst von einem Heinrich den vierten von Frankreich, wohl kaum noch gedacht worden.

Darum hatte, was man damals Politik nannte, nur die Tendenz, die Vergrößerung der Besitzungen und der Macht und des Ansehns der Regenten-Familien oder Häuser zu bewirken; von dem Wohle des Staats war zwar mitunter die Rede, aber nur, um jene Absichten da zu verhüllen, wo man nicht rathsam fand, sie offen zur Schau zu tragen; daran dachten wohl eben so Wenige ernstlich, als wenige sich dabei etwas zu denken vermogten.

Die Kriege wurden geführt, die Verträge wurden geschlossen und gebrochen — für jenen Zweck. Was für den Staat geschah, kann — selbst unter einem Heinrich den vierten, einer Elisabeth — nicht anders, als wie Mittel zu diesen Zwecken betrachtet werden. Nicht die Staaten machten Erwerbungen, sondern die Regenten-Familien; und an diesen hing auch die Rivalität, welche die blutigsten Kriege veranlaßte.

Politische Systeme, welche Gleichgewicht der Staaten, oder Übergewicht eines einzelnen

Staats zu Gegenständen hatten, waren noch nicht ausgedacht worden. Kein Staatsmann hatte seinen Blick über den Familienkreis seines Fürsten und seinen eigenen Egoismus hinaus gerichtet. Das ganze Staatenverhältniß von Europa zu übersehen und danach seine politischen Plane zu entwerfen, war selbst einem Richelieu wohl schon schwerlich je in den Sinn gekommen.

Seit Karls des Großen Zeiten, hatte sich Frankreich nie auf einen entschieden und daurend eminenten Standpunkt erhoben. Franz der erste, der danach strebte, hatte die Kräfte seines Staats erschöpft, aber dies Ziel nicht erreicht. Heinrich der vierte vermogte es nur dahin zu bringen, daß Frankreich wieder in die Reihe der damals mächtigen Staaten eintrat. Richelieu erst legte den Grund zu dem Gebäude, was Ludewig der vierzehnte, oder vielmehr Colbert und Louvois aufführten, was aber doch, wie die Folge gelehrt hat, mehr Schimmer, als Pracht an sich trug, mehr für die Zeit, als für die Ewigkeit gebaut war.

Das Haus Östreich war es, was damals

die Regenten Frankreichs hinderte, dies Ziel ihres mehrmals erneuerten Strebens zu erreichen. Dies Regentenhaus, das, seit mehr als einem Jahrhunderte, zu einem Grad von Macht und Größe gelangt war, wie seit fünf bis sechs Jahrhunderten kein Regentenhaus außer ihm, wurde dadurch ein Gegenstand des Neides und des Hasses, nicht nur der Beherrscher Frankreichs, sondern aller bedeutenden Staaten Europens. Seine zunehmende innere Schwächung immer mehr empfindend, suchte es sich durch Despotismus und Vergrößerungskriege zu restauriren und bewirkte dadurch — Verkleinerung und Erschöpfung.

Seit vier und zwanzig Jahren führte das Haus Östreich, das über Östreich regierte, einen Unterjochungskrieg im deutschen Reiche, der dieses — in jeder Hinsicht hochkultivirte — Land zu dem Kampfplatze fünf bis sechs fremder Nationen machte und der wildesten Verheerung preis gab, ohne etwas anderes, als dies bis dahin zu bewirken.

Das Haus Östreich, das in Spanien herrschte, büßte durch seine Despotie und Erschlaffung, die Niederlande wie Portugal ein, und

würde auch Neapel verloren haben, wenn der Zufall es nicht gerettet hätte. Es war im Kriege in Deutschland, in Verbindung mit dem Kaiser, mit den deutschen Fürsten und Schweden, im Kriege mit Frankreich, um Aragonien und Katalonien; im Kriege mit seinen eigenen Unterthanen, in dem letztern Königreiche.

Von beiden Zweigen des östreichischen Hauses war der spanische — mit Rücksicht auf seine amerikanischen Besitzungen, immer noch das Länderreichste, so wie es das Geldreichste war. Beide Zweige zusammen beherrschten eine ungeheure Masse von Besitzungen. Wären sie vereinigt und von einem kräftigen Regenten nach einem verständigen Plane regiert worden, so hätte dies Haus eine entschiedene Präponderenz in Europa fort behaupten und früher noch in das Verhältniß zu diesem Welttheile kommen müssen, in welchem sich Frankreich jetzt dazu befindet.

Allein Spanien hatte schon, unter einem Tyrannen und zwei geist- und kraftlosen Regenten, alle Übel einer völlig zwecklosen Regierung erfahren; und wurde jetzt, durch einen eben so unfähigen Minister, einem völligen Un-

tergange gleichsam planmäßig immer näher gebracht. Sonst pflegen nicht selten die schwächsten Regenten die kräftigsten Minister zu haben, wodurch aber freilich dem Staate nicht immer geholfen ist, indem die kräftigsten meistens auch am heillosesten für ihren Eigennutz wuchern.

Philipps des vierten Minister wetteiferte mit ihm an Indolenz und übertraf ihn vielleicht noch an Hochmuth; und unter ihm machte sich Portugal los, befestigten die Niederländer ihre errungene Freiheit, empörten sich die Catalonier, ging Roussillon an Frankreich verloren und verarmte das Land, an Menschen und Schätzen, in Kriegen und durch Kriege, die zum Theil für ein ihm völlig fremdes Interesse geführt wurden, und über welche man das Eigene vollends vernachlässigte.

Als ältere Linie, suchte die spanische auch immer noch einen Einfluß auf die östreichsche auszuüben; durch welchen es denn auch die Verpflichtung auf sich lud, für dessen Zwecke verhältnißmäßig mit zu wirken. Vom spanischen Hofe und den Jesuiten aus ging die Idee, den Protestantismus zu unterdrücken, an welche die

Herrschsucht Östreichs dann wieder den Plan band, den deutschen Reichsstaat zu unterjochen.

Daß nicht es gelang, war bekanntlich eben so wenig das Werk der Macht, des Muths und des Gemeingeistes der deutschen Fürsten, als der Kraft und der Wirksamkeit des deutschen Reichs-Staats-Verbandes. Die kennen die Geschichte und den Charakter unseres deutschen Vaterlandes nicht, die in den neuern Zeiten die ältern preisen und beseufzen, in denen Deutschland eine würdigere und rühmlichere Rolle gespielt habe.

Die ganze deutsche Reichs-Staats-Verfassung war — man kann fast sagen von Jeher — das Bild des nur für sich strebenden und wirkenden Egoismus; die deutsche Freiheit, die Selbstsucht der Fürsten, die danach trachteten, kein Gesetz, als ihre rohe Willkühr zu erkennen. Wie lange hatten die verheerenden anarchischen innern Kriege, die rohen Balgereien des Faustrechts und die schimpflichen Räubereien der Gesetzlosigkeit aufgehört, als der dreißigjährige Krieg begann? Und wo hat sich bis zu dieser Zeit und während dieser Zeit bei den deutschen Reichsständen auch nur ein Funke von

dem

dem Geiste gezeigt, den die geblendete Vaterlandsliebe in den neuesten Zeiten, als aus demselben verschwunden beseufzt und der, wie das Traumbild eines Erwachenden, nirgend wo sich befunden hat und befinden konnte, als in der Phantasie dessen, der sich in Deklamationen darüber erschöpft.

Deutschland hatte um diese Zeit das Schicksal, welches ein Jahrhundert früher Italien gehabt hatte. Fremde Völker kämpften in demselben um dasselbe. Und nicht genug, es durch fremde Heere zu verwüsten, zogen sie die inländischen Regenten und Staaten mit in ihren Streit und veranlaßten sie, sich unter einander selbst zu entkräften, um so jenen Fremdlingen die Unterjochung ihres Vaterlandes zu erleichtern. In dem Kampfe, den fremde Völker, auf Deutschlands Boden, um Deutschlands Eigenthum, für Deutschland immer verheerender fortsetzten, verhielt sich Deutschland als Staat beinah völlig leidend. Nicht einmal eine wirksame Stimme, zur Wiedererlangung des Friedens, dessen es so sehr bedurfte, war ihm geblieben. Wohl nie ist Deutschland in einem schimpflichern, gesunknern Zustande ge-

wesen, als in jener Zeit, die man doch noch immer geneigt ist, der jetzigen gegen über, als die gute alte Zeit aufzustellen und zu preisen.

Das Loos, was sich durch die ganze Geschichte bewährt hat, daß zu Hülfe gerufene, siegende Völker und Herrscher, den ihrem Eigennutze opfern, den sie gegen die Herrschsucht und Habsucht anderer in Schutz nehmen, war damals auch Deutschland gefallen. Es ist das verdiente Schicksal aller Völker und Staaten, die sich nicht selbst vertrauen. Wem würde die Unterjochung der deutschen Nation je in den Sinn gekommen seyn, wenn sie sich nicht selbst hingegeben hätte!

Eine ganz andere politische Tendenz hatte Schweden gehabt, bis die Zwietracht, die Deutschland entmannte, auf die Idee führte, Gustav Adolph zur Theilnahme an dem germanischen Kriege zu veranlassen. Mit Blick und Arm war es gegen Polen und Rußland hin gerichtet; wie Frankreich nur nach Italien seine Tendenz hatte, ehe die dritte Koalition ihm die folgenreiche Wendung nach Deutschland zu gab. Schweden ließ einen Kampf mit

Polen unvollendet, um an dem Kampfe in Deutschland Theil nehmen zu können; wie Frankreich die Ausführung seiner Plane auf Italien suspendirte, bis es seine Feinde in Deutschland und dem Norden überwältigt hatte. Es änderte sich durch diese Wendung damals in Schweden das politische System, wie es sich durch den dritten Koalitionskrieg in Frankreich änderte oder erweiterte. Schweden lernte Deutschland kennen und seine Fruchtfelder den Wüsten Polens vorziehn. Frankreich lernte Deutschland schätzen und auf die Erweiterung seiner Verbindungen mit diesem, wenigstens eben solchen Werth legen, als auf die mit Italien und Spanien.

Der König von Schweden trat in Deutschland als Retter der deutschen Freiheit auf; und um sie desto kräftiger unterstützen zu können, trat er in nähere Verbindung mit Frankreich. So wurde Deutschland von zwei Beschützern in die Mitte genommen, indem es sich selbst als sein eigener Freund und Feind fortwährend bekämpfte.

Bald vergaßen die Beschützer ihre vorgeblichen ursprünglichen Zwecke und kämpften nur

für ihre Habsucht und Eroberungssucht. Deutschland mußte die Heere nähren, kleiden, selbst rekrutiren, die es verwüsteten, um es zu zerstückeln.

Wie hätte Schweden einen solchen Krieg so lange zu führen vermogt! Es ist ein eigenes Schicksal, was dieser Staat gehabt hat, daß er, wiewohl von der Natur und einer darauf gebauten Politik, durch seine geographische Lage, von allen Händeln des Kontinents — zu dem es kaum noch gerechnet werden kann — abgezogen, dennoch durch die abentheuernde Sinnesart seiner Regenten in Kriege verwickelt wurde, die es erschöpften, obgleich die Kriege meistens auf anderer Kosten geführt wurden und das Land selbst in Jahre- ja Jahrzehn- langen Kriegen, nicht einen Feind erblickte!

Während die Regenten an der Spitze von Heeren im Auslande umher zogen, verfiel indessen natürlich der Staat in seinem Innern. Um die Zeit zwar, wo das Jahrhundert Ludewigs des vierzehnten beginnt, sah Schweden seinen Regenten in seinem Schooße; aber dieser Regent war ein Kind, ein Kind weiblichen Geschlechts; — die Macht in den

Händen einzelner herrschsüchtiger und egoistischer Aristokraten. Wie sollten diese auf die Beendigung eines Krieges dringen, der ihnen von Jahr zu Jahr einen größern Zuwachs ihrer Macht und ihrer Besitzungen verschaffte?

Welche Plane mogte Oxenstierna nicht für seinen verlängerten siegreichen Aufenthalt in Deutschland, der Reichsrath für die längere Dauer seiner Herrschaft über das Reich entwerfen! Andere Übel mögen einen Staat schneller und plötzlich ins Verderben stürzen, keins führt ihn so sicher und so rettungslos dahin, als eine Adels-Aristokratie, oder Oligarchie, die zugleich mehr Tyranney ist als irgend eine andere, indem sie von dem Regenten wie von den Unterthanen empfunden wird. Hätte die geistreiche Christina nicht diese Jugend gehabt, schwerlich würde sie in reifern Jahren auf die Idee gekommen seyn, ihrer Herrschaft zu entsagen.

Die Habgier und Herrschgier des Adels war in dem benachbarten Polen, nach Maasgabe der Schlechtigkeit und größten Roheit der Nation, auch noch krasser und widerlicher. Wenn man jetzt so auf Sobieski's und Kasi-

mirs Zeiten in Polen hinweis't — Wladislaw regierte vor Kasimir — als wären sie die glänzendsten Stufen, die eine Nation erreichen konnte und verdienten der Stolz einer kultivirten Nation zu seyn; so kann der Kenner der Geschichte darüber nur lächeln oder die Achseln zucken.

Legen die Polen wirklich einen Werth auf jene Zeiten, so beweisen sie nur, daß sie aus dem Zeitalter tiefster Roheit nur wenig vorgeschritten sind. Die Polen schlugen sich, wie sich alle barbarischen Völker schlagen, und daß sie sich so schlugen, war ihr ganzes Verdienst. Ein König von Polen zu seyn zu Wladislaws Zeiten, nach Verhältniß größerer Unkultur dieser Nation, noch ein traurigeres Loos, als zu den Zeiten Stanislaus Augustus. Und welches das Loos eines polnischen Unterthanen war, darf kaum erinnert werden.

Indessen freilich spielten die Polen damals in dem Norden eine Rolle, weil sie noch Kraft besaßen, die sie in den neuern Zeiten verloren haben, ohne etwas wieder dafür zu erhalten. Auch war Rußland in die Reihe europäischer Staaten noch kaum eingetreten;

Preußen, als Macht, existirte noch nicht und Östreich hatte seine Tendenz nach Deutschland zu, wo edlere Reize seine Begehrungen weckten.

Indessen waren die Keime des Verderbens auch damals schon in ihm entwickelt. Sein Verhängniß ist Sklaverei; und wie hätte noch irgend ein Volk, irgend ein Mensch seinem Verhängnisse entrinnen mögen!

Herrschsucht des Adels war freilich ein allgemeiner Charakterzug dieses Standes aller europäischer Nationen. In manchen Staaten hatte die Monarchie ihn bereits überwältigt, in andern war sie überwältigt worden, in andern wurde der Kampf wieder erneuert. Was die Individualität eines kraftvollen Regenten auch unter ungünstigen Verhältnissen vermogte, zeigte die Regierung Christians von Dänemark. Doch wird in den Meutereien Cortiz Ulfelds veranschaulicht, wie der Geist des Adels noch nichts weniger als gebeugt war, wenn ihn gleich die Energie des Königs etwas niedergedrückt hatte. Nach dem Verhältnisse da diesen die Kraft im Alter verließ, erhob jener sein Haupt aufs neue. Der Zeitpunkt war zwar nahe, aber noch nicht gekom-

men, wo die Königsmacht, durch Hülfe der andern Stände, eine entscheidende Übermacht über denselben begründen sollte.

Vielleicht oder wahrscheinlich wäre es eher dahin gediehen, hätte Christian der vierte weniger darauf gedacht, in Europa eine Rolle zu spielen und daher die Kraft seines Geistes und seiner Macht in wirkungslosen Kriegen verschwendet, als seine Regentenmacht auf einem soliden Grunde zu befestigen. Der neue Krieg mit Schweden hatte bekanntlich keinen glücklichern Erfolg, als der frühere in Deutschland, wo jetzt nun eine Friedensvermittlung ihm die Vortheile gewähren sollte, die er vorher durch den Krieg zu erlangen hoffte.

Der Anschein, der sich anfangs dazu gezeigt hatte, war indessen längst völlig verschwunden. Die Verwicklungen waren eher vermehrt, als vermindert und alle europäischen Mächte — bis auf Polen, England und Rußland — mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar davon umsponnen.

England, schon damals ein sehr bedeutender Staat und mit dem übrigen Europa, ohnerachtet seiner isolirten Lage, in vielfachen Ver-

bindungen, wurde durch seine innere Zerrüttung verhindert, einen wirksamen Antheil an den Verhältnissen und Ereignissen des Kontinents zu nehmen, die es freilich auch noch nicht so interessirten, als in späteren Zeiten. Seit mehreren Jahren schon war es ein Raub des Bürgerkriegs; eine Folge der Schwachköpfigkeit und Engherzigkeit seiner Regenten, Vater und Sohn aus dem Hause Stuart.

Klügere und kräftigere Vorfahren hatten in diesem Reiche den Adel dem Monarchen schon völlig unterworfen und beide Interessen eng aneinander geknüpft. So sah man hier, was bis dahin ungewöhnlich war, den Adel die Waffen führen für die Anforderungen und Anmaßungen der Könige, zur Begründung und Befestigung einer unbedingten Herrschergewalt.

Ein solcher Kampf, mit der Grundkraft und dem heiligsten Interesse der Nation, mußte stets für den Monarchen mißlich bleiben, wenn er auch gewesen wäre, was Karl der erste nicht war, ein Mann von Geist, Kraft und Entschlossenheit. Wer bei beschränkten Hülfsmitteln das wenige sich täglich vermindernde nicht zu benutzen versteht, muß in dem Streit

mit Gegnern, die in beiden auch das Gegentheil von ihm sind, sich, wie Karl hier that, durch das, was er unternimmt, seine Ideen und — Überzeugungen zu realisiren, den Untergang bereiten. —

Diesem Kampfe, so wichtig wie er schien für den allgemeinen Zweck und das Interesse der Könige, sah Europa ohne Theilnahme zu. Selbst Frankreichs Beherrscher, welchen die Bande der Blutsfreundschaft an das Interesse des Königs von Großbritannien knüpfte, scheint kaum einen nähern Antheil daran genommen zu haben. Man ließ das Haus Stuart in England untergehen, um das Haus Östreich in engere Schranken zurück zu führen. Dieser Plan Richelieus überlebte seinen Urheber und brachte die Verbindung zwischen Frankreich und Schweden zuwege, die bis auf die neuesten Zeiten fast ununterbrochen fortgedauert hat.

Ist die Frage nun: welchem Staat als Macht unter allen, die damals in Europa bedeutend genennt wurden, der erste Platz gebühre? so dürfte kaum eine entscheidende Antwort darauf zu ertheilen seyn. Frankreich war

durch die Unterwerfung der Hugenotten und die Bezwingung des Adels für die allgemeinen Verhältnisse Europens erst wieder bedeutend geworden. Es hatte gleichwohl weder große wohlorganisirte stehende Heere, noch eine Seemacht, noch einen beträchtlichen Handel und großen Geldreichthum. Das kleine Holland, zu dessen Erwähnung bis jetzt sich noch nicht Gelegenheit fand, war ihm in beidem letztern weit überlegen.

Die Staaten der vereinigten Niederlande bildeten damals die erste Seemacht in Europa, so wie sie den ersten und reichsten Handelsstaat ausmachten. Ordnung und Betriebsamkeit herrschte in allen seinen Theilen, und je weniger er sich leichtfertig bezeigte, an den größern Händeln Europens Antheil zu nehmen, desto wichtiger wurde seine Theilnahme an denselben, und desto emsiger folglich das Bemühn der Regenten und Staaten Europens, ihn in dieselben zu verwickeln.

Noch betrachtete Spanien dieses Land als abgefallen und hatte die Idee mit nichten völlig aufgegeben, es aufs neue wieder mit sich zu vereinigen. Holland aber sah seine Unab-

hängigkeit schon so fest gegründet, daß, wenn es am Kriege Theil nahm, es weniger für sein eigenes als fremdes Interesse die Waffen ergriff. Seine Verbindung wurde gesucht, seine Theilnahme für wichtig gehalten.

Wenn in den Monarchien Macht der Herrscher und Vergrößerung des Regenten-Hauses die Gegenstände der Politik und des Krieges waren, so war es in diesem Freistaaten-Vereine Religion und Bürgerfreiheit. Kein Staat in der neuern Geschichte hat, wie dieser, gezeigt, zu welchem Grade der Macht und des Ansehns, verbunden mit Fleiß, Industrie und Einfachheit der Sitten, ein Häuflein von Menschen, die nicht einmal auf ihrem Wohnplatze ihre Subsistenz von der Natur gesichert fanden, gelangen könne.

Die Schweitz, durch ihre Lage zu einer goldenen Mittelmäßigkeit bestimmt, durch die kühne und beharrliche Behauptung ihrer Unabhängigkeit und den Ruf der Kühnheit und Tapferkeit ihrer kraftvollen Söhne, in frühern Zeiten, zu einer gewissen — ihrem Verhältnisse als Staat nicht angemessenen — Wichtigkeit gediehen, hatte um diese Zeit, durch ihren Menschenhan-

del und ihre neueren Streitigkeiten, jene höhere Achtung bei den großen Mächten fast gänzlich verloren.

Frankreich und Östreich suchten für ihre Zwecke zu gewinnen, aber zeigten auch, besonders die erstere Macht, indem sie sich um die Fortsetzung der Verbindung mit ihrer Regierung bewarb, wie sehr sie sie als Macht gering achteten. Und wenn sie sich, während des dreißigjährigen Krieges, einer, freilich nicht selten gestörten Neutralität erfreuten, so war dies mehr die Wirkung der Politik der kriegenden Mächte, und der Vereinigung zufälliger Umstände, als ihrer Entschlossenheit und Selbstständigkeit. Denn so dringend die Lage und Verhältnisse dazu riethen, so konnte doch der Entschluß zur Errichtung einer eidgenossischen Kriegs-Macht, um die Grenzen gegen die oft empfundnen Verletzungen zu decken, nicht bewirkt werden; weil — der Eigennutz und das getrennte Interesse der Theilnehmer dieses republikanischen Vereins nicht dazu stimmte.

In dem benachbarten Italien war um diese Zeit kein Staat, der sich durch Macht und Ansehn besonders hervorthat. Östreich und

Frankreich bemühten sich fortgesetzt, ein entschiedenes Übergewicht des Einflusses auf die politischen Verhältnisse dieses schönen Erdtheils zu behaupten.

Der für letztere Macht erwünschte Gang des mantuanischen Erbfolge-Kriegs, hatte dieser, in dem längst schon zweideutigen Savoyen kein solches Übergewicht verschaft, daß ein bestimmtes Verhältniß dadurch hätte gebildet und den innern Unruhen in diesem Lande ein Ende gemacht werden können.

Die ehemals so bedeutenden, — selbst mächtigen Republiken Ober-Italiens, schienen ihre Rolle beinah ausgespielt zu haben; wenigstens zeigten sie sich unvermögend, selbst auch nur in der Wage der erwähnten großen Mächte, in Italien auf der einen oder der andern Seite einen entscheidenden Ausschlag zu geben.

Venedig mußte zwar, seiner Lage nach, an dem, was in Ober-Italien vorging, thätigen Antheil nehmen, und sein Bestreben war hauptsächlich auf die Verminderung der Übermacht Spaniens gerichtet. Aber auch hierin wurde nur wahrgenommen, daß diese alte, vormals so mächtige und berühmte Republik, kaum noch

der Schatten von dem sey, was sie vormals gewesen war.

Dasselbe galt von Genua, was jetzt kaum im Stande war, sich gegen die Vergrößerungs-Begierde des Hauses Savoyen in Sicherheit zu setzen. Toskana opferte dem spanischen Interesse seine Sicherheit und seinen Flor. Roms Ansehn war auch in Italien so gut als verlohren; und die zunehmende schlechte Staatswirthschaft raubte ihm auch seine schwache Kraft als Staat. Neapel war ein Eigenthum Spaniens, und wurde von demselben — auf eine ehrlose Weise, wie vormals Portugal, nur nicht ganz mit der Rücksichtslosigkeit, wie bei diesem — gleich einem Grundstücke zum Nießbrauche benutzt.

Dies war das Loos der Nebenstaaten, wie der Kolonien; indem man jene mehr noch als diese, und beide mehr noch als die Hauptstaaten, als bloßes Familien-Gut betrachtete, und in Beziehung auf jene sich noch weiter von der Idee entfernt hielt, daß der Besitzer derselben eigentlich Regent, der Regent eines Staats nur zum Regieren desselben bestimmt sey, und in dieser seiner Bestimmung zuerst Pflichten habe, an deren Erfüllung erst einige Rechte geknüpft seyn könnten.

Von der Küste Italiens, so wie von so manchen andern, blickte man mit — wiewohl schon beträchtlich verminderter — Furcht, nach den Ländern über Meer, wo der furchtbare Feind der Christenheit hauste.

In dem osmanischen Kriegerstaat war seit den Solimanns für Europa, wie für ihn selbst, folgenreiche Total-Veränderung eingetreten, daß die Herrscher, die bis dahin nur in den Lagern erzogen wurden und lebten, plötzlich ihre ganze Natur veränderten und sich von Kindheit an auf die Mauern des Serails beschränkten. Dadurch wurde Tendenz und Verfassung dieses Staats nicht verändert, aber wohl der Erfolg seiner Unternehmungen und seine Kräfte. Wiewohl man noch immer die Absicht verrieth, nach Ungarn und Dalmatien hin seine Eroberungen auszudehnen, so hatte man doch die schönsten Zeitpunkte, welche der dreißigjährige Krieg für diesen Zweck darbot, unbenutzt gelassen. Das kleine Venedig war jetzt ein Objekt für die kolossale Macht der Osmanen geworden; und wiewohl selbst nicht mehr zur Hälfte was es ehemals gewesen, durfte es doch

nicht

nicht verzweifeln; ihr einen wirksamen Widerstand zu leisten.

Durch die abnehmende Furchtbarkeit der türkischen Heeresmacht, war man in den Kabinetten der christlichen Mächte nach und nach geneigter geworden, die, welche man sonst nur in dem Lichte einer großen Räuberschaar sah, als einen in die Reihe der übrigen eingetretenen europäischen Staat zu betrachten. Doch hinderte selbst die Rohheit der Muselmänner und die Schlaffheit ihrer Regenten ohnstreitig am meisten, daß sich diese Verhältnisse nicht allgemeiner bestimmten und mehr ausbildeten.

Frankreich war der Staat, der am frühesten Verbindungen mit den Osmanen eingegangen war, und sie auch am beharrlichsten und regelmäßigsten mit denselben unterhielt. Von dem übrigen Europa wurden sie, im Ganzen genommen, noch immer als Erbfeinde der Christenheit betrachtet; so wie sie ihrer Seits die tiefste Verachtung gegen die Christen und christlichen Mächte bei jeder Gelegenheit zu erkennen gaben.

Rußland war, zwar nicht in demselben Lichte, aber doch auch als ein vielleicht weniger

noch als die Türkey zu den europäischen Staaten gehöriges, Barbaren-Reich betrachtet; und fern war man selbst von der Ahnung, daß es einst unter diesen, und noch dazu mit Wichtigkeit, auftreten und auf das Schicksal und die Verhältnisse derselben eine entscheidende Einwirkung üben könnte.

Zaar Michael hielt sich, wie es scheint, sehr geehrt, seine Tochter, mit großem Heiraths-Gute, an einen Sohn des Königs von Dänemark verheirathen zu können; der nicht einmal völlig legitim war, auch nicht den Titel eines Prinzen von Dänemark führte.

Einige frühere Handels-Verhältnisse mit England abgerechnet, entspannen sich so die ersten Verbindungen mit den näheren europäischen Mächten. Die Regenten dieses Reichs hatten bisher vollauf zu thun gehabt — da Stürme dasselbe in seinem Innern zerrütteten und kein kraftvoller Regent an seiner Spitze stand, — sich der benachbarten gleich rohen Polen zu erwehren, und selbst der erste bessere Regent hatte den Frieden von ihnen erkaufen müssen, und für Gewinn geachtet, ihn erkaufen zu können.

Polens Besitzungen dehnten sich um diese

Zeit über Liefland, Esthland und Curland hin aus. Es stand gleichfalls von den kultivirten Staaten Europens abgesondert, stets schlagfertig gegen Rußland und Schweden. Schweden war von dem Norden abgewandt und in Verbindung mit Frankreich und Holland und mehrern protestantischen Fürsten in Deutschland. Engverbunden ihnen gegen über standen Östreich und Spanien. England war auf sich reducirt. Dänemark, gleichfalls isolirt, machte den Vermittler in Deutschland, und gerieth darüber in einen neuen Krieg mit Schweden.

Der allgemeine Zustand von Europa war allmähliches Entwicklen und Zerstöhren — durch innere und äußere Kriege — der mehr oder weniger vorgeschrittenen Entwickelung. In keinem Staate waren die Kräfte zur Vollendung gediehn, die Verhältnisse verfassungsmäßig und dem Staats-Zwecke angemessen bestimmt. Die kultivirtesten Staaten waren einer Krisis nahe, oder darin begriffen, oder hatten sie so eben bestanden. In keinem Staate hatte man einen Begriff von Staatswirthschaft; und nimmt man einige Republiken aus, in denen sich doch diese Begriffe meistens auch nur sehr unvoll-

kommen entwickelt hatten — keiner eine Vorstellung von dem Wesen und Zweck der Staats-Administration.

Kein Staat hatte eine sichere Vertheidigungs-Macht, so wie er keine feste innere Begründung hatte. Die Heere wurden von Kriegs-Anführern aufgebracht, und waren an diese persönlich gebunden. Nicht der Beherrscher von Östreich, Ungarn und Böhmen und das Haupt des deutschen Staats vermochte ein Heer, wie er es bedurfte, zusammen zu bringen, sondern der böhmische Edelmann Wallenstein, bei dem jener Monarch seine Rettung suchte und aus dessen Gewalt er sich kaum noch befreien konnte.

In keinem Staate war etwas angemessenes für Kultur geschehn, und was sich von selbst entwickelt hatte, war durch den Krieg fast gänzlich zu Grunde gerichtet worden.

Fast alle Staaten, die damals zu Europa gerechnet wurden, hatten eine Zeit gehabt, wo sie blühender, oder mächtiger waren, oder besser regiert wurden. In Frankreich allein war eine Art von Begründung eines bessern Zustandes geschehen; doch auch nur in der Art,

daß persönliche Kraft, die sie bewirkt hatte, darauf fortbauen mußte, um ein Gebäude darauf zu errichten und demselben Vollendung und Festigkeit zu geben.

Zweite Abtheilung.

Übersicht der nächsten Vorzeit Frankreichs.

Es ist in vielen Büchern zu lesen: der Kardinal Richelieu habe den Grund zu dem Gebäude der Größe und Macht gelegt, welches von Ludewig dem vierzehnten in Frankreich aufgeführt wurde. Es ist gleich häufig zu lesen, daß dieser Kardinal das Muster eines großen Staats-Mannes und Ministers gewesen sey, und daß Peter der erste sich über seine Statue, auf seinem Grabmahle, hingeworfen und ausgerufen habe: könnte ich dich ins Leben zurückrufen, so wollte ich dir die eine Hälfte meines Reichs geben, damit du mir die andere mögest regieren helfen.

Vorausgesetzt, daß diese Anekdote so wahr ist, wie sie zuversichtlich erzählt und nacherzählt wird; so würde sie nichts weiter bewei-

sen, als was man ohnehin weiß: daß Peter von einem hohen Enthusiasmus für seine Bestimmung erfüllt war, und daß er sich in manchen Hinsichten weit weniger zutraute, als er enthielt und vermochte.

Peter war, in jedem Betrachte, ein größerer Regierer, als der Kardinal Richelieu. Was bezeugt die Geschichte anders von ihm, als die Qualitäten eines Tyrannen, der kein Dummkopf war? Und um ihn, auch in Betreff seines Talents, mit Sicherheit zu würdigen, müßte man genauer wissen als man weiß, was von dem, das auf seiner Rechnung steht, ihm und seinem getreuen Gehülfen und Beistand, wahrscheinlich auch Führer und Unterstützer — dem Pater Joseph gehörte.

Dieser räthselhafte Charakter ist einer der dunkelsten und gleichwohl interessantesten, den die Geschichte jener Zeit aufstellt. Er erscheint in seinem Thun wie ein mächtiger Dämon, der im Verborgenen wirkt; durch seines Thuns Wirkung jedoch in seiner Wirksamkeit von Zeit zu Zeit werther wird.

Gewiß war er ein weit fähigerer, weit außerordentlicherer Mensch, als der Kardinal Ri-

chelieu, der durch ihn wurde, was er ward und gewiß auch durch ihn geblieben ist, was er geworden war. Der Pater Joseph war es, der die Plane entwarf, und der zu ihrer Ausführung die Anleitung gab, auch wohl die Mittel in den wichtigsten Angelegenheiten verschaffte. Vielleicht oder höchst wahrscheinlich war Richelieu nichts anders, als das Werkzeug dieses eben so verschlagenen als kühnen und thätigen Mannes. Von einem höheren Ehrgeize geleitet, als dem, der nach Ehrenstellen strebt, blieb er in einer gemeinen Mönchskutte versteckt, indem er eigentlich Frankreich regierte und Plane zur Umkehrung von Europa entwarf.

Will man den Kardinal nicht für talentlos gelten lassen, so hat man doch weiter keinen Grund, ihn für einen eminenten Kopf zu halten, als daß er sich — doch wohl ohne es zu wollen und selbst es zu wissen, — der Leitung dieses eminenten Kopfes überließ. In einem epischen Gedichte würde man dem Pater Joseph den Charakter des Satanas geben, indem man Richelieu als einen gemeinen Teufel darzustellen hätte. Er war Tyrann und

Unterdrücker und Mörder. Seine Klugheit und Feinheit reichte nicht hin, um seine Herrschsucht zu befriedigen; daher er zu Gewalt- und Greuelthaten seine Zuflucht nahm, die seinem niedrigen und bösartigen Gemüthe natürlich und mit geringer Geisteskraft auszuführen waren.

Was ist von ihm verrichtet worden, das eine höhere, als gemeine Tyrannen-Natur in ihm beurkunden, oder auch nur andeuten könnte? Daß er die Hugenotten nicht ausrottete, nur unterdrückte — war das sein Verdienst? Kann das überall ein Verdienst zu nennen seyn? — Hat Frankreich nicht genug an Menschen, an Wohlstand, durch die unseligen Verfolgungskriege, die er führte, verlohren? Wäre keine Greuelthat seiner Verwaltung weiter in den Annalen der Geschichte aufgezeichnet, diese würde hinreichen, einen jeden, der Sinn für Menschlichkeit hat, von derselben zurück zu scheuchen und mit Abscheu gegen den Despoten zu erfüllen!

Und was hat er für Frankreich wohlthätiges bewirkt? Er hat den Hof-Adel jahrelang verfolgt und mit Spanien und Östreich Kriege geführt, durch welche die Besitzungen desselben

um einige Theile erweitert, der Staat aber im Innern erschöpft und fast zu Grunde gerichtet wurde. Kann man nun sagen, daß er Frankreich die Ruhe gegeben habe, die doch um solchen Preis immer theuer genug erkauft worden wäre? Neue Meutereien, eben dieses großen Hof-Adels, am Ende seiner Verwaltung und seines Lebens, beweisen zur Gnüge, wie sehr diese Absicht, wenn er sie bezweckte, von ihm unerreicht blieb. Aber es ist anzunehmen, daß auch in so fern nur der Staat ihm niemals am Herzen lag.

Ein Minister, der der Gegenstand des Hasses, selbst seines Regenten ist, muß sehr unzweideutige Wirkungen seiner Administration hervorgebracht haben, wenn er das Urtheil der unpartheiischen selbst beobachtenden Nachwelt nicht ebenfalls wider sich haben will. Und welches sind die Wirkungen dieser Art, die Richelieu von seiner Administration aufzuweisen hat? Zerrüttete Finanzen, zerstörte Gewerbe, einen gährenden Stoff zu neuen verderblichen Bürgerkriegen, und sonach in jeder Hinsicht den Fluch seiner nur von Nachbetern seiner Schmeichler gepriesenen Administration.

Wie mag man grellere Gegenstücke finden,

als Heinrich der vierte mit seinem Minister Sully und Ludewig der dreizehnte, mit seinem Minister Richelieu. Jeder der beiden Regenten war seines Ministers würdig; jeder der beiden Minister dem Charakter und der Sinnesart seines Regenten vollkommen angemessen.

Heinrich der vierte war edel, hochherzig, voll Geist und Einsicht, von seiner Bestimmung durchdrungen, wie es ein Regent in der damaligen Zeit nur immer seyn konnte.

In Sully hatte er einen Minister zur Seite, dem des Landes Wohlfahrt am Herzen lag, und der den Willen und die Fähigkeit hatte, in so fern seine Kenntnisse hinreichend waren, sie zu der ersten und wichtigsten seiner Minister-Bestrebung zu machen. Wie beschränkt auch, der Zeit gemäß, seine Einsicht noch war, erkannte er doch den richtigen Grundsatz, daß nur durch die Entwicklung der innern Kraft, ein Staat in den Stand gesetzt werden könne, seine Wirksamkeit in den äußern Verhältnissen fest zu gründen und möglichst zu verwahren.

So wurde Frankreich unter der Regierung jenes Königs und der Administration dieses

Ministers blühend, und durch die Früchte, die diese Blüthe trug, mit neuer Kraft erfüllt und in den Stand gesetzt, die selbstentworfnen Plane des heldenmüthigen Königs zur Ausführung zu bringen, ohne seinen Untergang in diesen Unternehmungen zu finden, oder zu bereiten.

Bei einem gleichen Verhältnisse zwischen Regenten und Minister, unter Ludewig dem dreizehnten, zeigte sich eben so natürlich die gerade entgegengesetzte Wirkung. Dieser Monarch, ein höchst unähnlicher Sohn seines Vaters — schwachköpfig, feige, unthätig, zur Härte, selbst zur Grausamkeit geneigt, ohne Sinn, wie ohne Fähigkeit für seine Bestimmung, von einem herrschsüchtigen Weibe, seiner Mutter, geistig verkrüppelt; — wie konnte der einen Minister finden, der seinem Bedürfnisse angemeßner war, als der, dem er die Angelegenheiten der Regierung anvertraut hatte? Richelieu's Grundsätze und Gesinnungen waren den seinen völlig angemessen; seine höhere Kraft diente seiner Schwäche zur Stütze. Unter dieser Administration konnte daher von dem Wohle des Staats kaum die Rede nur seyn.

Herrschsucht, Ehrsucht und Furcht, waren die Motive, die an dieser Regierung und Verwaltung wirksam wurden, und die nichts anders als das Verderben des Staats zur Folge haben konnten. Man wandte Tyrannen-Mittel an, um eine allgemeine Unterwerfung zu bewirken, und man suchte eine allgemeine und unbedingte Unterwerfung zu bewirken, um sich der Furcht zu entledigen und die Herrschsucht und Ehrsucht desto ungestöhrter befriedigen zu können. Man führte Kriege, um die Aufmerksamkeit von der Verwaltung im Innern abzuziehn, und suchte Eroberungen zu machen, um den Keim des Verderbens zu bedecken, der überall im Innern des Staats wuchernd aufgeschossen war.

Wenn das dem nachfolgenden Regenten wirksam vorarbeiten heißt, so war allerdings von Richelieu Ludewig dem vierzehnten und seinen Ministern vorgearbeitet worden. Zwei schwere Kriege, der Haß der Nation gegen jede Minister-Regierung und eine völlig zerrüttete Staats-Ökonomie waren es, was der hochgepriesene Minister dem Nachfolger seines Regenten überlieferte. Ob dagegen angeführt zu werden verdient, daß Richelieu die Eitel-

keit hatte, auch für einen Beschützer der Wissenschaften gelten zu wollen, und deshalb einige Gesellschaften von Gelehrten stiftete, oder beschützte, — müssen wir andern zur Entscheidung überlassen. Wir finden uns um so weniger berufen, was so oft erzählt ist, in dieser Hinsicht, hier noch einmal nachzuerzählen, da überhaupt die Kultur der Wissenschaften in Frankreich nur noch auf einer niedern Stufe stand, und — einige wenige Werke des Geschmacks und der Sprache abgerechnet — wie alles übrige erst noch entwickelt werden sollte.

Erster Haupt-Moment

Mazarins Administration.

Erstes Kapitel.

Bis zu dem Ausbruche der innern Unruhen.

Nach einer dreiundzwanzigjährigen kinderlosen Ehe, war Ludewig dem dreizehnten (1638) der erste Sohn gebohren; der also (1643) in seinem fünften Jahre, sein Nachfolger wurde.

Es ist ein eigenes — gewiß nicht günstig zu nennendes Schicksal, was über Frankreich waltete, daß vier Regenten hinter einander, in ihren frühesten Kinderjahren, unmündig zur Regierung gelangten. Und leicht möchte der unpartheiische Forscher, in diesem Umstande, einen weit wirksamern Theil der Ursachen der großen

Revolution finden, als in den Schriften der Philosophen und Politiker, denen man alles nicht nur was sie Übeles hervorbrachte, sondern sie selbst lange Zeit fast ausschließend aufbürden wollte.

Mit dieser Eigenthümlichkeit des Schicksals verbindet sich, zum Theil wenigstens, eine zweite, die man zugleich eine Sonderbarkeit nennen könnte, und durch welche der Nachtheil jener — wenigstens gewiß nicht vermindert worden ist.

Bekanntlich entfernte das in Frankreich noch immer gültige salische Gesetz das weibliche Geschlecht von der Beherrschung des Staats, obwohl nicht von der Regierung; denn es war Herkommens geworden, daß die Regentschaft, während der Minderjährigkeit den Müttern der unmündigen Regenten anheim fiel. Selbst wenn von den Erblassern andere Dispositionen gemacht worden, wurden dieselben, zu Gunsten der Mütter, umgestoßen; sonach mußte es, als Rechtens, anerkannt seyn. Ein solcher Fall war, wie man sich erinnert, nach dem Tode Heinrich des vierten, in Betreff dessen Wittwe, Maria von Medicis, eingetreten; ein solcher

cher trat auch jetzt, in Betreff der Wittwe Ludewigs des dreizehnten, Anna von Östreich, ein.

Durch einen Parlaments-Schluß wurde ein Testament Ludewigs des dreizehnten vernichtet, durch welches dessen Bruder, Gaston, Herzog von Orleans, an die Spitze der Administration während der Minderjährigkeit gesetzt war. Anna trat an dessen Stelle. Der Herzog von Orleans erhielt zur Entschädigung den Titel eines General-Lieutenants des Königreichs; ein Phantom einer Würde, das ihn zu großen Ansprüchen auf eine wirksame Theilnahme an der Verwaltung des Staats zu berechtigen schien; aber diese nur vorspiegelte, um den schwachköpfigen Gaston zu amüsiren und ihn dadurch von reellen Ideen und Entwürfen dieser Art abzuhalten.

Der Erfolg zeigte freilich, wie falsch diese Berechnung war; denn die Unbestimmtheit seiner Ansprüche ließen jede Anwendung zu; und ihre versagte Befriedigung hatte einen Haupt-Antheil an den Machinationen und Partheikämpfen, welche, wenig Jahre nachher, die Administration störten und beunruhigten.

Anna von Östreich war ein Weib von ge-

wöhnlichem Schlage, nicht ohne Fähigkeit, aber ohne Bildung, von leidenschaftlichen Eindrük-ken abhängig, inkonsistent, inkonsequent; durch-aus unfähig für sich allein und durch sich selbst der übernommenen wichtigen Funktion vorzustehn; dabei aber zu herrschsüchtig und zu eitel, sich diese Unfähigkeit selbst, geschweige denn andern oder gar öffentlich, einzugestehen.

Natürlich bedurfte sie einer Stütze, die sie an dem Kardinal Mazarin fand, der wenig Wochen nach ihrem Regentschafts-Antritt, an ihrer Seite die Stelle einnahm, die Richelieu unter der Regierung ihres Gemahls inne ge-habt hatte.

Nie war indessen ein Nachfolger seinem Vorgänger unähnlicher als Mazarin Riche-lieu. Der Weg, auf dem sie emporstiegen, war verschieden, wie ihre Persönlichkeit und sowohl Geistes- als Charakterbildung. Nur in dem unbegränzten Ehrgeize und der Herrschsucht glichen sie einander.

Richelieu, dieser stolze, alles niederschmet-ternde Minister, hatte sich durch Heuchelei und Ränke, durch Weiber-Gunst und Weiber-Intri-gue bei Hofe empor geholfen. Durch seine —

nach damaliger Weise — ästhetischen und sentimentalen Predigten, hatte er die Herzen der Damen zu gewinnen gewußt. Die Protektion einer Hofdame hatte ihm die Protektion der Marschallin von Ancre und diese die Protektion der Königin Mutter und Regentin, Maria von Medicis, verschafft. Als für die Familie d'Ancre der Zeitpunkt des Sturzes gekommen war, hatte er sich von seinem Beschützer abgewandt und sich mit ihrem Feind und Verderber in Verbindung zu setzen gesucht; und als in der Folge die Königin Mutter ihm auf dem Wege seiner Herrschsucht und Ehrsucht in den Weg getreten war, diese selbst verderbt, aus ihrem Vaterlande, ihrem Reiche vertrieben und im Elende umkommen lassen. Er hatte dadurch seine Herrschaft befestigt, daß er selbst dem Könige Furcht vor sich einzuflößen gewußt, und indem er diesen zugleich mit dem Staate regierte, war er selbst von einem Priester beherrscht und gehalten, der eben so sehr in Geist und Charakter über ihn stand, als er, seinen äußern Verhältnissen nach, unter ihm zu seyn schien.

Mazarin, zwar von seiner Jugend an auch

zum Priester bestimmt, widmete sich schon früh mit so entschiedenem Talent und Erfolge wichtigen Staats-Geschäften, daß bereits in seinem sechs und zwanzigsten Jahre (1628), als er in Frankreich auftrat, der Ruf eines fähigen und geübten Staats-Mannes vor ihm herging. Durch den päbstlichen Nuntius eingeführt und empfohlen, fand er eine sehr günstige Aufnahme, selbst bei dem Kardinal Richelieu, der ihn in die Dienste des Königs aufnahm, stets sein Gönner blieb, und ihn auch kurz vor seinem Tode einen Sitz in dem Staatsrathe einräumte.

Mazarin, ein gebohrner Römer, aus einem alten, sicilianischen Geschlechte, verband mit einer edlen Gestalt, ein überaus gefälliges Betragen. Er wurde in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht, und bewährte überall sein vorzügliches Talent. Nur durch sich selbst geführt und unterstützt, dankt' er auch nur sich die mehr und mehr sich begründende Anerkennung seines mehr und mehr sich entwickelnden Verdienstes.

In Frankreich damals eine Karriere zu machen, konnte nur durch den Einfluß der Weiber geschehn. Ein Mann von der Klugheit

Mazarin's, mogte daher auch dieses Hülfsmittel nicht ganz außer Acht lassen. Doch konnte ihm dies nur für seine Absichten über den Tod des Königs hinaus nützlich seyn. Man weiß, daß er sich die Gunst der Gemahlin des Königs erwarb, und kann vielleicht annehmen, daß er es war, der bei ihr die Idee weckte, die Regentschaft an sich zu bringen, um unter ihr oder neben ihr dieselbe zu führen.

Richelieu hatte die Furcht zum Princip seiner Staats-Administration gemacht; Mazarin wählte dagegen, seinem Charakter gemäßer, das Gewinnen. Der Königin bemächtigte er sich durch eine Leidenschaft, die sie ihm ganz zu eigen machte, und in dieser sonst schwachen Frau, in Hinsicht auf ihn, eine seltene Festigkeit und Beständigkeit entwickelte. Auch den Herzog von Orleans wußte er zu gewinnen und zu lenken, was bei einem so zweideutigen Charakter, auf die Dauer, kein gemeines Talent erforderte.

Gaston, Herzog von Orleans, Bruder Ludewigs des dreizehnten, war einer von den Schwächlingen, die Ansprüche machen, die sie durch die Nichtigkeit ihres Werths selbst wider-

legen; so wie sie deren Befriedigung durch ihre Charakterlosigkeit, bei jedem neuen Versuche, immer selbst wieder zerstöhren. In nichts beharrlich, als in seiner Feindschaft gegen den Kardinal Richelieu und in den kraftlosen Bestrebungen seiner Herrschbegierde, stiftete er ohne Unterlaß Komplotte gegen diesen Minister an, oder ließ sich in dieselben verwickeln, um, wenn es zur Entscheidung kam, von seinem Vorhaben abzustehn, seine Freunde zu verrathen oder zu opfern und vor dem Kardinale zu kriechen und Begnadigung von ihm zu erflehn.

Mit einiger Feinheit hätte ein so schwacher Charakter leicht gefesselt werden können; aber Richelieu besaß diese entweder nicht, oder war zu hochmüthig, um sie in Betreff seiner anzuwenden. Mazarin hingegen bediente sich dieses Mittels und wenigstens mit weit besserem Erfolge, als sein Vorgänger von der Anwendung der seinigen sah.

Wenn Richelieu ihn von den Geschäften und zwar so völlig auffallend entfernte, daß er es fühlen mußte: man wolle ihn nicht nur entfernen, sondern auch öffentlich als davon ent=

fernt dem Publikum darstellen; so ließ ihm Mazarin den Schein eines Einflußes und einer Wichtigkeit, die er ihm so gut wie sein Vorgänger entzog, und verhinderte dadurch, daß er nicht auf die Gedanken gerieth, sich zu verschaffen, was er schon zu besitzen glaubte.

Die Prinzen, der Adel, die am Hofe noch außerdem hätten auf bedeutende Stellen Ansprüche machen können, waren um diese Zeit größtentheils von demselben entfernt und bei den Armeen im Felde. In schlecht organisirten und regierten Staaten, ist der Krieg für die, welche die Verwaltung besorgen, meistens das Mittel, die Aufmerksamkeit von dem zu entfernen, was sie derselben zu entziehen, ihren Absichten angemessen finden. Für egoistische Zwecke dieser Art, sind leider unzählige verheerende Kriege entzündet und Staaten zur Theilnahme an Kriegen bewogen worden, die an sich kein wahres Interesse für sie hatten und wobei überhaupt kein eigentlicher wahrhaft politischer Zweck aufzufinden war.

Richelieu, sagt man, hatte die Kriege angefangen, um das Haus Östreich zu verkleinern: wir glauben, ein egoistischer Minister, der all-

mächtig ist, hat Zwecke, die ihm näher liegen und in seinem persönlichen Interesse begründet sind.

Der Krieg war geführt, wie damals überall die Kriege geführt wurden, mit unzulänglichen und unsichern Kräften, mit, in Verhältniß zu den Unternehmungen unserer Zeit, geringen Anstrengungen, und im Ganzen eher zum Vortheile als zum Nachtheile Frankreichs. Und dennoch erforderte er Aufopferungen, die dem Staate beschwerlich fielen und hatte Wirkungen, die ihm verderblich wurden.

Schon war daher Unzufriedenheit darüber geäußert. Und wiewohl Mazarin, aus eben den Gründen, aus welchen der Krieg von seinem Vorgänger angefangen worden, ihm nicht plötzlich ein Ende machen konnte und wollte, so scheute er sich doch, seinem Charakter und Systeme gemäß, ihn nur fortsetzen zu wollen, — um ihn nicht zu beendigen. Es wurde den Armeen, besonders den gegen Spanien, der Befehl ertheilt, nichts zu wagen, und mehr vertheidigend als angreifend zu agiren.

In Flandern, wo der Krieg hauptsächlich gegen Spanien geführt wurde, war die Lage der Franzosen in diesem Zeitpunkte mißlich —

selbst gefährlich. Gegen eine überlegene spanische Armee, die ein erfahrner Krieger führte, und die schon Fortschritte auf französischem Boden gemacht hatte, eine minder große französische, an deren Spitze ein Jüngling ohne Erfahrung und ohne begründeten Ruf stand.

Dieser Jüngling war ein Prinz vom Geblüte, der seinem Namen die Achtung verschafft hatte, die sein Verhältniß gebot; ein Sohn des Prinzen Heinrich des zweiten von Condé; aber er war ein Jüngling, der seinen ersten Feldherrn-Versuch wagte. Seine Jugendhitze erzeugte in ihm den Thaten-Durst; und sein Verhältniß als Prinz vom Geblüte, ließ bei ihm die Idee entstehen, daß er an Befehle nicht wie andere gebunden sey. Die Gelegenheit seinen Heldenruhm für Zeit und Nachwelt zu begründen, winkte ihm; und der Geist, der ihn belebte, trieb ihn an, sie nicht unbenutzt zu lassen.

Die Stadt Rocroi war durch die Spanier bedroht. Der Prinz, dem Hofbefehle und der Meinung des Veterans, der ihm als Rathgeber an die Seite gesetzt war, zuwider, griff die Spanier an und schlug sie.

Der Sieg bei Freyburg folgte dem Siege bei Rocroi, Enghiens Ruhm warf einen neuen und schönern Glanz auf die Waffen der Franzosen. Die Nation war für den Krieg nun gewonnen, ihre Aufmerksamkeit mit neuem Interesse an denselben geheftet.

Der Sieg bei Lens setzte seinem Ruhme die Krone auf. Der große Condé — denn diesen Namen führte er seit dem Tode seines Vaters — war das Ideal der Franzosen; indem er mit Achtung und Bewunderung von allen Nationen genannt wurde.

Große Talente sind nicht immer mit Größe des Charakters verbunden. Der große Condé wurde stolz auf seinen Ruhm, und begründete darauf Ansprüche, durch welche er zur Stöhrung der Ruhe des Staats sehr wirksam wurde, dem er, durch sein Verhalten als Feldherr, Ehre gemacht und durch die Folgen seiner Siege Vortheile erworben hatte.

Das Jahr 1648 führte den lang vergebens ersehnten Zeitpunkt herbei, in welchem dem verheerten Deutschland und dem größten Theile des erschöpften Europa der Friede wiedergegeben wurde. Bei allem Ruhme hatte doch die

französische Nation die Lasten des Kriegs in den leztern Jahren besonders wieder sehr drük-kend empfunden, und die Sehnsucht nach Frie-den war sonach groß und allgemein. —

Der Kardinal Mazarin, der seine Talente, besonders im diplomatischen Fache, nicht ver-kannte, und hier, wo er am ersten derselben sich bewußt geworden war, auch den meisten Werth darauf legte, gefiel sich auch in den langen und vielfachen Unterhandlungen besonders.

Über den Frieden selbst empfand er ohn-streitig noch mehr Genugthuung. Denn wenn auch der ursprüngliche Zweck, in Beziehung auf Östreich, nicht erreicht worden war, so wa-ren doch für Frankreich wichtige Vortheile er-rungen. Frankreich gewann Elsaß nebst Sund-gau mit Breysach und das Besatzungsrecht in der Feste Philippsburg. Gegen das deutsche Reich sowohl als gegen Östreich erhielt es da-durch eine Position, durch welche es ein bedeu-tendes Übergewicht gegen dieselben gewann. Und es kann kein Zweifel darüber seyn, ob Ludewig der vierzehnte gegen beide hätte ver-fahren können, wie er späterhin gegen sie ver-

fuhr, wenn diese Vortheile in diesem Frieden nicht erlangt worden wären.

Der Ruhm der französischen Politik wurde dadurch gehoben, und ohnstreitig würde auch der Kardinal an Schätzung der Franzosen gewonnen haben, wie die Achtung der Ausländer vor ihm sich vergrößerte, wenn nicht damals schon bereits ein Parthei-Kampf in Frankreich ausgebrochen, und der Geist der Faktion, der Unruhe und Intrigue wirksam geworden wäre.

Zweites Kapitel.

Innere Unruhen. Veranlassung. Ausbruch. — Die Königin. — Der Kardinal Mazarin. — Der Herzog von Orleans.

In Staaten, welche keine wohlgeordnete und auf richtige Principien und feste Formen begründete Verwaltung haben, ist nichts, was so leicht die Unzufriedenheit des Volks erregt, als die ungeregelten Abgaben und Erpressungen, die von dieser Ordnung oder Unordnung der Dinge unzertrennlich sind.

Wo keine Begriffe von Staats-Wirthschaft sind, sind auch keine Begriffe von Finanz-Verwaltung. Für die Bedürfnisse des Staats wird eben so wenig regelmäßig und angemessen gesorgt, als die Unterthanen sich an die Idee gewöhnen, daß der Staat Bedürfnisse haben könne und dieselben aus den Beuteln der Unterthanen bestritten werden müßten.

Tritt ein Bedürfniß ein, so sind gleich außerordentliche Auflagen nöthig, und diese werden gleich als Raub angesehen; denn nach eben dem Verhältnisse die Regierungen von libera-

len und richtigen Begriffen entfremdet sind, sind es in der Regel auch die Unterthanen; und dem Egoismus jener setzen diese stets gleiche Gesinnungen entgegen.

Mehr als alles andere bewirkten Kriege, zu allen Zeiten, Klagen über Druck der Auflagen, und zwar stets natürlich lauter und häufiger nach Maasgabe da die Finanz-Wirthschaft regelloser und egoistischer war. In Frankreich fanden, während der Administration Mazarins, beide Umstände statt; daher die Klagen auch sehr laut und häufig wahrgenommen wurden.

Die Regierung, daran gewöhnt, achtete wenig darauf. Ein neues Abgaben-Edikt folgte dem andern; und so lange die Stimmung der obern Behörden, besonders des pariser Parlaments, günstig für den Hof war, durfte er, bei der Ausübung derselben, keinen Widerstand fürchten. Sobald aber hierin das Gegentheil eintrat, sah sich die Regierung in großer und lästiger Verlegenheit.

Das pariser Parlament, das aus einer National-Repräsentation ein Gerichtshof und aus diesem ein Zwittergeschöpf von Tribunal und

Staats-Rath geworden war, bediente sich nur zu gern dargebotener Gelegenheiten, um sein Ansehen und seinen Wirkungskreis zu erweitern und der königlichen Autorität die seinige entgegen zu setzen.

Es scheint, daß der Umstand, nach welchem durch ein Herkommen die Prinzen vom Geblüte und die Pairs des Reichs Sitz in dem Parlamente von Paris hatten, hauptsächlich Veranlassung geworden war, daß diese Korporation vor den übrigen ähnlichen im Reiche Ansprüche machte, in allgemeinen Regierungs-Sachen eine Stimme zu haben. Sodann wirkte auch die Observanz, daß die königlichen Edikte in dem Parlamente in Register eingetragen wurden, ohnstreitig mit dahin. Und die Inkonsequenz der Regierung, — deren sich in ungeregelter Staatsverwaltung stets viele finden, — nach welcher man dem Parlamente scheinbare Rechte einräumte, um es als Werkzeug zu den Zwecken seiner Willkühr zu gebrauchen, konnte endlich ebenfalls nicht ohne Einwirkung bleiben.

Als Ludewig der dreizehnte zur Regierung kam, räumte man dem Parlamente das Recht

ein, die Bestimmung, welche Heinrich der vierte, in Betreff der Regentschaft gemacht hatte, umzustoßen, und eine andere Verfügung deshalb zu treffen. Als Ludewig der vierzehnte, fast im gleichen Alter und unter gleichen Umständen, seinem Vater folgte, drang man dem Parlamente eben dieses Recht fast mit den Waffen in der Hand auf. Eine auch nur negative Stimme in der Gesetzgebung und Verwaltung aber wollte man ihm weder unter jener, noch unter dieser Regierung zugestehen.

Indessen hatte sich das Volk doch gewöhnt das Parlament als seinen Anker in der Noth — besonders bei der stets zunehmenden Last zweckwidriger und drückender Abgaben — zu betrachten. Nach dem herkömmlichen Rechte der höhern und reichern Stände, sich von allen Abgaben möglichst frei zu halten, mußte der ganze Druck derselben um so schwerer auf die niedrigen und ärmern fallen. Der Kardinal hatte einen seiner Landsleute und Günstlinge an die Spitze der Finanz-Verwaltung gestellt, der eben so hart als unvernünftig und eigennützig in seiner Verwaltung zu Werke ging.

Klagen und Unruhen erhoben sich und Auffor-

forderungen wurden an das Parlament gebracht, sich der Sache des bedrückten Volks anzunehmen. Richelieu hatte, seinem Charakter und Systeme angemessen, während seiner Administration, diese Korporation durch Furcht im Zaume gehalten. Mazarin suchte sie, eben so seinem Geiste und Wesen gemäß, durch Kunst und Intrigue, nach seinen Zwecken zu leiten. Nach dem Maaße, da jene Maaßregel einfacher war, mußte sie auch wirksamer seyn. Mazarin erfuhr dagegen bald, daß sich die seinige allmählich in sich selbst verwickelte. Es blieb ihm nun nichts übrig, als den Parthei-Geist in dem Parlament selbst aufzuregen und die Zwietracht in dasselbe einzuführen, um eine allgemeine und wirksame Vereinigung gegen sich zu verhüten.

Er bedachte nicht, daß durch eben die Mittel, durch welche er eine Parthei für sich zu bilden suchte, er eine Parthei gegen sich gewissermaßen förmlich konstituirte; und nach dem Verhältnisse, da er durch jene dieser entgegen arbeitete, er diese mehr gegen sich aufbringen mußte; daß der Kampf dieser Partheien die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Nation

erregen mußte, und daß er so selbst sein Schicksal gleichsam aufs Spiel setzte.

Da das Interesse und der Ruhm der Korporation auf Seiten der Gegenparthei des Ministers zu seyn schien, da sich die Theilnahme des Volks für dieselbe erklärte; so mußte auch die Pluralität sehr bald auf ihrer Seite entscheidend werden.

Die verschiedenen Korporationen aus welchen das Parlament als Totalität gebildet wurde und die mit demselben in Verbindung standen, erschwerten die Behandlung desselben, wenn einmal der Geist der Unruhe und des Widerstrebens in demselben rege geworden war. Machtstreiche, die man nun von Seiten der Regierung anzuwenden versuchte, beförderten eine Vereinigung zum Widerstande. Das Parlament versagte zum ersten Male (im September 1647) förmlich und einmüthig die Einregistrirung eines königlichen Edikts, durch welches eine von Emeri neu ersonnene allgemeine Auflage, auf die in Paris eingehenden Lebensbedürfnisse, sanktionirt werden sollte. Zugleich machte es bei Hofe selbst dringende Vorstellungen dagegen.

Nur zu oft vergessen Staats-Männer, wie wichtig es ist, bei ausserordentlichen und schwierigen Gelegenheiten, die ersten Schritte mit Überlegung und Festigkeit zu thun. Wäre Mazarin hier beharrlich gewesen, vielleicht wären alle folgende Unruhen verhütet worden. Sein schmiegsamer Charakter ließ ihn das Gegentheil wählen. Er nahm das vom Parlamente verweigerte Edikt, auf dessen Remonstration zurück, und räumte diesem dadurch einen Sieg über sich ein, der von ihm nicht unempfunden und unbenutzt blieb.

Die Zurücknahme des erwähnten Edikts gab die Losung zu dem fortgesetzten Streite, über Einregistrirung königlicher Edikte, durch welchen das Parlament sich eine zunehmende Popularität erwarb; der Minister aber den alten Haß gegen Minister-Administration erneuerte und an sich knüpfte. Das Parlament nahm die Klagen des Volks über die bedrükkenden Abgaben bereitwillig an, zog Edikte, die ihm zur Einregistrirung vorgelegt wurden, seiner Befugniß ganz zuwider, zur förmlichen Untersuchung; setzte sich mit den übrigen Parlamenten und andern Korporationen in Ver-

bindung, und faßte (im Mai 1648) einen Beschluß, durch welchen auf eine Reform der Staats-Administration angetragen wurde.

Personen, die in Intriguen ungeübt sind, pflegen, wenn es darauf ankommt, ein kluges, festes und konsequentes Betragen zu beobachten, selten der Idee zu entsprechen, die man aus andern Veranlassungen von ihren Fähigkeiten gefaßt hat. Man mögte sagen, daß mehr noch Charakter als die Fähigkeiten den Staats-Mann bilden und ihm erforderlich sind. Die innere Konsequenz und Festigkeit ist es, die Ansehn gewährt und erhält, und die Wirksamkeit eingreifend und entscheidend macht.

Bei Mazarin zeigte sich das Gegentheil und dies war es, wovon seine Gegner den größten und wirksamsten Vortheil zogen. Es bildete sich dadurch ein Begriff von Schwäche, welcher der Achtung der Herrscher und Machthaber unter allem am nachtheiligsten wird. Und was die öffentliche Achtung derselben schwächt, verhindert ihre Wirksamkeit und das Wohl des Staats.

Die Geschichtsbücher sagen meistens: die Königin habe Mazarin geliebt, und sey von ihm,

seinen Zwecken gemäß, fast unbedingt regiert worden. Mag dies seyn, wie es dargestellt wird; so folgt daraus noch nicht, daß nicht besonders in Zeiten und Lagen, wie diese, die Königin auch wieder auf die Entschließungen des Ministers Einfluß gehabt habe. Festigkeit und strenge Konsequenz war des Kardinals Charakter nicht, wie der Charakter keines, der in Feinheit und Intriguen ungeübt ist, und von jeher nur auf krummen Wegen seine Ziele erreichte. Klagen und Bitten eines Weibes, der Wechsel von Troß und Verzagtheit, der sich so oft in diesem Geschlechte findet, verbunden mit der Autorität der Königs-Würde, deren Eindruck sich schwerlich ganz verliert, haben wohl eher entschlossenere Charaktere erschüttert. — Mag das Verhalten des Premier-Ministers nach diesen Bemerkungen geprüft werden.

Den Beschluß, den, wie oben erwähnt, das Parlament zur Bewirkung einer Verwaltungs-Reform genommen hatte, ließ er durch den Staats-Rath kassiren; und als ihn das Parlament, troß Verboten und Drohungen, durch ein neues Arret bestätigte, — entfernte er den

General-Controlleur Emeri aus seiner Stelle. Das Parlament forderte, daß die Financiers genöthigt würden, von ihren Unterschleifen Rechenschaft zu geben; der Minister weigerte sich, diese Forderung zu bewilligen; das Parlament beharrte, und — er gestand sie zu. Der Minister ließ den König ein Lit de Justice halten, um der ihm mißfälligen Parlaments-Sitzung ein Ende zu machen; das Parlament beschloß seine Versammlungen fortzusetzen und dekretirte zugleich, daß alle Geld-Edikte des Königs ungültig seyn sollten, so lange sie das Parlament nicht bestätigt und registrirt hätte; und was that nun der Minister — ? —

Dieß Verfahren des Parlaments war eine völlig konstitutionswidrige Neuerung, eine offenbare Beschränkung der herkömmlichen, Jahrhunderte lang unverkennbaren, Autorität des Königs. Der Minister faßte den Entschluß einen Hauptstreich zu wagen, ohne zu bedenken, daß ein solcher, zu spät gewagt, nur durch die Luft fährt und mehr aufregt, anstatt in Schrecken zu setzen.

An eben dem Tage, an dem man zu Paris den Sieg des Prinzen von Condé bei Lens

feierte, und selbst während man das Tedeum sang, wurden drei Parlaments-Glieder, auf Befehl des Königs, in Verhaft genommen.

Eines derselben, Broussel, Parlaments-Rath, war ein Liebling des Volks. Es achtete ihn, als einen Greis, von ehrwürdigem Ansehn und unbescholtenem Charakter; es verehrte ihn als den wärmsten und kräftigsten Vertreter seiner Rechte und seines Interesses, als den erklärtesten Feind des Ministers, den es sich längst gewöhnt hatte für seinen Feind und Bedrücker zu halten.

Als Broussel verhaftet und in den Wagen geführt wurde, rief eine alte Magd das Volk schreiend zu seinem Beistande auf. Es entstand ein Tumult. Die Wache mußte Gewalt brauchen, um ihn wegzuführen. Dieß war der erste Ausbruch der innern Unruhen, die fünf Jahre lang Paris und Frankreich zerrütteten, den Hof nöthigten, die Hauptstadt, und den Cardinal den Hof mehr als einmal zu verlassen, letztern sogar einmal veranlaßten, ganz aus dem Königreiche zu gehn.

Drittes Kapitel.

Erste Schritte des Parlaments. — Der Coadjutor von Retz. Herzog von Beaufort.

Diese innern Unruhen stellen ein Bild des regellosen Lebens und Treibens dar, das wenig seines Gleichen in der Geschichte hat, und gleich charakteristisch für die französische Nation und jene Zeiten ist.

Mit dem Gerüchte von der Verhaftung Broussels und der übrigen Parlaments-Glieder verbreitete sich der Volks-Aufstand durch die ganze ungeheure Hauptstadt dergestalt, daß in wenig Stunden mehrere hunderttausend Bürger unter den Waffen waren. Viermal hunderttausend Stimmen schrieen: Freiheit und Broussel. Die Laden und Buden wurden geschlossen, und die Straßen, wie dieß bereits ehemals bei ähnlichen Gelegenheiten geschehen, bis gegen die Wohnung des Königs hin, mit Ketten versperrt (Barricaden gemacht).

Das Parlament ging in Korpore durch die versperrten Straßen, die vor ihm ehrerbietig aufgethan wurden, um sich zur Königin zu be-

geben, und sie um die Freilassung seiner Mitglieder zu bitten. —

Die Königin bewilligte seine Bitte. Triumphirend kehrte das Parlament zurück. Die Autorität der Regentin und des Ministers waren verlohren. Das Parlament, wie das Volk, hatten den Beweis, daß sie der einen wie dem andern trotzen und durch Trotz und Drohungen ihnen imponiren könnten.

Was vorauszusehen war, erfolgte; das Parlament fand darin eine Aufforderung, auf dem betretenen Wege raschen und kräftigen Schritts weiter fortzugehn. Man wollte den Beschluß einer Reform der Staats-Administration zur Ausführung bringen, das heißt: man wollte den Minister stürzen und entfernen.

Der ganze alte, von Richelieu noch herstammende Haß gegen Premier-Minister, war erwacht, und hatte sich, durch die neuesten Vorfälle neu belebt und verstärkt, auf den Kardinal Mazarin geworfen. Er war Richelieus Nachfolger, Richelieus Kreatur; was noch mehr ist: er war ein Ausländer; er war der Günstling der Königin, die ebenfalls eine Ausländerin war, und dem östreichschen Hause angehör-

te, an dem schon damals eine Art von National-Haß hing. Er war habsüchtig, ein Bedrücker des Volks, aus dessen Schweiß er für sich Reichthümer häufte.

Das Parlament, durch diese Betrachtungen und Gefühle gereizt, und durch seine ersten gelungenen Schritte aufgemuntert, bereitete sich, noch neue und kräftigere zu thun. Es wurde jetzt der Kardinal, als der Urheber aller Übel, gleichsam förmlich in demselben denuntiirt. Man sprach von der Nothwendigkeit der Entfernung desselben, und sandte eine Deputation an den Herzog von Orleans und den nächsten Prinzen vom Geblüte, mit der Aufforderung, mit dem Parlamente, zu dem angezeigten Zwecke, gemeinschaftliche Sache zu machen.

Die Prinzen lehnten diesen Antrag ab. Der Prinz von Condé, der, nach beendigtem Kriege, von der Armee zurück gekehrt war, unterzog sich einer Vermittlung. Der erste Präsident des Parlaments, Molé, ein Mann von seltner Charakter-Würde, Geistesgegenwart und Gewandtheit, der den Gegnern des Ministers für einen Freund desselben galt, aber wohl nur ein Freund des Friedens und des Vaterlandes

war, unterstützte dieses Bemühn. So entspann sich eine Unterhandlung zwischen dem Parlamente und dem Hofe, welche, da sich der Hof ferner zum Nachgeben bereit zeigte, eine Art von Ausgleichung zur Wirkung hatte.

Mehrere Beschlüsse, die bei dieser Gelegenheit von dem Parlamente gefaßt wurden, ließen den Hof bedeutende Opfer der Versöhnung bringen; wogegen das Parlament sich verbindlich machte, seine Versammlungen fortan einzustellen.

Allein ein Vertrag, der wie dieser geschlossen war, konnte nicht geeignet seyn, eine wirkliche Versöhnung und Annäherung zwischen beiden im Streite begriffenen Partheien zu bewirken. Dem Hofe und Minister, die sich dadurch beeinträchtigt fühlten, mogte keine redliche Absicht, sich an denselben zu halten, zugetraut werden. Diese Ideen konnten in dem Parlamente, unter dem Volke um so weniger wirkungslos bleiben, da in beiden sich unruhige Köpfe fanden, die diese Ideen nährten und verstärkten, um sie für ihre persönlichen oder Korporations-Zwecke zu benutzen.

Auf das Volk übte der Koadjutor des Erz-

bisthums von Paris, der unter dem Namen des Kardinal de Retz bekannt geworden ist, den entscheidendsten Einfluß. Dieser junge Mann vereinigte in sich alle Talente, welche den Demagogen bilden. Feinheit, Kunst der Intrigue, Muth, unerschütterliche Geistesgegenwart, Beredsamkeit und die Kunst zu gefallen. Mit einem rastlosen Ehrgeize verband er stets rege Genuß-Begierde, durch die er jedoch nie gehindert wurde, für die Zwecke zu arbeiten, die jener ihm vorhielt. Sein Geist war für die damaligen Zeiten sehr gebildet. Seine Memoiren verrathen den feinen Menschen- und Weltkenner. Er war ein rüstiger Prediger, wie ein rüstiger Demagoge. Heute erbaute er das Volk von der Kanzel herab, das morgen auf seinen Wink unter den Waffen stand.

Die Weiber, die damals die Hauptwerkzeuge öffentlicher Intriguen waren, wußte er, wie das Volk, für seine Zwecke zu gewinnen und zu leiten; doch blieb ihr Einfluß auch wieder bei den wichtigsten Gelegenheiten nicht ohne Wirkung auf seine Handelsweise.

Seine Sitten waren die der damaligen Zeit,

ein Gemisch von Roheit und Galanterie. Daß ein Priester sich in öffentliche Händel mischte, war der Denkungsart und dem Herkommen der damaligen Zeiten noch völlig angemessen. Priester bekleideten die ersten Staatsbedienungen. Der Kardinal Richelieu hatte selbst noch in Person Armeen angeführt, und vor ihm war dieß in Frankreich ein sehr häufiger Fall gewesen. Die Ideen des Faustrechts und der gewaltsamen Selbsthülfe waren in Frankreich, wie in Deutschland, noch keinesweges völlig ausgerottet, und Retz hatte sie, als dem Adel besonders angehörig, da er zu einer der ältesten adlichen Familien gehörte, auch zusamt den übrigen Adels-Ideen mit der Muttermilch eingesogen.

Da unter dem Adel, selbst unter den Prinzen, Faktionen statt fanden, so kann es nicht befremden, wenn sich selbst von diesen, ein Theil dem Parlamente und dem Volke anschloß, indem sich ein anderer an den Hof hielt. Das Haus Condé hatte bisher die letztere Parthei ergriffen, daher sich das Haus Vendéaume, das damals in der Opposition mit jenem war, zu der Volks-Parthei schlug. Der Herzog von

Beaufort, dem Hause Vendéaume angehörig, war vor kurzem aus der Haft entkommen, in welcher ihn der Hof, seit fünf Jahren, gehalten hatte. Hierdurch persönlich gereizt, schloß er sich um so fester und thätiger an den Coadjutor an.

Seine Verhaftung — eines Enkels des vielgeliebten Heinrichs des vierten — hatte zu ihrer Zeit einen starken Eindruck auf das Volk gemacht; seine Befreiung und Wiedererscheinung ihm ein neues, erhöhetes Interesse gegeben. Er war lebhaft, feurig, voll jugendlichen Muths, zu jeder noch so kühnen Unternehmung aufgelegt; dabei lenksam und gefällig. Aber er war auch von sehr mittelmäßigen Geistes-Fähigkeiten, unbesonnen, band sich nicht genug an die erhaltenen Anweisungen, dabei inkonsistent, den Weibern ergeben, und von ihnen leicht auszuforschen und zu bestimmen. Daher er oft verdarb, was er gut machen sollte, oder gut gemacht hatte, oder dem entgegen wirkte, was er befördern sollte.

Viertes Kapitel.

Erneuerte Unruhen. Der Hof verläßt die Hauptstadt. Erster förmlicher Bürgerkrieg.

Sowohl im Parlamente als im Publikum, wurde in Umlauf gebracht: der Hof halte sich nicht an die Bedingungen des letzten Vertrags; und ersteres versammelte sich wieder, angeblich, um darüber Untersuchungen anzustellen, während letzteres sich aufs Neue unruhig zeigte, und seinen Unwillen gegen den Minister und die Königin, auf mannigfaltige eben nicht sehr delikate Weise, laut werden ließ.

Äusserungen, die man sich gegen und über die Königin erlaubte, verriethen eben so sehr Geringschätzung als Anfeindung; — eine Folge der Idee, die man von ihrem Verhältnisse zu dem Kardinale gefaßt und allgemein als faktisch angenommen hatte. Nicht mehr konnte sie öffentlich erscheinen, ohne sich öffentlichen Beschimpfungen ausgesetzt zu sehen. Man nannte sie nur Dame Anne; und wenn man einen Titel beifügte, so war es ein Ehrentitel, wie der Pöbel sie berüchtigten Personen zu ge-

ben pflegt. Laut wurde über ihr präsumtives Verhältniß zu Mazarin gesprochen; unter ihren Fenstern wurden Lieder gesungen, die darauf Beziehung hatten, und in eben so wenig decenten als ehrerbietigen Ausdrücken sich darüber äußerten.

Verdruß und vielleicht auch Befürchtung, bestimmten die Königin (am 2 Januar 1647), die Hauptstadt plötzlich zu verlassen. Doch hatte auch unstreitig die Politik des Kardinals Antheil daran, der durch diese ungewöhnliche Maasregel die Gegner des Hofs in Verlegenheit und des Volk ausser Fassung zu setzen hoffte.

Zum Theil entsprach sie seiner Absicht. Das Parlament sandte Deputirte nach St. Germain en Laye, wohin sich der Hof begeben hatte, um die Königin und den König zur Rückkehr in die Hauptstadt einzuladen. Sie wurden vom Hofe zurückgewiesen, ohne auch nur einer Audienz gewürdigt zu seyn. Vielleicht wäre es rathsam gewesen, dießmal weniger Festigkeit zu zeigen.

Die erste Bestürzung war in dem Parlamente vorüber gegangen. Das Verfahren des Hofes wurde zu einer neuen empfindlichen Reizung,

zung, welche von den Häuptern der Partheien, besonders aber den Demagogen, nicht unbenutzt blieb. Die Lage der Dinge war sonach, durch das Stratagem des Ministers, eher verschlimmert als verbessert worden.

Die Flucht des Hofes war mit so großer Eile unternommen, daß man auch für das Nöthigste nicht hatte Sorge tragen können. Man entbehrte zu St. Germain jeder gewohnten Bequemlichkeit, selbst des Nothwendigsten. Der Herzog von Orleans und die Prinzen aus dem Hause Condé, waren dem Hofe gefolgt. Die Königin flehte den Sieger von Rocroi, von Freiburg, von Lens um seinen Schutz. Es wurden Truppen versammlet, und Paris in Blokade-Stand gesetzt; der Krieg war sonach durch die That erklärt.

Man hoffte unstreitig, der Ruf des großen Condé und diese Demonstration würde hinreichend seyn, um zu schrecken und zu unterwerfen. Man irrte sich abermals. Das Parlament bezeigte sich entschlossen, Widerstand zu thun. — Es erklärte, durch einen einstimmigen Beschluß, (am 8 Januar) den Kardinal für einen Feind der öffentlichen Ruhe, des Königs

und des Staats, befahl ihm, binnen acht Tagen sich aus dem Reiche zu entfernen, und erklärte ihn für vogelfrei, wofern er diesem Beschlusse in der bestimmten Zeit nicht gehorchte. Zugleich wurden Truppen-Werbungen beschlossen, Anführer ernannt, und zunächst bei den Parlaments-Gliedern selbst beträchtliche Geldbeiträge erhoben.

Diese Maasregel schreckte den Hof und bestimmte auf der andern Seite viele Mißvergnügte von Adel, sich für das Parlament zu erklären. Durch die Betriebsamkeit und den Einfluß des Coadjutors wurden die Herzoge von Bouillon, von Elboeuf, von Vendome, der Marschall de la Motte und andere Große zum öffentlichen Beitritte bewogen. Auch der Herzog von Nemours erklärte sich für das Parlament; und selbst der Bruder des Prinzen von Condé, der Prinz von Conti, der anfangs dem Hofe gefolgt war, verließ denselben, kehrte nach Paris zurück, und bot dem Parlamente seine Dienste an.

An sich konnte damit diesem nur wenig gedient seyn, denn der Prinz von Conti war durch seine Persönlichkeit eben so unbedeutend, als

sein Bruder durch sie bedeutend war. Nach der Weise schwachköpfiger Menschen, betrachtete er diesen daher stets mit eifersüchtigen Augen; und dieß Gefühl war es auch, was ihn veranlaßt hatte, sich von demselben zu trennen. Sein Name und seine Verhältnisse machten ihn immer zu einer sehr wichtigen Erwerbung für das Parlament; nur ließ seine Inkonsistenz nicht darauf rechnen, daß man ihn lange würde erhalten können.

„Ohne die Namen des Königs von Frankreich und des großen Condé, und der Hauptstadt des Reichs," sagt Voltaire, „würde dieser Krieg das lächerlichste Ding von der Welt seyn. Man wußte kaum, warum man die Waffen ergriff; der Prinz von Condé belagerte sechsmal hunderttausend Bürger, mit sieben- bis achttausend Soldaten. Die Parisiens zogen in das Feld, mit Federn und Bändern geschmückt; ihre Evolutionen wurden, für die Leute von Handwerk, nur Gegenstände des Spottes. Sie ergriffen die Flucht, so bald sie auf einige hundert Mann von der Armee des Königs stießen."

Alles wurde, nach der Weise der Pariser, ins Lächerliche gespielt, und die pariser Trup-

pen, also die Pariser von den Parisern selbst, mit Spottnahmen belegt; und wenn sie ausgezogen waren, und, wie gewöhnlich, geschlagen zurückkehrten, mit Spottliedern und Gelächter empfangen. Die Trinkhäuser waren die Zelte, unter denen man Kriegsrath hielt. Nie war Lustigkeit, Ausgelassenheit und Liederlichkeit größer gewesen, als in dieser Zeit der öffentlichen Kalamität.

Während der König und seine Hauptstadt, in Verbindung mit mehrern Prinzen seines Hauses, im Kriege begriffen waren, hielt ein großer Theil des Adels in Paris eine öffentliche Versammlung, über — die Beilegung dieses unglücklichen innern Kriegs? und die Rettung und das Wohl von Frankreich? — Mit nichten; über den — weit wichtigern! — Gegenstand, daß die Königin einer Dame ein Tabouret zugestanden hatte, die man, nicht ganz ächten alten Adels wegen, dieser Ehre für unwürdig achtete. „Vielleicht," setzt Voltaire bei dieser Anführung hinzu, „hat es nie einen sensiblern Beweis des Leichtsinns (légèreté des esprit) gegeben, den man damals den Franzosen vorwarf;" — wir mögten hinzusetzen, jetzt wie da-

mals den Franzosen vorwirft, und wahrscheinlich zu allen Zeiten vorwerfen wird.

Indessen gerieth die Hauptstadt, durch die Blokade des Prinzen von Condé, in eine, mit jedem Tage zunehmende, Verlegenheit. Allein auch der Hof fühlte täglich mehr das Mißliche seiner Lage. Mehrere der ansehnlichsten Städte in den Provinzen, schienen dem Beispiele der Hauptstadt folgen zu wollen. Und der Statthalter der spanischen Niederlande schickte sich an, mit einem Korps von funfzehntausend Mann in Frankreich einzufallen.

Diese Umstände bewirkten auf beiden Seiten eine Geneigtheit zur Annäherung. Es wurde (am 11 März 1649) zu Ruel ein Vergleich geschlossen, in welchem des Hauptpunkts, — der Entfernung des Kardinals Mazarin — gar keine Erwähnung geschah ein Umstand, durch den hinlänglich dargethan wurde, daß dieser Vertrag nur ein Waffenstillstand, kein Friede seyn könne.

Die Lage der Dinge wurde im wesentlichen durch diesen Vertrag nicht geändert. Die unruhigen Köpfe, besonders die Weiber, fuhren fort, ihr Intriguen-Spiel zu treiben. Das

Volk war einmal aufgeregt; die Regellosigkeit dauerte fort, und vermehrte sich fast noch.

Ordnung und Ruhe wieder völlig herzustellen, war dem Interesse der Demagogen nicht angemessen; aber nun vermogten sie es auch nicht, Excesse zu verhüten, die ihnen selbst mißfielen und Besorgnisse erregten. Zwei Leute wurden, von dem ordentlichen Gerichtshofe, zum Tode verurtheilt, weil sie überführt waren, Schandschriften auf die Königin gedruckt und verbreitet zu haben. Als sie die Leiter zum Galgen bestiegen, riefen sie dem Volke zu, man lasse sie umbringen, weil sie Verse auf den Kardinal Mazarin gemacht hätten, und der Pöbel befreite sie aus den Händen der Justiz.

Entschieden war immer noch die allgemeine Stimme gegen den Kardinal. Die Häupter der Rebellen — der Fronde, nach einem altherkömmlichen Ausdrucke — wagten es kaum, sich dem Hofe zu nähern, um nicht bei ihren Anhängern in den Verdacht zu gerathen, daß sie zu der Parthei des Kardinals übergingen. Der Hof wagte es nicht, nach Paris zurückzukehren, ohne sich derselben versichert zu haben.

Mit dem Coadjutor, den man mit Recht

für die eigentliche die Masse des Volks bewegende Kraft hielt, wurden daher geheime Unterhandlungen angeknüpft. Das Ziel des Ehrgeizes dieses Prälaten war der Kardinalshut. Er suchte sich wichtig zu machen, um sich, für denselben, von der Königin erkaufen zu lassen.

Seine Hoffnungen bewogen ihn, — der anscheinenden Gefahr ohngeachtet, die für ihn damit verbunden seyn konnte, und ihm von seinen Freunden auf das nachdrücklichste vorgestellt wurde, — sich selbst nach Compiegne zu begeben, wo der Hof damals seinen Aufenthalt genommen hatte, und der Königin den Wunsch der Stadt Paris, nach ihrer und des Königs Rückkehr, und die Bereitwilligkeit der Kirche zu ihren Diensten, zu überbringen. —

In wie fern dieß Einfluß auf den Entschluß des Hofs hatte, vermögen wir nicht anzugeben. Die Rückkehr desselben nach Paris erfolgte indessen bald nachher.

Fünftes Kapitel.

Intriguen-Spiel, bis zur Verhaftung der Prinzen.

Die Königin hatte dem Coadjutor, bei seiner Anwesenheit in Compiegne, den Antrag gemacht, auch den Kardinal zu besuchen; es ward dieß aber beharrlich von ihm abgelehnt, unter dem Vorwande, daß er dann nicht im Stande seyn würde, ihr und dem Könige nützlich zu werden. Sonach war keine Aussöhnung zwischen dem Minister und der Fronde-Parthei zu Stande gekommen, auch nicht daran zu denken. Und so lange dieß nicht war, konnte auch nicht an völlige Herstellung der Ruhe gedacht werden.

Der Prinz von Condé, der den Kardinal eben so verachtete, als seine bisherigen Gegner ihn haßten, glaubte, ihn sich subordiniren zu können, und suchte die dem Hofe aufgelegte Verbindlichkeit zu benutzen, um sich das Ruder der Regierung zu verschaffen. Daraus entstand eine Spannung zwischen dem Prinzen und dem Minister, die bei dem Einflusse des letztern auf die Königin, auch bald zu einer Spannung zwischen dem Prinzen und dem Hofe wurde.

Ohne mit diesem jedoch förmlich zu brechen, verband sich der Prinz von Condé mit seinem Bruder und Schwager, dem Prinzen von Conti und dem Herzoge von Longueville, und setzte sich auch mit den Häuptern der Fronde in Verbindung. Beide Partheien verstärkten sich; vervielfältigten sich aber auch wieder. So war ein unseliger Mittelzustand, zwischen Frieden und Krieg, in dem Innern des Königreichs und der Hauptstadt, der allen Theilen lästig fiel.

Der Prinz von Condé hatte sich als Krieger den Ehrennahmen der Große erworben; aber nur als solcher hatte er Ansprüche auf diese Bezeichnung. Durch seine Siege stolz gemacht, glaubte er jede Ansprüche auf sein Verdienst gründen zu können. Sein Geist war lebhaft, aber nicht eindringend. Prüfende Cirkumspektion, ruhige, feste Entschließung und Ausharren waren ihm eben so wenig eigen, als Mäßigung und Nachgeben. Sein ganzes Gemüth, sein ganzes Verhalten war noch zu jugendlich, um ihm eine seinen Verdiensten und seinen Ansprüchen angemessene Achtung, und die Erreichung seiner Zwecke zu sichern.

Den Kardinal verachtete er und spottete seiner, ihm ins Gesicht. Daß dieß für einen Prinzen vom Geblüte, für den Sieger bei Rokroi u. s. w. unanständig, ja für ihn von unangenehmen Folgen seyn könne, ahnete er in seinem Übermuthe nicht. Wenn er den Herzog von Orleans mit Recht für einen schwachen Kopf und Charakter hielt, so handelt er doch unrecht — wenigstens unüberlegt, sich darüber Äußerungen zu erlauben, die diesem wieder zu Ohren kamen, und ihn von ihm abwandten. So arbeitete er der Intrigue des Kardinals in die Hand; der, wachsamer, als er es ahnete, und viel geschickter als er selbst war, seine Unbesonnenheit und Leichtgläubigkeit benutzte, um ihn für seinen Stolz und seinen Spott zu bestrafen und seine Geringschätzung zu rächen.

Das Parlament hatte sich bisher ruhig gehalten. Der erste Präsident Molé hatte alle Gelegenheit vermieden, um den Geist der Unruhe wieder in demselben wirksam werden zu lassen, und daher auch keine allgemeine Versammlung gehalten. Die unruhigen Köpfe in der Parthei der Fronde, die wieder mehr Leben und Regsamkeit wünschten, suchten auch

das Parlament wieder zu verwickeln. Sie faßten eine ausschweifende Idee, die selbst ihre Häupter — wenigstens das Haupt ihrer Häupter, der Coadjutor, — mißbilligten.

Die Rentenirer des Stadthauses von Paris, eine ansehnliche Gesellschaft von mehr als dreitausend Personen, hielten um diese Zeit eine allgemeine Versammlung. Der Hof, dem dies bedenklich war, veranlaßte das Parlament, diese Versammlungen zu untersagen, weil sie ohne Autorität des Königs gesetzwidrig wären. Die Versammlung protestirte dagegen, auf den Antrag ihrer Syndiken. Die Regierung wollte einen derselben verhaften lassen, worauf die Versammlung bei dem Parlamente Beschwerde führte.

Einige Feuerköpfe der Fronde hielten diese Gelegenheit für günstig, um ihre eben bemerkte Absicht, in Betreff des Parlaments, zu erreichen. Sie veranstalteten daher, daß auf einen der Syndiken geschossen wurde. Im Parlamente, in der Stadt wurde nun Lerm erregt. Das Parlament wurde versammlet; die Bürger erschienen unter den Waffen.

Der Minister fand diese Gelegenheit ange-

messen, um den Streich, der auf ihn gerichtet war, der Parthei der Fronde zurück zu geben. Er entwarf den Plan, nicht nur den Prinzen von Condé mit seinen Anhängern von der Parthei des Coadjutors zu trennen, sondern auch, wo möglich, beide durch einander zu vernichten.

Gegen Abend desselben Tages, als ein leerer Wagen des Prinzen von Condé über den Pont neuf fuhr, fiel ein Schuß, durch welchen ein auf oder neben demselben befindlicher Domestik verwundet wurde. Dem Prinzen wurde nun glaubend gemacht, daß dieser Schuß ihm zugedacht gewesen und von der Parthei der Fronde veranstaltet worden sey. Man suchte ihn zu überzeugen, daß seine fortdauernde Verbindung mit dem Hofe ihn den Anhängern der Fronde habe verdächtig machen und den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen, veranlassen können.

Das leidenschaftliche, stolze, leicht aufzureizende Gemüth des Prinzen, unterstützte die schwache Überzeugungskraft der angeführten Gründe und Thatsachen. Die Trennung, welche der Kardinal beabsichtete, erfolgte, und die

gewünschte gegenseitige Vernichtung wurde eingeleitet. Es war nahe daran, daß der Plan des Ministers völlig zur Ausführung gediehen wäre, doch auch vielleicht eben so nahe daran, daß, was nicht in seinem Plane stand, — er selbst und der Hof, und die Stadt, und der Staat — darüber zu Grunde gegangen wären.

Angestellte Untersuchungen hatten Zeugen-Aussagen veranlaßt, durch welche der Argwohn des Mord-Anschlags gegen den Prinzen, nicht nur bestätigt, sondern der Coadjutor und der Herzog von Beaufort, als die Urheber förmlich angegeben wurden. Der Prinz von Condé gründete darauf eine Anklage, die er öffentlich gegen sie im Parlamente vorbrachte.

An dem Tage, da diese Klage im Parlamente verhandelt werden sollte, erschienen beide Theile in großem Gefolge im Parlamente; selbst der Coadjutor trug einen Dolch in seiner Tasche. Die Sitzung wurde tumultuarisch gehalten. Es kam zu keiner förmlichen Untersuchung, noch weniger zu einem Richter-Spruche.

Kaum wird man eine Begebenheit finden, die den Geist des Zeitalters wie diese charakterisirt. Ein Prälat, ein erwählter Erzbischof von Pa-

ris, wird des intendirten Meuchelmordes, eines Prinzen vom Geblüte wegen, öffentlich vor dem höchsten Gerichtshofe des Reichs angeklagt. Beide Theile erscheinen vor Gericht mit bewaffneter Macht. Die Sache erregt wohl die Theilnahme des Publikums, aber keineswegs das Ärgerniß, welches man der Natur der Sache nach erwarten sollte.

Der Muth und die Entschlossenheit mit welcher der Beklagte seine Vertheidigung führt, überzeugt das Publikum von seiner Unschuld, noch ehe der Gerichtshof den Ausspruch thut. Während der Coadjutor als Beklagter in Untersuchung ist, verrichtet er als Priester sein Amt, bei einer öffentlichen Feier. Am Weihnachts-Feste predigt er in der Kathedralkirche, und das Volk hört ihn mit großer Erbauung. Das Ansehen des Coadjutors, das wirklich bei der Anklage des Prinzen in Gefahr stand vernichtet, oder wenigstens sehr geschwächt zu werden, war jetzt völlig hergestellt; seine Macht, als Parthei-Haupt, größer und fester begründet als bisher.

Nunmehr änderte der Kardinal, dem gemäß, auch seinen Plan. Konnte man den Coad-

jutor nicht durch den Prinzen verderben, so wollte man sich des Prinzen durch den Coadjutor wenigstens entledigen. Man suchte daher diesen, durch Versprechungen und Schmeicheleien, für diese Absichten zu gewinnen. Und da die Königin, als solche, und als ein Weib mehr Hoffnung haben konnte, zu reüssiren, als der Kardinal, so mußte auch sie die ersten Schritte dazu thun, und, nach ihrer Weise, diese Unterhandlung führen.

Der Coadjutor stand in der engsten Verbindung mit der Herzogin von Chevreuse und ihrer Tochter; besonders mit der letztern, deren erklärter Anbeter er war.

Die Herzogin von Chevreuse, eine Jugendfreundin der Königin, hatte sich auch bisher noch in dem Vertrauen derselben erhalten; ob sie gleich, besonders durch ihre Tochter, der Fronde eigentlich angehörte. Sie übernahm es auch, die Unterhandlung mit dem Coadjutor einzuleiten, und ihm ein Billet der Königin zu überbringen, in welchem er von ihr zu einem Rendevous eingeladen wurde.

„Ohnerachtet dessen was vorgegangen sey und vorgehe," schrieb sie ihm darin, „könne

sie doch nicht anders als glauben, daß er ihr angehöre. Sie bitte ihn, sie zu besuchen, ohne daß es jemand erfahre, als Frau von Chevreuse und ihre Tochter. Diese Namen würden seine Sicherheit seyn."

Der Coadjutor ermangelte nicht, dieses verbindliche Billet auf eine angemessene Weise galant zu beantworten. „Es habe nicht einen Augenblick in seinem Leben gegeben, wo er nicht Ihrer Majestät angehört; er würde zu glücklich seyn, in ihren Diensten sterben zu können, daher er an seine Sicherheit nicht denke. Er werde sich einfinden, wohin sie ihm zu kommen befehle."

Die Zusammenkunft wurde auf die Mitternachts-Stunde der folgenden Nacht festgesetzt. Der Coadjutor begab sich, der erhaltenen Weisung zufolge, nach dem Kloster St. Honoré, wo ein vertrauter Diener der Königin ihn durch eine geheime Treppe in das kleine Oratorium führte, in welchem er die Königin allein und eingeschlossen fand.

Die Königin empfing ihn mit vieler Huld, und entdeckte ihm, daß sie die Absicht habe, den Prinzen von Condé verhaften zu lassen, wozu

sie

sie sich seinen Rath und Beistand erbat. Der Kardinal Mazarin kam dazu. Bei seinem Eintritte bat er die Königin um Verzeihung, daß er in ihrer Gegenwart gegen den ihr schuldigen Respekt verstoße, indem er sich gedrungen fühle, den Coadjutor zu umarmen. Er überhäufte dann diesen mit Freundschafts-Versicherungen und Anerbietungen von Gnadenbezeigungen und Belohnungen, unter denen der Kardinalshut zunächst und hauptsächlich angeführt wurde.

Der Coadjutor war fein genug, diesen — das Ziel aller seiner Wünsche und Bemühungen — so wie alles übrige Angebotene, für jetzt abzulehnen, indem er erklärte, daß er keine andere Belohnung kenne und wünsche, als das Vergnügen, der Königin zu dienen. Er beharrte, da selbst die Königin befehlend-bittend in ihn drang, die Kardinals-Würde anzunehmen; er bat vielmehr um einige Gunstbezeigungen für seine Freunde — insbesondere für den Herzog von Beaufort, dem er die Intendantur des Seewesens ausbedungen, welche bis dahin die Königin selbst verwaltet hatte, und über welche er dann, in einer folgenden Conferenz

mit dem Cardinal, in nähere Unterhandlung trat.

Um die Verhaftung des Prinzen vollziehen zu können, mußte man den Herzog von Orleans darauf vorbereiten. Die Herzogin von Chevreuse, die bei ihm in besondern Gnaden stand, übernahm auch dieß Geschäft und vollendete es nach Wunsch. Furcht und Eifersucht waren die Haupt-Motive dieses schwachen Charakters, und beide wußte Frau von Chevreuse treflich zu benützen. Der Coadjutor und die Fronde waren ihm fürchterlich; des Prinzen von Condé Anmaßungen hatten längst seine Eifersucht erregt. Indem er seinen Verwandten, seinen Beschützer — wie er glaubte seinem Feinde zum Opfer brachte, suchte er sich bei der Königin daraus ein Verdienst zu machen. Er ließ sich von dem Coadjutor schriftlich versprechen, daß er ihr seine Dienste widmen wollte, und überbrachte ihr selbst diese Zusage.

Die Unentschlossenheit des Kardinals verzögerte noch einige Tage die Verhaftung des Prinzen und setzte dadurch den ganzen, ihm selbst so wichtigen Entwurf, in die Gefahr entdeckt und vereitelt zu werden. Am 18 Januar (1650)

endlich, beinah eben so viele Tage, nachdem er beschlossen und mit dem Coadjutor verabredet war, wurde er zur Ausführung gebracht. Indem ihm der Kardinal glaubend machte, daß man die Absicht habe, einen der angeblich gegen ihn Verschwornen zu verhaften, veranlaßte er ihn, auf eine eben so listige als hämische Weise, die Ordre an die unter seinem Befehle stehenden Garden, sich im Pallaste zu der bestimmten Stunde bereit zu halten, zu erlassen, und so gewissermaßen selbst seine eigene Verhaftung anzuordnen. Sie geschah, als er mit seinem Bruder und Schwager, dem Prinzen von Conti und dem Herzoge von Longueville, an dem erwähnten Tage in den Pallast kam, um dem Staats-Rathe beizuwohnen.

Sechstes Kapitel.

Zweiter innerer Krieg; mit Bourdeaux, mit dem Marschall von Turenne. Friede mit dem ersten; Niederlage des letztern.

Dieser Gewaltstreich erregte nach eben dem Verhältnisse Bestürzung und Unzufriedenheit, da der Eindruck noch lebhaft und allgemein war, den die Kriegs-Thaten des Prinzen von Condé auf die Nation hervorgebracht hatten. Die Wirkung, die man sich davon versprach, wurde durch die Herzogin von Longueville, die Schwester des Prinzen von Condé, wenigstens zur Hälfte vereitelt.

Eben so kühn als thätig, hatte diese bereits den wirksamsten Antheil an den innern Unruhen genommen, und eben deshalb auch mit ihren Brüdern und ihrem Gemahle ihr Schicksal theilen sollen. Sie entging demselben glücklich durch die Flucht, und verließ Paris mit dem Entschlusse, alles in Bewegung zu setzen, um die Verhafteten zu befreien, und die ihnen zugefügte Schmach zu rächen.

Zunächst begab sie sich nach der Norman-

die, wo sie hoffte, durch die Freunde und Anhänger des Prinzen, Sicherheit für sich und Unterstützung für ihre Plane und Absichten zu gewinnen.

Die Königin, von dem Könige und dem Kardinale und einem starken Truppen-Korps begleitet, folgte ihr dahin. Die Herzogin, die den Beistand nicht fand, den sie erwartete, ging nach Holland und von hier nach Stenay, wo der Marschall von Turenne kommandirte, den sie für ihre Absichten zu gewinnen hoffte, was ihr auch gelang.

Indessen hatte die Mutter der verhafteten Prinzen einen Versuch gemacht, bei dem Parlamente zu Paris Beistand zu suchen. Wiewohl sie aus Paris verwiesen war, so kehrte sie doch, während der Abwesenheit des Hofes, dahin zurück, und übergab dem Parlamente eine Bittschrift, worin sie dasselbe zunächst ersuchte, sie unter seinen Schutz zu nehmen. Man hatte das außerordentliche Schauspiel, die Mutter der ersten Prinzen des königlichen Stammes, eines Helden, der Frankreich durch seinen Ruhm geehrt, als eine Bittende an der Thür des Versammlungssaales stehn und jeden

vorübergehenden Rath mit tiefen Verbeugungen begrüßen zu sehn. Als der Herzog von Orleans in das Parlament gehn wollte, warf sie sich zu seinen Füßen; den Herzog von Beaufort bat sie um seinen Schutz; den Coadjutor erinnerte sie daran, daß sie die Ehre habe mit ihm verwandt zu seyn.

Gleichwohl blieben alle ihre demüthigen und demüthigenden Bemühungen, die Herzen zu erweichen, wirkungslos. Auf den Antrag des Herzogs von Orleans, beschloß das Parlament, die Prinzessin müsse dem Befehle des Königs gehorchen, und nur dann, wenn dieß geschehe, könne sie auf Begnadigung hoffen. Sonach blieb ihr nichts übrig, als noch an demselben Tage Paris zu verlassen.

Der Hof war indessen aus der Normandie nach Bourgund, und von Bourgund nach Guienne gegangen, wo die Prinzen die zahlreichsten und bedeutendsten Anhänger hatten. Die Herzoge von Bouillon und la Rochefoucault hielten Bourdeaux, wohin sich die Gemahlin des Prinzen von Condé unter tausendfachen Gefahren geflüchtet hatte, besetzt, und verweigerten dem Könige die Übergabe.

Während die königlichen Truppen die Belagerung dieser Stadt unternahmen, boten die Anhänger des Prinzen alles auf, um das Parlament zu Paris zu einer wirksamen Theilnahme für ihn zu bestimmen. Das Parlament zu Bourdeaux suchte sich mit dem Parlamente zu Paris in Verbindung zu setzen. Es kamen Abgeordnete nach Paris, die bei den Häuptern der Fronde unter der Hand Unterstützung fanden, indem diese die Eroberung von Bourdeaux zu verhüten wünschten, um das Ansehen und die Macht des Hofes in Schranken zu halten. Durch sie geleitet, ließ sich der Herzog von Orleans, der als General-Lieutenant des Königs in Paris zurückgeblieben war, mit den Deputirten in Unterhandlungen ein.

Als die Sache im Parlamente zum Vortrage kommen sollte, wagte ein Anhänger des Prinzen, ein alter Militär, einen kühnen Streich, vermuthlich um zu schrecken. Verkleidet, und von einem wilden Haufen begleitet, drängte er sich von der Thüre des Sitzungs-Saals an den Herzog von Orleans, rief: kein Mazarin! es leben die Prinzen! indem er zugleich zwei Pistolen losschoß. Es entstand ein Gedränge, in

welchem der Coadjutor, der den Herzog begleitet hatte, einen Dolchstich durch sein Kleid erhielt. In dem Augenblicke aber eilte der Herzog von Beaufort mit seinen Anhängern herbei, und trieb die Tumultuanten zum Parlamenthause hinaus.

Dergleichen Unordnungen waren zu gewöhnlich, als daß sie ein besonderes Aufsehen hätten erregen und eine Stöhrung in dem Gange der Unterhandlungen bewirken sollen. Es geschahen Schritte zur unmittelbaren Einleitung derselben mit dem Hofe, die auch nicht ohne Wirkung blieben. Deputirte, sowohl des Pariser, als Bourdeauxer Parlaments, begaben sich nach Bourg, wo sich der Hof damals befand. Ein Waffenstillstand ward abgeschlossen und nach kurzem Unterhandeln (im August 1650) auch ein Friede, in welchem die Übergabe von Bourdeaux von der einen, und eine allgemeine Amnestie von der andern Seite die Grundlage ausmachten.

Damit war indessen die Ruhe des Königreichs noch keinesweges völlig wiederhergestellt, noch weniger befestigt. Bei den unvollkommnen Begriffen, die man damals vom Wesen

des Staats und von den Pflichten gegen den Staat hatte, bestimmte die Großen und Mächtigen in den höhern Civilbedienungen meistens ihr Egoismus, und im Militär der noch immer nicht ausgetilgte Rittergeist. Der Marschall von Turenne sah in den Prinzen Unglückliche und Verfolgte, die seines Beistandes bedurften und darauf Ansprüche hatten. Zu diesem Beistande wurde er von einer Dame — der Herzogin von Longueville — aufgefordert, sie sich gänzlich in seinen Schutz begab. Wie mogte er ihr, als ein Ritter und Kriegsmann, nach den Begriffen der Galanterie und der Ehre der damaligen Zeit, denselben versagen? —

Die Prinzen wurden, seiner Ansicht nach, von dem Kardinal und der Fronde verfolgt; daher er in beiden die ersten Feinde des Königreichs und Königs erkannte. Diese Ideen wirkten zum Vortheile der Herzogin von Longueville, als diese sich bemühte den Marschall zu einer Unterhandlung mit dem spanischen Gouverneur der Niederlande zu bewegen. Ohnstreitig auch auf ihren Vorschlag und Betrieb, nahm er den Titel eines General-Lieutenants der königlichen Armee, zur Befreiung der Prin-

zen an, und drang, in Verbindung mit dem erwähnten spanischen Gouverneur, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm von Östreich, durch Champagne bis in die Gegend von Vincennes, wo die Prinzen gefangen saßen.

Aber der Kardinal, von seiner Annäherung unterrichtet, hatte Sorge getragen, seine Absicht einer Überraschung und Überrumpelung zu vereiteln. Die Prinzen waren von da fortgeschafft und nach Havre de Grace abgeführt. Dem annähernden anmaßlichen Befreiungs-Heere, setzte sich eine königliche Armee entgegen, und erlangte, unter der Anführung des Marschalls du Plessis, in kurzem einige nicht unbedeutende Vortheile über dieselbe. Bei Retel kam es zu einer förmlichen Schlacht, in welcher Turenne unterlag, und das Schicksal der kämpfenden Partheien für den Moment zu Gunsten der des Ministers entschieden wurde.

Siebentes Kapitel.

Fortgesetzte innere Unruhen und Intriguen; Vereinigung der Fronde mit der Condéschen Parthei. Befreiung der Prinzen. Entfernung des Kardinals vom Hofe und aus dem Königreiche.

Noch war der Zeitpunkt nicht gekommen, wo das Spiel der Intriguen und Leidenschaften beendigt seyn sollte. Vielleicht wäre es möglich gewesen, wenn der Kardinal Mazarin sich über sich selbst hätte erheben können.

Sollte seine Administration feststehn, sollte die Ruhe des Staats begründet werden, so mußten allerdings die Verbindungen aufhören, die beiden bisher gefährlich geworden waren. Die Fronde bestand noch; der Coadjutor war immer noch ihre hauptsächlich bewegende Kraft. Der Kardinal fürchtete diesen ehrgeizigen und unternehmenden Volksführer, und hatte desto mehr Ursach dazu, je weniger er geneigt war, ihn, durch Befriedigung seiner ehrgeizigen Leidenschaften und Wünsche, sich und dem Hofe zu eigen zu machen.

Er scheute eben so seine Rivalität, als er seine Gegenwirkung fürchtete. Trat der Coadjutor, am Hofe, neben ihm auf, so war er nicht sicher, von ihm aus seinem Platze verdrängt zu werden. Des Herzogs von Orleans, der, in der Abwesenheit des Königs und der Königin, zu Paris an der Spitze der Administration stand, hatte sich der Coadjutor völlig bemächtigt. An der Unterhandlung mit den Bourdeauxern hatte er einen sehr wirksamen Antheil genommen; und jetzt kam es dem Kardinal zu Ohren, daß er sich auf die Seite der gefangenen Prinzen neige.

Der Coadjutor erhielt — ob von dem Kardinale veranlaßt oder nicht, vermögen wir nicht mit Sicherheit anzugeben — einen Wink, daß er wohl thun werde, gegen die Zeit der Rückkehr des Hofs nach Paris, sich von dort zu entfernen. War er veranlaßt, so hatte man ihn sehr falsch auf diesen Charakter berechnet. Der Coadjutor fand darin nur einen Bestimmungs-Grund, gegen den Kardinal aufs neue festen Fuß zu fassen.

Das Spiel der Weiber-Intrigue erneuerte sich thätiger, wirksamer, als je vorher. Die

Herzogin von Chevreuse wünschte ihre Tochter mit dem Prinzen Conti zu vermählen, und wandte daher den Einfluß, den sie und ihre Tochter auf den Coadjutor hatte, an, um diesen, und durch ihn die Fronde, für seine Befreiung zu gewinnen.

Unter den Ministern waren mehrere, durch Leidenschaft an Weiber geknüpft, die durch andere Verbindungen der Fronde angehörten und mittelbar oder unmittelbar unter der Direktion des Coadjutors standen. Die Parthei des Prinzen suchte, durch einen ähnlichen Kanal, die gereizte Empfindlichkeit des Coadjutors zu benutzen, um ihn völlig für ihre Zwecke zu gewinnen. Der Coadjutor war seiner Seits bemüht, den Herzog von Orleans immer mehr von sich abhängig zu machen und für seine Zwecke zu leiten.

So war schon eine mächtige Ligue gegen den Kardinal zu Paris in Thätigkeit, als er dahin zurückkehrte, die er selbst, wenigstens in dem Grade, aufgeregt hatte. Es galt nun Sturz um Sturz. Der Kardinal, seiner Gewohnheit in solchen Fällen nach, schlug den Weg der Hinterlist ein, und suchte zu unter-

handeln, um Zeit und Gelegenheit zu gewinnen. Es wurden dem Coadjutor Anträge gemacht, die dieser, der zu hell sah, und Erfahru n hatte, zurückwies. Die vereinigte Gegenparthei beschloß nun einen offnen Angriff auf den Kardinal zu machen; — durch einen Antrag im Parlamente auf die Befreiung der Prinzen und die Entfernung des Premier-Ministers.

Alles war darauf vorbereitet, als die Nachricht von dem Siege, den der Marschall du Plessis über den Marschall von Turenne bei Retel erfochten hatte, nach Paris kam. Einen Augenblick verursachte sie Bestürzung und Niedergeschlagenheit, unter den Gegnern des Ministers. Der Coadjutor allein blieb unerschüttert, und sein Muth belebte auch bald wieder den Muth der übrigen. Er erkannte, daß alles bei ihm auf dem Spiele stand, und bot daher auch seine ganze Kraft auf, um es zu erhalten. Jetzt sey mehr als je die Zeit, stellte er seinen Anhängern vor, für die Freiheit des Volks zu reden und zu wirken, da die Gefahr größer als je für dasselbe sey, völlig unterdrückt zu werden, und nun, da die Spanier unter Turenne geschlagen wären, nicht mehr der Fall

eintreten könne, daß diese Reichs-Feinde, von dem, was in Paris geschähe, Vortheil zögen.

Am 30 Dezember 1650 geschah darauf der erste Schritt gegen den Minister, indem das Parlament den Beschluß faßte, an die Königin das Gesuch gelangen zu lassen, daß sie die Prinzen in Freiheit setzen, und der Tochter des Herzogs von Longueville den Aufenthalt zu Paris gestatten möge.

Man bemühte sich nun, den Herzog von Orleans dahin zu bestimmen, daß er sich für die Befreiung der Prinzen ebenfalls öffentlich erklären, und völlig in der Autorität handeln möge, wozu ihm seine Würde, als General-Lieutenant des Reichs, die Berechtigung gab. Es ist eine alte Erfahrung, daß die schwächsten Charaktere oft am schwersten zu lenken sind, und so bot denn auch der Coadjutor, verbunden mit der Herzogin von Chevreuse, und selbst mit der Gemahlin des Herzogs, mehrere Tage lang seine ganze Kunst und Beredsamkeit, ohne Wirkung auf; ohnerachtet dieser im Herzen, so sehr als der Coadjutor und die Prinzen, ein Feind des Kardinals war, und seine Entfernung wünschte.

Vergebens ängstigten die Verbündeten den Unentschlossenen, mit der angeblichen Nachricht, daß der Kardinal die Absicht habe, abermals den König von Paris wegzuführen, was er höchlich fürchtete, aber doch nicht den Muth hatte zu verhindern, ohnerachtet ihm die Häupter der Fronde dazu die Macht anboten.

Endlich erhielt der Coadjutor die Erlaubniß des Herzogs, in seinem Namen, — denn selbst in Person es zu thun, verweigerte er unerschütterlich — im Parlamente zu erklären, daß er entschlossen sey, zur Befreiung der Prinzen gemeinschaftliche Sache mit dem Parlamente zu machen.

Diese Erklärung erhielt die lautesten Beifalls-Äusserungen, und diese wirkten wieder auf den Herzog zurück, und erfüllten ihn plötzlich mit einem Muthe und einer Entschlossenheit, die man tagelang, durch alle Überredungskünste vergebens sich bemüht hatte, in ihm zu erzeugen. Er ließ der Königin durch eine Bothschaft sagen, daß er den Palais Royal — damals die Wohnung des Königs — nicht eher wieder betreten werde, als bis der Kardinal ihn geräumt habe. Eine gleich bestimmte Erklä-

klärung machte er nun auch in Person gegen den Kardinal im Parlamente. Wie aber schwache Gemüther stets mit sich im Widerspruch stehn; so konnte sich doch der Herzog, selbst nach dieser offenbaren Kriegs-Erklärung gegen den Kardinal, nicht entschließen, die thätigen Maaßregeln zu ergreifen, die man ihm vorschlug, um die Entführung des Königs aus Paris zu verhindern, die man ihm, als von dem Kardinal zu befürchten, vorstellte, und die er selbst, vermöge seines furchtsamen und argwöhnischen Gemüths, unter allen am wenigsten unwahrscheinlich fand.

Das Parlament sandte eine feierliche Bothschaft an die Königin, um nochmals auf die Befreiung der Prinzen anzutragen. Die Königin — oder vielmehr der Kardinal — erwiederte dieß durch eine Anklage des Coadjutors, der dem Staate mit dem Untergange drohe, weil man ihm den Kardinalshut abgeschlagen habe. Der Coadjutor machte nun den Antrag zu einem neuen Gesuch an die Königin, sogleich den Befehl zur Befreiung der Prinzen ausfertigen zu lassen, und den Kardinal von ihrer Person und aus ihrem Geheimen-Rathe zu entfernen.

Er hatte dafür gesorgt, daß dieser Antrag durch das Volk die erforderliche Unterstützung erhielt. Die Säle und Gallerien des Parlament-Hauses waren, indem er ihn machte, so wie die Straßen von Paris, mit Bewaffneten erfüllt, die von seinem Winke abhingen.

Der Zeitpunkt des Ausbruchs eines neuen Bügerkriegs schien gekommen zu seyn, als der Kardinal demselben durch seine Entfernung vorbeugte. Verkleidet entwich er, in der Nacht vom 6 auf den 7 März, durch eine Hinterthüre des Palais Royal und gelangte glücklich zu dem Thore Richelieu, wo er einige Hundert bewaffnete Anhänger fand, die ihn nach St. Germin begleiteten.

Die Nachricht von seiner Entfernung machte den stärksten Eindruck auf das Parlament und das Volk. Die Feinde des Kardinals fanden darin eine Aufforderung, weiter zu gehn, um ihn völlig zu vernichten. Das Parlament beschloß, der Königin eine Dank-Addresse, wegen Entfernung des Ministers, zu übergeben; zugleich aber auch darauf anzutragen, daß die Entfernung des Kardinals auf beständig und ohne Rückkehr seyn möge. Die Königin erklärte,

daß er binnen vierzehn Tagen das Königreich verlassen, und alle seine Verwandte und Domestiken ihm folgen sollten.

Die Lage, worein sich die Königin versetzt sah, würde höchst schmerzlich gewesen seyn, wenn sie nicht mit dem Kardinal übereingekommen wäre, dem momentanen Impulse nachzugeben, um den günstigen Zeitpunkt zu der Überwältigung seiner Feinde desto sicherer abwarten und desto wirksamer angreifen zu können. Sie liebte den Kardinal mit ungeschwächter Zärtlichkeit, und war sonach nichts weniger als geneigt, ihn aufzugeben. Ihr Stolz war auch ohnstreitig dabei interessirt, daß er seine Feinde zu Schanden machen und sich behaupten könne.

Der Kardinal hatte sich bald nach seiner Ankunft zu St. Germin, von hieraus nach Havre de Grace begeben, wo die Prinzen gefangen gehalten wurden. Es scheint, daß er die Absicht hatte, einen Versuch zu machen, ob er dieselben sich versöhnen, und durch sie sich erhalten könne. Wäre dieß, so würde es ein Beweis großer Kurzsichtigkeit seyn; und wäre es nicht, so läßt sich sein Betragen gar nicht erklären.

Die Schriftsteller der Fronde erzählen: er habe geweint, gebeten, die Kniee des Prinzen von Condé umfaßt, um ihn zu versöhnen; Schriftsteller der Gegenparthei sagen: er habe sich mit vieler Würde benommen, und sich nur bemüht, sein bisheriges Verhalten zu rechtfertigen, und dann um ihre Freundschaft gebeten. Jene geben an, der Prinz habe ihn mit vielem Stolze behandelt; diese versichern, der Kardinal habe seiner Bitte, um die Freundschaft der Prinzen, stolz hinzugefügt: es stehe bei ihnen, ob sie sie ihm verwilligen wollten, oder nicht.

Bei solchen streitenden Angaben, kann nur die Wahrscheinlichkeit entscheiden, die freilich nach der anderweitigen Kenntniß von dem Charakter Mazarins und Condés, mehr für den ersteren spricht. Übereinstimmend sind beide Nachrichten darin, daß er mit den Prinzen speiste, und ihnen dann ihre Freiheit ankündigte.

Nach seiner Rückkehr nach St. Germin, empfing der Kardinal ein Schreiben der Königin, worin sie ihm das Verlangen des Parlaments und ihre Zusage anzeigte. Er antwortete in einem langen, pathetischen — ohnstreitig zum Vorzeigen geschriebenen — Briefe: daß er mit

Freuden sein Leben für sie aufopfern, um so freudiger ihr also gehorchen und schon am nächsten Tage abreisen würde. Er hielt Wort, begab sich aber nicht nach Italien, seinem Vaterlande, sondern nach Deutschland, wo er zu Cöln seinen Wohnsitz nahm.

Achtes Kapitel.

Rückkehr der Prinzen nach Paris. Fortgesetzter Parthei-Kampf. Entfernung des Prinzen von Condé nach Guienne.

Indessen kamen die Prinzen nach Paris zurück, und wurden mit allgemeinem Jubel empfangen. Der Herzog von Orleans war ihnen bis auf die Hälfte des Wegs nach St. Denis entgegen gegangen, um sie in seinen Wagen zu nehmen, in welchem sich auch der Coadjutor und der Herzog von Beaufort befanden.

Die Prinzen machten der Königin einen kurzen Besuch, und speisten dann mit den Häuptern der Fronde bei dem Herzoge von Orleans, wo die Gesundheit des Königs, mit dem Anhange: kein Mazarin! getrunken wurde; in welchen einige erklärte Anhänger des letztern, die zugegen waren, sich genöthigt sahn, mit einzustimmen.

Am folgenden Tage begaben sich die Prinzen in das Parlament, von welchem sie sowohl, als von dem sie dahin begleitenden Volke, die lautesten Beweise der wärmsten Theilnahme erhielten. Ihnen zur Genugthuung, sollte in ihrer

Gegenwart die Deklaration des Königs einregistrirt werden, in welcher er den Kardinal aus seinen Ämtern und aus dem Reiche entfernte. Allein sie wurde mit dem lautesten Unwillen verworfen, weil sie zugleich eine Lobrede auf die bisherige Verwaltung desselben enthielt. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß alle Fremde, — und ein zweiter, daß alle Kardinäle aus dem Geheimen-Rathe des Königs entfernt werden sollten.

Dieser letzte Beschluß erregte die Empfindlichkeit des Coadjutors, der in kurzem Kardinal zu werden hoffte, und nichts weniger als geneigt war, sich in Voraus aus dem königlichen Geheimen-Rathe ausschließen zu lassen. Er hielt es für einen gegen ihn gerichteten Streich der Prinzen-Parthei, der er immer noch nichts aufrichtig Gutes gegen sich zutraute.

Ohnstreitig können zwei Männer, von gleich großem Ehrgeize, nie festes Vertrauen gegen einander fassen. Der Prinz wünschte Frankreich zu beherrschen und von der Fronde unabhängig zu seyn. Deshalb war er auch nicht geneigt, die Verbindung mit der Familie Chevreuse zu begünstigen. Dieß wurde von dieser

bald wahrgenommen, und nun ein neues Intriguen-Spiel begonnen, was eine abermalige Annäherung der Fronde und des Hofs zur Folge hatte.

Der Herzog von Orleans, stets von kleinlichen Bestrebungen des Ehrgeizes, von Eifersucht und Argwohn auf gleiche Weise geplagt, mogte leicht aufs Neue gegen den Prinzen eingenommen werden, dem er nie aufrichtig zugethan war. Der Prinz, unfähig seine unbeschränkten Ansprüche zu verhüllen, oder zu mäßigen, verrieth deutlich genug, daß er die Absicht habe, den Zeitpunkt zu der reellsten Befriedigung derselben zu benutzen. Er schrieb ihm beliebige Veränderungen in dem Ministerium vor, um alle Anhänger Mazarins aus demselben zu entfernen. Er verlangte für sich, seinen Bruder, seine Verwandte und Anhänger, die wichtigsten Gouvernements und festen Plätze, die ihm auch von der Königin zugestanden wurden. Dadurch fand sich der Herzog von Orleans beleidigt, der an allem diesen keinen Antheil hatte, und den seine Gemahlin, die der Ehrgeiz, und die Damen Chevreuse, die die beleidigte Weiblichkeit reizte, stets anreizten.

Der Kardinal Mazarin, der nicht nur einen ununterbrochenen Briefwechsel mit der Königin unterhielt, sondern auch von Cöln aus noch eben so, als von seinem Cabinette aus, in dem Palais Royal die Entschlüsse derselben bestimmte, mißbilligte ihre Willfährigkeit in Betreff der Forderungen des Prinzen und versagte seine Zustimmung zu dem Vertrage, der von Seiten des Hofs mit demselben geschlossen war. Der Prinz drang auf die Erfüllung desselben, und täglich um so ungestümer, je mehr er sich überzeugte, daß der Hof ihn fürchtete und sich in dem Glauben bestätigte, daß keine Gegenmacht mehr im Stande sey, ihm die Wage zu halten, oder gar ihn und seine Parthei aufzuwiegen.

Die projektirte Verbindung zwischen dem Prinzen von Conti und der Prinzessin von Chevreuse wurde nun von Seiten jenes förmlich aufgesagt. Der vertrauteste Genosse des Coadjutors, der Herzog von Beaufort, wurde ihm durch eine Weiber-Kabale abspänstig gemacht, und dem Coadjutor selbst darauf von mehrern Seiten her zu erkennen gegeben, daß er Ursach habe, auf seine persönliche Sicherheit Bedacht zu nehmen.

Nunmehr glaubte der Herzog von Orleans keine feste Stütze an der Fronde mehr zu haben, und neigte sich wieder zu der Parthei des Hofs und der Prinzen. Der Coadjutor, um seine Maaßregeln, zur Bewirkung einer Veränderung der Verhältnisse, desto sicherer und unbemerkbar nehmen zu können, trat scheinbar von dem Schauplatze ab, und begab sich in das Kloster Unsrer lieben Frau zu Paris, nachdem er von dem Herzoge von Orleans und dem Prinzen von Condé förmlich Abschied genommen hatte.

Indem er hier unter der Hand seine Anhänger zu sammlen und zu einer Revolution, zu Gunsten seiner, vorzubereiten suchte, wurde ihm von dem Kardinal Mazarin, seinem erklärtesten Feinde, gewissermaßen in die Hand gearbeitet. Dieser fürchtete den Prinzen mehr noch als den Kardinal und suchte jenen durch diesen, und diesen durch sich selbst zu verderben. Wurde dem Prinzen alles das zugestanden, was er verlangt hatte, so erhielt er durch sich selbst und seine Verwandte und Freunde, eine Macht, die auf das solideste begründet war und der keine andere verhältnißmäßige entgegen gesetzt

werden konnte. Die Macht des Coadjutors beruhte auf der bloßen Volks-Meinung, deren wechselnde Eigenschaft nie eine feste Begründung gestattete.

Durch eine Verbindung des Coadjutors mit dem Hofe, konnte der Prinz aus seinen Vortheilen verdrängt werden; aber der Coadjutor konnte, oder mußte vielmehr, eben dadurch seinen Einfluß auf das Volk verliehren, zumal wenn man ihn bewegen konnte, eine Stelle im Ministerium anzunehmen. Am sichersten mußte dieß gelingen, wenn man ihn ad interim zum Premier-Minister ernannte und so einer Seits das Licht auf ihn würfe, als sey dieß von Anfange her das Ziel seines Bestrebens gewesen, anderer Seits aber den Haß an ihn hefte, den das Volk längst gewohnt war gegen einen Premier-Minister zu hegen.

Diesen Betrachtungen zufolge wurden dem Coadjutor, von Seiten der Königin, durch den Marschall du Blessis, deshalb geheime Anträge gemacht. Der Coadjutor aber, dem die Schlinge nicht entging, die darunter verborgen war, lehnte sie ab; auch da, als die Königin ihn in der folgenden Nacht, in

demselben Kloster, wo sie ehemahls Zusammenkünfte mit ihm gehabt hatte, selbst sprach, und alles Ernstes in ihn drang.

Die Königin trug ihm nun den Kardinalshut an, dafern er ihr gegen den Prinzen beistehen wolle, was er versprach. Sie eröffnete ihm nun auch den Wunsch, den Kardinal zurückzurufen, und foderte auch hiezu seine Mitwirkung, indem sie ihm eröffnete, daß der Kardinal es sey, den sie bestimmt habe, ihm den Hut anzubieten. Der Coadjutor wieß diesen Antrag ebenfalls nicht zurück. Die Unterhandlungen wurden nun, immer noch im höchsten Geheim, durch Mittelspersonen fortgesetzt, doch hatte die Königin auch noch einige Zusammenkünfte mit dem Coadjutor, in denen man sich über die Mittel, sich von dem Prinzen zu befreien, berathschlagte. Dieß mußte vorher gehn, wenn an die Rückkehr des Kardinals gedacht werden sollte.

Es wurden mehrere in das Geheimniß gezogen und vorgeschlagen, den Prinzen aufs Neue zu verhaften — sogar zu ermorden. — Der Coadjutor versprach es dahin zu bringen,

daß sich der Prinz selbst von Paris entferne, welches am Ende vorgezogen wurde.

Indessen hielt er die Macht, die ihm zu Gebote stand, völlig schlagfertig. Ein beträchtlicher Theil des Adels war zu seinen Diensten; mehrere der Anführer hielten sich bei ihm in dem Kloster auf, um von hieraus die Adjutanten-Dienste zu verrichten. Alle Obersten der bewaffneten Pariser Bürgerschaft, hielten sich auf seinen Wink bereit.

Der Prinz, der, durch einen Vertrauten, — der zugleich ein Vertrauter der Königin war, — von der Verbindung des Coadjutors mit dem Hofe, und den Anstalten des erstern unterrichtet war, und seiner eigenen Macht nicht ganz traute, oder den Bürgerkrieg vermeiden wollte, — entschloß sich zu dem, was der Coadjutor vorausgesagt hatte — Paris zu verlassen. Am 6. Juli, des Morgens um 2 Uhr, verließ er die Stadt und begab sich nach St. Maur. Seine Schwester und übrigen nächsten Verwandte folgten ihm dahin. Seine Partheigänger gingen nun größtentheils zu der Parthei des Hofes über.

Die Königin, die das Ansehn eines Antheils an der Intrigue gegen den Prinzen vermeiden wollte, sandte ihm die Versicherung — die sie nicht ertheilen konnte — völliger Sicherheit, wenn er nach Paris zurückkehren wollte. Es entspann sich eine Unterhandlung, die theils durch den Herzog von Orleans, theils im Parlamente geführt wurde. Es ereignete sich bei dieser Gelegenheit ein Vorfall, der ein zu charakteristischer Zug für das Gemählde der Zeiten und Sitten ist, als daß er hier ganz übergangen werden dürfte, ob er gleich, in Beziehung auf die Hauptbegebenheiten, von keinem entscheidenden Einflusse war.

Das Interesse des Gegenstandes hatte eines Tages, als Zuhörer, mehrere Damen herbeigeführt, unter denen sich die von Chevreuse, Mutter und Tochter, befanden. Beim Hinausgehn wurden diese von einem Haufen gemeinen Volks insultirt, der im Solde der Anhänger des Prinzen Conti stand.

Die Damen fühlten sich dadurch aufs Aeusserste gekränkt und beleidigt und der Coadjutor, nach seinem Verhältnisse zu ihnen, verpflichtet, ihnen Genugthuung zu verschaffen.

Auf seine Veranstaltung fanden sich die Damen am andern Tage wieder im Parlamente ein, von vierhundert Edelleuten begleitet, während viertausend Bürger alle Säle und Räume des Parlaments-Hauses füllten, wodurch Alles in Schrecken gesetzt und Alles, was der Parthei der Prinzen angehörte, schnell aus demselben verscheucht wurde. Der Prinz Conti, der in Paris zurückgeblieben war, und im Parlamente die Sache seines Bruders führte, sah sich dadurch, bei seiner Ankunft in dem Parlaments-Hause, in die größeste Gefahr und Verlegenheit gesetzt. Mehrere aus seinem Gefolge erhielten im Gedränge Stöße und Stockschläge, und er selbst entzog sich dadurch nur den ihm im entgegengesetzten Falle ebenfalls zugedachten Mißhandlungen, daß er die erwähnten Damen mit tiefen Verbeugungen begrüßte.

Der Prinz von Condé sandte mehrere Bothschafter an das Parlament, in welchem er eine neue Erklärung der Königin, gegen den Kardinal Mazarin und die Entsetzung der übrigen Minister, als Bedingung seiner Rückkehr foderte. Er kam selbst in Person ins Parla-

ment, um diese Foderungen desto geltender zu machen, und kehrte, ohne den König oder die Königin gesehn zu haben, nach St. Maur zurück.

Da der Herzog von Orleans, wie gewöhnlich, eine unzuverlässige, zweideutige Rolle spielte und die Königin dem Coadjutor nicht fest glaubte vertrauen zu können, und wenn sie ihm vertraute, den Ausbruch eines Bürgerkriegs fürchtete, den sie zu vermeiden wünschte, — so gab sie den Foderungen des Prinzen endlich nach. Er kehrte darauf nach Paris zurück und hielt mit einer prächtigen Begleitung in der Stadt und seinem Pallaste seinen Einzug.

Einige Tage nachher erschien der Prinz im Parlamente. Der erste Präsident fragte ihn, ob er dem Könige seinen Besuch gemacht habe? und da eine verneinende Antwort darauf erfolgte, bezeigte er ihm sein Mißfallen, ihn hier zu sehn. Dies, und eine bittre dem hinzugefügte Anmerkung, veranlaßte einen heftigen Wortwechsel zwischen dem Prinzen und dem Präsidenten, in welchem der Präsident

das

das Unglück des Staats beklagte, was diese Entzweiung des königlichen Hauses zur Folge haben müsse, und der Prinz zu seiner Rechtfertigung anführte, daß er sich noch nicht sicher halten könne, daß die Königin noch immer üble Rathgeber habe und noch immer die sorgfältigste Verbindung mit dem Kardinale unterhalte.

Auf die einstimmige Auffoderung der Versammlung an den Prinzen, daß er dem Könige seinen Besuch machen möge, verstand er sich endlich dazu. Der Herzog von Orleans begleitete ihn. Es war indessen nur ein kalter, kurzer Ceremonien-Besuch, der eben so wenig geeignet war, das Mißverständniß mit dem Hofe völlig zu heben, als er einen Beweis enthielt, daß es gehoben sey.

Der Prinz zeigte dem Hofe einen Stolz, der die Königin aufs Neue und aufs Aeußerste empörte. Mit einer großen bewaffneten Begleitung — einer größeren noch, als der König zu haben pflegte — durchzog er die Straßen von Paris und schien die Absicht zu haben, der Fronde, wie dem Hofe, zu imponiren.

Der Unwille der Königin bestimmte dieselbe, sich dem Coadjutor — dem einzigen, von dem sie bei der Schwäche und Unentschlossenheit des Herzogs von Orleans eine wirksame Unterstützung erwarten konnte — nun völlig in die Arme zu werfen. Auf seinen Rath wurde eine Deklaration an das Parlament aufgesetzt, in welcher die Königin zuvörderst aufs Neue die Weisung ertheilte, daß der Kardinal auf immer entfernt sey, und dann bittere Beschwerde über den Prinzen von Condé führte, ihm Undank, Meuterei und ruhestöhrende Absichten vorwarf und diese Beschuldigungen mit Thatsachen zu beweisen suchte.

Dieses Schreiben wurde in das Parlament gebracht, wo der Prinz eine Vertheidigung dagegen einreichte, und den Coadjutor geradezu als den Urheber seiner Anklage und den angeblich bösen Rathgeber der Königin denuntiirte.

Beide Theile erschienen darauf am folgenden Tage, zum Kampfe gerüstet, im Parlamente und der Ausbruch des Bürgerkrieges, — selbst in dem Heiligthume der Gerechtigkeitspflege, — schien unvermeidlich zu seyn. Der Co-

adjutor war durch Anhänger des Hofes und königliche Truppen verstärkt und hatte, sowohl in dem Parlaments-Pallaste, als in der Stadt, die vortheilhaftesten Plätze besetzt.

Der Prinz bezeigte, bei seinem Eintritte in die Parlaments-Versammlung, sein Befremden darüber und setzte die stolzen herausfodernden Worte hinzu: er könne nicht glauben, daß irgend Jemand im Königreiche so insolent seyn würde, ihm das Pflaster streitig machen zu wollen. Drei bis vier mal wiederhohlte er diese Worte, ohne Antwort zu erhalten. Endlich erwiederte ihm der Coadjutor, indem er sich tief verbeugte, er bäte seine Hoheit gehorsamst, ihm zu verzeihen, wenn er ihm sage, daß er zwar glaube, es werde Niemand im Königreiche so insolent seyn, ihm die Mitte des Pflasters streitig zu machen, aber daß er überzeugt sey, es gebe Personen im Königreiche, deren Würde sie berechtige und verpflichte, das Pflaster Niemanden willig einzuräumen, als dem Könige.

Hieraus entstand ein Wortwechsel, an welchem mehrere Parlamentsräthe, von beiden Partheien, Antheil nahmen. Die Präsidenten

redeten zum Frieden und brachten es endlich dahin, daß beide Theile sich gefallen ließen, ihr bewaffnetes Gefolge aus dem Parlaments-Hause zu entfernen.

Der Prinz sandte den Marquis von la Rochefoucaut, um den Befehl dazu zu ertheilen. Der Coadjutor begab sich deshalb selbst in den Vorsaal. Als er zurückkehrte, hörte er hinter sich zu den Waffen rufen, und indem er sich danach umsah, zog Rochefoucaut die beiden Thürflügel zu und klemmte seinen Hals zwischen dieselben, indem er zweien daneben stehenden Edelleuten, in Diensten des Prinzen, zurief, ihn zu ermorden. Diese blieben unentschlossen. Ein junger Parlamentsrath, der Sohn des ersten Präsidenten, sprang herzu, stieß Rochefoucaut zurück und befreite den Coadjutor.

In dem Augenblicke lief ein Partheigänger des Prinzen, mit gezogenem Dolche herbei, und rief: wo ist der Coadjutor? Die in der Nähe standen, riefen von beiden Seiten: zu den Waffen! Das Rufen pflanzte sich fort und plötzlich standen Tausende gegen einander, mit gezogenen Schwertern da. Der Augenblick schien

gekommen, wo das Parlaments-Haus, Paris, ja das ganze Königreich, mit Bürgerblut überströmt werden sollte.

In diesem Augenblicke rettete ein edler Mann, durch seine Gegenwart des Geistes und sein persönliches Ansehn, die Versammlung, die Stadt, das Land von dem Verderben, was ihnen drohte. Der Marquis von Crenon, Kapitän der Garden des Prinzen von Conti, rief: ein Schurke, wer sein Schwert nicht in die Scheide steckt! Und indem er es selbst that, folgte alles seinem Beispiele.

Das Getümmel legte sich. Der erste Präsident wurde wieder des Wortes mächtig. Er beschwor den Prinzen, auf eine sehr pathetische Weise, bei dem Blute des heiligen Ludewigs, nicht zu dulden, daß der dem Frieden und der Gerechtigkeit geweihte Tempel, mit Blut besudelt würde und ermahnte den Coadjutor, bei seinem heiligen Amte, nicht dazu mitzuwirken, daß das Volk, dessen Leitung ihm Gott anvertraut habe, sich einander morde. Von beiden Partheihäuptern wurde nun der Befehl erneuert, daß sich ihre bewaffneten Anhänger zurückziehen sollten. Die Versamm-

lung wurde aufgehoben. Alles ging ruhig aus einander.

So war die Gefahr für den Augenblick abgewandt, die Krisis aber dadurch eher vermehrt als gelös't. Bei jedem Wiederzusammentreffen beider Gegner im Parlamente, waren ähnliche Auftritte zu erwarten und bei ähnlichen Auftritten konnte nicht immer eine so glückliche Beendigung vorausgesetzt werden.

Der Hof hatte in sofern seinen Zweck erreicht, als dem Prinzen gezeigt war, daß es noch eine Kraft gebe, die der seinigen das Gegengewicht halte. Auf den Vorschlag und die Vermittlung des ersten Präsidenten wurde dem Coadjutor, im Namen des Königs, der Befehl zugefertigt, am folgenden Tage nicht in das Parlament zu gehn, und der Coadjutor leistete ihm willig Folge, da er scharf genug sah, um seine Lage richtig zu beurtheilen.

Der Prinz erschien am nächsten Tage mit zahlreicher Begleitung im Parlamente und foderte die Untersuchung der Beschuldigungen, die der Hof gegen ihn bei dem Parlamente deponirt hatte. Als er zurückkehrte, begegne-

te ihm der Coadjutor, an der Spitze einer Procession der großen Brüderschaft und eines unzählbaren Volkshaufens, der diese begleitete. Der Prinz verließ seinen Wagen und bat den Coadjutor, vor ihm niederknieend, um seinen Seegen. Er ertheilte ihm denselben, mit allem Ernst seiner geistlichen Würde, neigte sich dann tief vor dem Prinzen und beide zogen dann weiter. — Man vergleiche dieß Heute mit dem Gestern, und wird man kräftigere und bezeichnendere Züge bedürfen und auffassen können, um den Zeitgeist zu schildern?

Der Prinz erneuerte seine Auffoderung um Rechtfertigung, obgleich mit steigendem Nachdrucke, doch mehrere Mahle vergebens. Die Königin schien entschlossen, ihm nicht zu willfahren. Der Herzog von Orleans hatte sich, auf den Rath des Coadjutors, auf das Land begeben, um nicht kompromittirt zu werden. Das Parlament erklärte, während seiner Abwesenheit in dieser Sache keinen Beschluß fassen zu können.

Der Kardinal, dessen Rath immer noch die Wirkung der Vorschriften für die Königin hatte, bestimmte diese, sich etwas nachgiebiger gegen die Foderung des Prinzen zu zei-

gen. Es wurde eine Erklärung aufgesetzt, welche die verlangte Rechtfertigung desselben enthielt, und dem Parlamente mitgetheilt. An dem Tage, an welchem der König nach erlangter Volljährigkeit, der Form nach, die Regierung selbst übernahm, wurde sie publizirt und sonach die Differenz zwischen dem Prinzen und dem Hofe beigelegt.

Allein Vereinigung und Vertrauen konnten zwischen beiden dadurch um so weniger hervorgebracht werden, da jeder Theil fortwährend seine Zwecke verfolgte und seine Verbindungen unterhielt. Bei der Unterstützung, welche der Hof bei der Fronde fand, glaubte der Prinz, seine Zwecke in seinem Gouvernement Guienne leichter und sicherer zu erreichen, und da er mehr für rasche und kühne Unternehmungen, als für Intriguen und Ausharren war, so entschloß er sich plötzlich, Paris noch einmahl zu verlassen, um desto kräftiger gerüstet dahin zurückzukehren.

Neuntes Kapitel.

Dritter Bürgerkrieg. Rückkehr des Kardinals. Gefahr und Rettung des Hofs. Der Herzog von Orleans. Der Kardinal von Retz. Schlacht unter den Mauern von Paris, und Rettung Condé's.

Die Entfernung des Prinzen war der Königin, aus mehr als einem Grunde, nichts weniger als unangenehm. Sie wurde dadurch von ihm und seinen ihr lästigen Ansprüchen befreiet. Sie erhielt eine Gelegenheit, selbst mit dem Könige Paris zu verlassen, und sich dadurch auch von der Abhängigkeit zu befreien, in welcher sie sich, in Betreff ihres Plans, zu Gunsten das Kardinals, von der Fronde fühlte. Sie gab ihr Gelegenheit eine Armee zu versammlen und sich dadurch in den Stand zu setzen, diesen Plan nöthigenfalls selbst mit Gewalt durchzusetzen.

Um die Ruhe in Frankreich herzustellen und zu sichern, hatte sie ihre Einwilligung zu der Entfernung des Kardinals gegeben, und in der Absicht und Erwartung, dieß dadurch

bewirken zu können, die Erklärung von sich gestellt, daß er nicht zurückkehren solle. Die Ruhe war aufs Neue gestört, oder vielmehr noch gar nicht wieder hergestellt gewesen, und wie mogte man jetzt dem Kardinal die Schuld beimessen, da er abwesend war?

Zwar geschahe dieß allerdings, denn eine Hauptbeschwerde des Prinzen von Conde war die Verbindung, welche der Hof noch immer mit dem Kardinal unterhielt, und der Einfluß, welchen dieser jetzt, wie ehemals, auf die Maaßregeln und Entschließungen der Königin ausübte. Aber die Königin nannte diese Beschwerden unerträgliche Anmaßungen, und achtete sich an ihr gegebenes Wort nicht weiter gebunden, da der Zweck nicht erreicht war, weswegen sie es von sich gestellt hatte.

Sobald man bei Hofe die Nachricht erhielt, daß der Prinz, von seinem Bruder und seiner Schwester begleitet, zu Bourdeaux angekommen und hier seinen Absichten und Wünschen gemäß aufgenommen sey, verließ der Hof Paris, und begab sich nach Fontainebleau und von hieraus nach Bourges. Zugleich ließ er ein Truppenkorps zusammen ziehen, um die

Vereinigung der Anhänger des Prinzen zu verhindern. Im Einverständniß mit der Königin, rüstete auch der Kardinal, an der Grenze, ein Truppenkorps aus, angeblich zum Dienste des Königs. Zugleich schickte er sich an, unter dem Schutze dieses Heeres, an den Hof zurückzukehren.

Der Prinz von Condé rüstete sich seiner Seits ebenfalls. Auch trug er kein Bedenken, aus dem feindlichen Verhältnisse Frankreichs und Spaniens Nutzen zu ziehen. Ein förmlicher Vertrag mit dem Könige von Spanien, dem Feinde seines Königs und Vaterlands, sicherte ihm von dieser Seite her eine Unterstützung zu.

Der Hof begab sich von Bourges nach Poitiers, um den Prinzen noch mehr in der Nähe zu beobachten, nachdem er eine Deklaration gegen ihn in das Parlament gesandt hatte, worin er ihn für einen Verbrecher der beleidigten Majestät und Empörer erklärte. An den Kardinal erging zugleich die bestimmte Einladung, an den Hof und in seine Ämter zurückzukehren.

Dieß Verfahren setzte den Herzog von Orleans und seinen Rathgeber, den Coadjutor, in gleich große Verlegenheit. Ersterer ergriff zwar auch diesmal die in ähnlichen frühern Fällen schon beobachtete und seiner Feigheit und Unentschlossenheit angemessene Parthei, keine Parthei zu nehmen, sondern den Vermittler zu machen. Er konnte in seinem Verhältnisse immer erwarten, wie auch der Gang des Streites sich entscheiden würde, auf diesem Wege wenigstens ohne Gefahr und Schaden durchzukommen. Der Coadjutor hingegen lief, bei einer solchen Neutralität, eine doppelte Gefahr zu laufen. Er hatte der Königin seine Dienste gegen den Prinzen zugesagt, und für Mazarins Rückkehr nicht verweigert. Unter dieser doppelten Bedingung war seine Denomination zur Kardinalswürde zwar erfolgt, sie konnte aber auch wieder zurückgenommen werden. Auf der andern Seite stand sein Kredit bei dem Volke auf dem Spiele. In diese mißliche Lage war er eigentlich durch die Entfernung des Hofes von Paris versetzt. Er bereute es zu spät, diese, wie er es vermogt hätte, nicht verhindert zu haben.

Bei einer eben so großen Gewandtheit als Thätigkeit, zog er sich jedoch auch aus dieser schwierigen Lage. Die Königin suchte er fortwährend in dem Glauben zu erhalten, daß er ihr Interesse besorge; bei dem Herzog von Orleans machte er fortwährend den vertrauten Rathgeber; im Parlamente und bei dem Volke nährte er fortwährend den Haß gegen den Kardinal Mazarin und in Rom betrieb er seine Promotion. Jenes zweideutige Betragen setzte er noch fort, da, durch Umstände begünstigt, seine Promotion in dieser Zeit wirklich erfolgte; denn dem Herkommen gemäß, mußte er den Hut aus der Hand des Königs erhalten, und ehe er denselben nicht erhalten hatte, konnte er in seiner neuen Würde nicht öffentlich auftreten.

Seine Absicht ging dahin, daß der Herzog von Orleans sich öffentlich an die Spitze der Fronde stellen und mit ihr eine dritte Parthei bilden sollte, um den beiden, sich bereits entgegenstehenden, das Gleichgewicht zu halten. Die Unentschlossenheit des Herzogs blieb ihm indessen ein unüberwindliches Hinderniß der Ausführung dieses Plans. Auf seinen Antrieb

errichtete derselbe zwar ein Truppenkorps, ließ dasselbe auch eine zeitlang in einer neutralen Position; doch war er dahin nicht zu bringen, es für den Plan zu bestimmen, den der Coadjutor damit auszuführen wünschte.

Das Parlament eiferte, auf die Veranlassung des Gerüchts, daß der Kardinal zurückkehren werde, gegen diesen; hielt sich aber doch in Schranken, so lange der erste Präsident an seiner Spitze stand. Erst nachdem dieser, der zugleich die Würde eines Siegelbewahrers des Königreichs bekleidete, in dieser Qualität nach Hofe abgerufen wurde, und diesem Rufe folgte, geschahen Schritte von dieser Korporation, die den Parthei-Geist verriethen, der in derselben wirksam war.

Zuvörderst sandte das Parlament eine Deputation nach Poitiers, wo sich der Hof damals aufhielt, um dem Könige, wegen der verlautbarenden Rückkehr des Kardinals und dessen Truppenrüstungen, Vorstellungen zu machen. Es erhielt die unerwartete Antwort: es geschehe beides mit Wissen und Bewilligung des Königs und so erwarte derselbe, daß das Parlament nichts dagegen haben werde, um so

mehr, da der Kardinal nichts begehre, als die Gelegenheit, sich, wegen der ihm gemachten Vorwürfe, zu rechtfertigen. — Das Parlament setzte einen Preis auf den Kopf des Kardinals, und der Herzog von Orleans gab seinen Truppen Befehl, sich mit der Armee des Prinzen von Condé zu vereinigen.

Die Truppen des Kardinals, in seine Farbe gekleidet und der Anführung des Marschalls von Hocquincourt von ihm übergeben, waren indessen vorgerückt; der Kardinal war im Triumphe an den Hof zurückgekehrt, wo ihm der König und sein Bruder einige Meilen entgegen gegangen und sein Empfang mit allen Zeichen der Achtung und Freude begleitet gewesen war.

Der Marschall von Turenne, der den Prinzen von Condé ehemals so mannhaft vertheidigt, sich aber seitdem von ihm vernachlässigt gefunden hatte, widmete jetzt seine Dienste dem Hofe. Mehrere Truppenkorps standen auf beiden Seiten gegen einander und gewannen sich wechselseitig mehrere Vortheile ab. Der König war mehrere Male genöthigt, seinen Aufenthaltsort zu verändern und unstät in

seinem Lande umher zu ziehn. In einer bei Bleneau von dem Prinzen von Condé über den Marschall von Hocquincourt gewonnenen Schlacht, würde der König nebst seiner Mutter und dem Kardinale, die sich in der Nähe befanden, in die Hände des Prinzen gefallen seyn, wenn nicht Turenne mit seiner Reuterei herbeigeeilt wäre, und durch ein geschicktes Mannövre den Prinzen überfallen und die Bedrängten gerettet hätte.

Der Prinz von Condé, der sich der Vortheile seines Sieges beraubt sah, faßte den Entschluß, nach Paris zu gehn, um hier, wo möglich, eine Vereinigung der Partheien, zu Gunsten seiner, zu bewirken. Gleich nach seiner Ankunft begab er sich, von dem Herzog von Orleans begleitet, in das Parlament und erklärte demselben: daß er keine andere Absicht habe, als dem Könige und dem Staate zu dienen, daß er beständig dem Rathe des Parlaments folgen und die Waffen niederlegen werde, sobald die Beschlüsse, welche das Parlament gegen den Kardinal Mazarin erlassen habe, würden in Erfüllung gegangen seyn.

Durch

Durch diese Erklärung wurden Diskussionen veranlaßt, die aber keinen wirksamen Erfolg hatten. Vielen war es anstößig, daß der Prinz im Parlamente erschien, wenig Tage nachdem er dem König eine Schlacht geliefert hatte, und die Bemühungen zur Vereinigung der Partheien und Bewirkung einer entscheidenden allgemeinen Entschließung, mußten daher um so weniger erfolgreich ausfallen.

Bei dem Volke fand er noch mehrere Schwierigkeiten. Die Interessen waren zu sehr getheilt, zu sehr streitig. Die Häupter der Fronde waren überhaupt nicht geneigt, dem Prinzen zu einem vollständigen Siege zu verhelfen. Der Coadjutor stand gerade damals in geheimer Unterhandlung mit dem Hofe, wegen seines Kardinals-Huts. Die Pariser nahmen an dem ganzen Streite — da er unter ihren Augen nicht vorging — noch weniger ernsthaften Antheil, als an den frühern. Alles wurde belacht, alles ins Lächerliche gedreht. Selbst der Preis, den das Parlament auf den Kopf des Ministers gesetzt hatte, wurde zu einem Gegenstand des Witzelns und Lachens gemacht. Oeffentliche Anschlagezettel rapportirten ihn auf

die einzelnen Gliedmaßen des Körpers Mazarins, boten so viel für ein Ohr, so viel für ein Auge, so viel für — — des Kardinals. — Man lachte und Niemand dachte daran den Preis im Ganzen, oder einzelnen Theilen zu verdienen. —

Bei einer andern Nation und zu einer andern Zeit, sagt Voltaire, würde man das Preisausgebot ernsthafter genommen und Exekutoren gefunden haben. — Ja wohl zu einer andern Zeit, denn wie ganz anders war es hundert und funfzig Jahre später bei derselben Nation! —

Das Parlament nahm fortgesetzt einen heftigen und hohen Ton an, die Partheien unterhandelten und rüsteten sich, in sofern sie es vermogten, zu gleicher Zeit.

Der Prinz von Condé hatte den Herzog von Lothringen für sich gewonnen, der ihm ein Truppenkorps von sieben bis acht tausend Mann zuführte. Der Kardinal Mazarin trat mit eben diesem Fürsten in Unterhandlung und bot ihm mehr, als der Prinz von Condé ihm zu geben vermogte, wenn er nur — die Parthei des Prinzen wieder verlassen und sich zu-

rückziehen würde. Und der Herzog ließ sich hiezu um so bereitwilliger finden, da er im Herzen dem Prinzen von Condé höchst abgeneigt war.

Durch seinen Rückzug erhielt der Hof wieder ein erhöhtes Uebergewicht über den Prinzen, was der Marschall von Turenne auf eine entscheidende Weise zu benutzen beschloß. Der Prinz von Condé war krank, eilte aber, so bald er es vermogte, zu seinem kleinen Heere, um es nach Paris zu führen und hier in Sicherheit zu bringen.

Turenne suchte ihm zuvorzukommen. Doch behielt der Prinz den Vorschritt. In der Vorstadt St. Anton, unter den Mauern der Hauptstadt, trafen beide Heere schlagend auf einander.

Während hier ein königlicher Feldherr, mit einem königlichen Prinzen, um den Besitz der Hauptstadt — um die Behauptung der Herrschaft im Königreiche stritt, sah der König, mit dem Kardinal, dem Kampfe von einer benachbarten Anhöhe, die Pariser ihm von ihren Mauern zu. Der Herzog von Orleans, der Kardinal von Retz, das Parlament, die Fron=

de, erwarteten, hinter verschlossenen Thoren, in ihren zum Theil verschlossenen Häusern, mehr oder weniger ängstlich oder ruhig, den Ausgang.

Niemand war indessen weniger ruhig, als der Herzog von Orleans, der von allen Arten wechselnder Besorgniß umher getrieben wurde. Der Kardinal von Retz, selbst vielleicht auch nicht so ruhig, als er gewesen zu seyn sich das Ansehn giebt, hatte ihn ohne Rath allein gelassen, und hielt sich still in seiner Wohnung.

Das Treffen war hartnäckig und mörderisch. Der Prinz von Condé zeigte einen Muth, eine Beharrlichkeit und Geschicklichkeit, die einer bessern Gelegenheit würdig gewesen wären. Dieß enthusiasmirte die Tochter des Herzogs von Orleans, die längst den Helden schon eben so bewunderte, als ihr Vater ihn fürchtete. Vergebens drang sie in diesen, daß er ihm die Thore öffnen lassen und ihm mit seinem Heere den Einzug gestatten solle. Nun entschloß sie sich, einen Schritt zu wagen, dem der Prinz von Condé seine Rettung verdankte.

Die Kanonen der Bastille bestrichen einen Theil des Schlachtfeldes. Die Prinzessin begab

sich dahin und befahl, sie auf das Korps des Marschalls de la Ferte zu richten, das so eben vorrückte, um den schon höchst bedrängten Prinzen von Condé in die Flanke zu nehmen.

Durch diese unerwartete Begrüßung wurde der Marschall aus der Fassung gebracht und zum Rückzuge bewogen. Die Prinzessin eilte nun an das St. Antons-Thor, haranguirte die Wache, die es besetzt hielt, bat, drohte, und — das Thor wurde geöffnet, und der Prinz hielt, mit neuen Lorbeern bedeckt, seinen Einzug.

Zehntes Kapitel.

Anschlag des Prinzen auf den Kardinal von Retz. Das Parlament in offener Fehde mit dem Hofe. Nochmalige Entfernung des Kardinals Mazarin. Rückkehr des Königs nach Paris. Rückkehr des Kardinals Mazarin, und völlige Herstellung der Ruhe.

Des Prinzen Absicht ging nun zunächst dahin, sich der Stadt Paris und des Herzogs von Orleans so völlig als möglich zu bemächtigen. Deshalb faßte er den Entschluß, den Coadjutor, von dem er gehindert zu werden fürchtete, zu entfernen. Der Anschlag ging dahin, einen Volks-Aufstand zu erregen, und während des Tumults den Coadjutor in seinem eigenen Hause zu verhaften und aus der Stadt bringen zu lassen.

Ein Zufall verhinderte die Ausführung dieses Plans. Die Ankunft eines Trompeters, der einen Befehl des Königs auf das Stadthaus brachte, erhitzte den aufgereizten Pöbel.

Er lärmte und schrie: Verrath! und stürmte das Stadthaus.

Mit dem Degen in der Faust, drang man in dasselbe ein; mehrere Magistrats-Personen und eine beträchtliche Anzahl Bürger verlohren ihr Leben. Barrikaden wurden errichtet, die Laden verschlossen. Man fürchtete einen allgemeinen Aufruhr. Alles gerieth in Schrekken und Bestürzung.

Indessen ging der Sturm, schnell, wie er entstanden war, auch wieder vorüber. Der Pöbel zerstreute sich, und während der Herzog von Orleans, von Angst und Besorgniß gefesselt, in seinem Kabinette saß, begab sich seine Tochter, von dem Herzoge von Beaufort begleitet, selbst auf den Greve-Platz, ließ die Barrikaden, die hier noch vorgefunden wurden, wegreißen, und stellte die Ruhe völlig wieder her.

Der Coadjutor, der erst von der Gefahr, worin er geschwebt hatte, unterrichtet wurde, setzte sich in Vertheidigungs-Stand; hielt sich aber, seinem neu angenommenen Systeme zu Folge, völlig ruhig.

Der Prinz von Condé suchte das Parlament

immer kräftiger aufzureizen, und erreichte hierin seinen Zweck. Zuvörderst sandte es Deputirte, aus seinen Mitteln, nach St. Denis, wo der Hof sich damals aufhielt, um die Entfernung des Kardinals zu verlangen. Und als eine dilatorische Antwort erfolgte, so schritt es zu einem förmlich offensiven Verfahren.

Es lud den Herzog von Orleans ein, seine Würde als General-Lieutenant des Königreichs — die seit der Majorität des Königs aufgehört hatte — wieder anzunehmen; und den Prinzen von Condé, sich an die Spitze der Armee zu stellen, die zusammen gebracht werden sollte. Der Gemeine der Stadt Paris wurde aufgegeben, das erforderliche Geld aufzubringen. Es wurde beschlossen, alle von dem Parlamente, wie alle andern großen Städte, zu einer Vereinigung zu gleichem Zwecke aufzufordern.

Wie der Furchtsame und Unentschlossene stets mit sich selbst im Widerspruche ist, und aus Angst nicht selten Entschließungen faßt, die dem Kühnsten Bedenklichkeit erregen, so sah man nun auch den Herzog von Orleans, der sich bisher so behutsam stets in der Mitte zu

halten gesucht, als General-Lieutenant des Reichs, an der Spitze der Insurrektion. Er bildete neben sich einen Staats-Rath, an dem der Prinz von Condé, mehrere des ersten Adels und vom Parlamente, — aber der Coadjutor nicht — Theil nahmen.

Der König erließ an das Parlament den Befehl, sich nach Pontoise zu begeben, wo er selbst seinen Aufenthalt genommen hatte. Nur eine kleine Anzahl von Mitgliedern gehorchte, und bildete hier, unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, ein Parlament, was von dem Könige für das Pariser anerkannt wurde; während dieses, der großen Mehrzahl nach, seine Sitzung, in seinem alten Lokale fortsetzte, den Beschluß faßte, die nach Pontoise gegangenen Mitglieder aus den Registern des Parlaments auszustreichen, und neue Deklarationen gegen den Kardinal erließ.

Unter diesen Umständen entschloß sich der Kardinal noch einmal das Reich zu verlassen, um dem Hofe freiere Hand zu gewähren, für seine endliche und völlige Wiederherstellung, in seine Macht und Würde, wirksam zu seyn.

Dieses Auskunfts-Mittel hatte dießmal auch, zum Theil wenigstens, den erwünschten Erfolg. Das Parlament beschloß eine Deputation an den König zu senden, ihm für die Entfernung des Kardinals zu danken, und ihn zur Rückkehr nach Paris einzuladen. Der König bot eine allgemeine Amnestie an, unter der Bedingung, daß alle gegen ihn gerichtete Waffen, binnen drei Tagen niedergelegt würden.

Den Herzog von Orleans ergriff nun mehr als jemals, seine alte Ängstlichkeit und Unentschlossenheit. Der Prinz von Condé, der in neue Verbindungen mit dem Herzoge von Lothringen getreten und benachrichtigt war, daß dieser ihm zwölftausend eigene, und dreitausend deutsche Truppen zuführte, erklärte sich, in dem Antrage des Königs keine hinlängliche Sicherheit zu finden, und bezeigte sich entschlossen den Krieg fortzusetzen. Der Kardinal von Retz spielte seine zweideutige Rolle fort. Er zeigte sich zwar äußerlich dem Herzoge von Orleans ergeben, ließ ihn aber ohne Beistand und selbst ohne Rath, und unterhandelte mit dem Hofe. An der Spitze einer Deputation der Pariser Geistlichkeit, begab er sich selbst dahin,

um den König zur Rückkehr nach Paris einzuladen, und empfing den Kardinalshut aus der Hand desselben.

Mit dem Prinzen von Condé unterhielt er keine Verbindung, vielmehr arbeitete er unter der Hand dahin, die Parthei desselben in Paris zu untergraben. Indessen, scheint es, hatte sich sein Einfluß auch vermindert. Ein Demagoge kann eben so schnell seine Macht verlieren, als er sie weit treiben kann; und nichts ist ihr gefährlicher, als Unthätigkeit und Untheilnehmung.

Eine beträchtliche Zahl der bedeutendsten und vertrautesten Anhänger und Anhängerinnen des Coadjutors hatten sich von ihm abgewandt, oder er von ihnen. Es ist kein Zweifel, daß er jetzt, am Ziele seiner Bestrebungen, den Wunsch hatte, sich mit dem Hofe völlig auszusöhnen, doch aber sich ihm auch so theuer als möglich zu verkaufen wünschte. Seine häuslichen Umstände waren zerrüttet, er bedurfte eines ansehnlichen Kapitals zur Bezahlung seiner Schulden, er bedurfte eines großen jährlichen Einkommens, um einen seiner hohen Würde angemessenen Aufwand machen und

vielfache Bedürfnisse befriedigen zu können; er wünschte eine glänzende politische Rolle zu spielen, und wollte doch auch für seine ihm treu gebliebenen Partheigänger sorgen.

Während sich so zwischen dem Hofe und dessen Gegnern und unter diesen die Verhältnisse modificirten, bewirkte der Herzog von Lothringen die Vereinigung seiner Truppen mit denen des Prinzen von Condé, und nahm gegen die Armee des Königs unter Turenne, eine sehr vortheilhafte Position ein. Aber eine Krankheit hinderte den Prinzen sich an ihre Spitze zu stellen; und so ging ein günstiger Zeitpunkt ungenutzt vorüber. Die Gewandtheit des Marschalls von Turenne zog die königliche Armee aus der Verlegenheit. Der Herzog von Lothringen, der, seitdem er seiner Länder beraubt war, die Rolle eines Condottiere spielte, hatte für sich kein Interesse, ihn daran zu hindern.

Die Stimmung der Krieger, wie der Nation, war Sehnsucht nach Frieden. Selbst in Guienne, dem Gouvernement des Prinzen, worauf er am meisten glaubte rechnen zu können, hatten sich die meisten Plätze den königlichen

Truppen ergeben. Bourdeaux war durch Faktion zerrissen. Selbst unter den nächsten Verwandten des Prinzen herrschte Mißhelligkeit. Von seinen beiden Unter-Feldherrn hatte einer den andern im Duelle erschossen. In Paris war der Enthusiasmus für ihn fast gänzlich verschwunden, im Parlamente von ihm weiter nicht die Rede. Und sein bisheriger Protektor und scheinbarer Freund, der Herzog von Orleans, ging mit dem Gedanken um, ihn verhaften zu lassen.

Von Seiten des Königs wurde nun die bestimmte Anzeige gemacht, daß er gesonnen sey, nach Paris zurückzukehren. Einige Tage vorher verließ der Prinz von Condé die Stadt. Der Herzog von Orleans war, wie gewöhnlich, unschlüssig. Sollte er ebenfalls die Stadt verlassen? Sollte er bleiben? Sollte er in seinem Pallaste die Entscheidung über sein Schicksal abwarten? Sollte er sich dem Könige vorstellen und die Hand zur Versöhnung bieten? Darüber wurde Tagelang gedacht, geredet und — keine Entschließung gefaßt. Der Kardinal von Retz bemühte sich scheinbar, ihn zu einer Entschließung zu bringen. Im Ernst mogte ihm aber

wenig daran liegen. Er war entschlossen, auf jeden Fall, sich mit dem Hofe auszusöhnen, und rechnete auf die bereits angeknüpfte Verbindung mit demselben, auch wohl darauf, daß der Hof ihn zu sehr fürchte, um eine Gewalt-Maasregel gegen ihn zu ergreifen.

An dem bestimmten Tage (am 21 Oktober 1652) traf der König in Paris ein, und wurde mit lautem Jubel von dem Volke empfangen. Der Kardinal von Retz harrte seiner im Pallaste der Touillerien. Ein ausgezeichneter Empfang bestätigte ihn in seinen Voraussetzungen und Erwartungen. Die Königin forderte ihren Sohn auf, ihn zu umarmen, indem sie hinzusetzte, daß er die Rückkehr in seine Hauptstadt ihm hauptsächlich zu verdanken habe.

Der Herzog von Orleans war noch immer unentschlossen und empfing daher in seinem Pallaste den Befehl des Königs: sich nach Limours, nach seinen Gütern, zu begeben. Auch dieser Befehl endete seine Unentschlossenheit nicht; denn nun war zu überlegen, ob er gehorchen, ob er den Gehorsam verweigern, ob er die Einwohner von Paris aufwiegeln und sich des Königs in seinem Pallaste bemächtigen sollte? — Unentschlossen selbst noch

— stieg er in den Wagen und reiste nach Limours.

Das Parlament, was sich den Befehlen des Königs offenbar widersetzt, einen Krieg gegen den König geführt hatte, was von diesem nicht als Parlament anerkannt war, also ohnstreitig die ernstlichste Ahndung seines Verhaltens befürchten mußte, sah den König, gleich am Tage nach seiner Rückkehr, in seiner Mitte, und sich dadurch gerechtfertigt und anerkannt.

In Gegenwart des Königs wurden vier Deklarationen registrirt, in welchen eine allgemeine Amnestie verkündet, der Herzog von Beaufort, nebst eilf andern Gliedern des hohen Adels und des Parlaments aus Paris verwiesen und dem Parlamente untersagt wurde, sich fernerhin in Staats-Angelegenheiten zu mischen. Ängstlich hatte dasselbe Parlament, das sich so kühn und entschlossen gezeigt, auf die Publikation dieser Amnestie geharrt, und fühlte sich jetzt so befriedigt dadurch, daß es ihm nicht einkam, selbst gegen die seine Wirksamkeit so beschämend beschränkende Deklaration Einwendungen zu machen.

Hier war sonach die Unterwürfigkeit und Ruhe völlig wieder hergestellt. Auch unter den Einwohnern der Hauptstadt zeigte sich der Faktions-Geist nicht mehr. Als der König sich nach dem Parlamente begab, wurde er überall aufs Neue jauchzend bewillkommet. Doch traute man bei Hofe dem wechselnden Sinne dieses leichtsinnigen Volks-Haufens noch nicht.

Als einen bösen Dämon betrachtete der Hof den Kardinal von Retz, den man zu fürchten habe, so lange er noch unter diesem, ihm einmal ergebenen und so leicht beweglichen Volke sey. Nicht um die Erhaltung der Ruhe allein war es zu thun; man wollte auch die Rückkehr des Kardinals Mazarin, und hielt mit Recht den Coadjutor für seinen unversöhnlichen Gegner.

Anfangs zwar versuchte man es aufs Neue eine Versöhnung zu bewirken, und diesen gefährlichen Mann auf dem Wege der Güte von Paris zu entfernen. Wenigstens ließ man sich mit ihm in Unterhandlungen ein. Und darf man den eigenen Äusserungen des Kardinals von Retz Glauben beimessen; so war es von beiden Seiten ehrlich gemeint, und letzterer war

sogar entschlossen, sich mit dem Kardinal Mazarin selbst unmittelbar in Unterhandlung zu setzen. — Allein Hofintriguen, und neuerwecktes Mißtrauen des Hofs gegen den Coadjutor, wozu dieser — wiewohl unabsichtlich — einige Veranlassung gegeben, bestimmten den Hof plötzlich, seine Maasregel zu ändern. Bei einem Besuche des Kardinals von Retz in den Touillerien, ließ ihn die Königin verhaften und nach Vincennes bringen, ohne daß das Volk, was davon bald unterrichtet wurde, den geringsten Versuch machte, ihn zu befreien.

So waren denn die Gegner des Kardinals Mazarin unterworfen und entwaffnet, oder entfernt. Eine abermalige Deklaration gegen den Prinzen von Condé, in welcher er, sein Bruder und seine Schwester, für Verbrecher gegen die Majestät erklärt und proskribirt wurden — trug jetzt das Parlament, ebenfalls wieder demüthig schweigend, in seine Register ein. Der Prinz, als ein Geächteter, warf sich nun dem Feinde seines Vaterlandes und seines Familienhaupts des Königs, völlig in die Arme, und trat als General en Chef der spanischen Armee gegen Frankreich auf.

Es wurden noch einige Unterhandlungen versucht, die aber keinen Erfolg hatten, da auf beiden Seiten Mangel an gutem Sinne und Vertrauen war. Und der große Condé, ein Sohn Frankreichs, (fils de France,) der Held seiner Nation und des Jahrhunderts, der vor kurzem noch von der Nation vergötterte, von dem Hofe gefeierte — erschien nun öffentlich verbannt und geächtet, an der Spitze der Feinde seines Vaterlandes.

Dagegen trat der Ausländer, der verhaßte, bekriegte, geächtete Minister, wieder in seine Stelle und in seine ganze Allgewalt ein. Niemand regte sich weiter, als eine Deklaration des Königs dieß der Nation verkündigte. Wie im Triumph zog der zum zweiten Mahle verjagte, zum zweiten Mahle wiederkehrende Minister, in das Königreich, zog er in die Hauptstadt ein. Der König empfing ihn mit der Ehrerbietung eines Sohnes; das Parlament stattete ihm in Korpore den devotesten Glückwunsch ab; das Stadthaus stellte ihm zu Ehren ein Fest an, und das Volk jauchzte ihm, als er sich ihm zeigte und Geld unter dasselbe auswarf, ein: es lebe der König! es lebe der Kardinal! zu.

Eilftes Kapitel.

Geist, Charakter und Wirkungen dieser Unruhen.

Der Geist und Charakter dieser Unruhen war der dieser Nation, wie er sich in jener Zeit entwickelt hatte und zu Tage legte. Stetes Regen, ewiger Wechsel; Intriguiren um zu intriguiren; ernsthaftes Betreiben der Kleinigkeiten; Verlächerlichen des Ernsten und Wichtigen; schnelles Auflodern, eben so schnelles Verlodern; gewaltige Explosion, ohne eine Spur bleibender Wirkung; gewaltige Anspannung und rasches Unternehmen des Gewagtesten, und wieder eben so schnelles Erschlaffen und Zurückschrekken vor dem, was man kurz vorher mit Muth und Übermuth — leichtsinnig unternommen und glücklich ausgeführt hatte.

Eine Haupttriebfeder des Wirkens der Männer waren die Weiber; die Wirksamkeit der Männer also oft wechselnd, wie ihre Ideen und Leidenschaften und alles Treiben, Wirken und Wagen endlich ohne erreichten Zweck.

Keiner von Allen, die sich in diesem Wirbel umher gedreht, wußte am Ende, wofür er sich

abgearbeitet hatte, als — allein die Königin. Sie erreichte ihren Zweck, die Behauptung Mazarins. Hierin bewies sie eine Beharrlichkeit, von der man auf den festesten, kräftigsten Charakter schließen sollte, wenn man das weibliche Herz nicht kennte und nicht wüßte, daß die schwächsten an Größe und Gemüth, oft die stärksten in der Leidenschaft sind.

Der Kardinal erreichte seinen Zweck höchstens nur halb; denn er war genöthigt, aus Frankreich zu entfliehn, um einer steten Gefangenschaft zu entgehen. Das Parlament war beschämt und beschränkt, die Fronde wurde aufgelöst; sie hatte, als Masse, ohnstreitig am wenigsten gewußt, was sie gewollt; sie vergaß es auch ohnstreitig am ersten, daß sie zwecklos gearbeitet hatte. Der Prinz von Condé verlohr seinen Ruhm, den Lohn seiner Verdienste, selbst seine Rechte, sein Eigenthum und sein Vaterland. Die Bewohner der Hauptstadt erfreuten sich der endlichen Ruhe; in dem Verhältnisse des Hofs und der Staats-Administration — selbst in dem Verhältnisse der Abgaben, durch welches der Aufstand erregt wurde — blieb alles wie es gewesen war.

Eine Rohheit, eine Verachtung aller Gesetze des Anstandes, zeigte sich selbst in den höchsten Ständen, in den gebildetsten Klassen, bei dem weiblichen Geschlecht; — was wohl um so mehr in einem Lande bemerkenswerth ist, welches man als den Sitz der Kultur und Sitten-Feinheit zu betrachten längst gewöhnt war.

Man erinnert sich des mörderischen Angriffs, den der Herzog von Rochefoucaut, in dem Parlamente, auf den Kardinal machte, und dieser wüthende, alle Gesetze und Sitten verhöhnende Mörder, war ein Philosoph, ein geistreicher Schriftsteller!

Er und der Kardinal geriethen noch in einen Wortwechsel, der ein gemeiner Zank wurde. Der Herzog von Brissac drohte dem Herzoge von Rochefoucaut mit Stockschlägen, und dieser dem Herzoge von Brissac wieder mit seinen Sporn; — dieß alles in öffentlicher Parlaments-Versammlung!

In einem Streite des Kardinals von Retz, mit einer seiner Freundinnen, einer Dame vom höchsten Range, über politische Gegenstände, vergaß sich derselbe so sehr, daß er sie an der

Kehle ergriff, wogegen sie ihm ein Trinkgefäß an den Kopf warf. Bei einer ähnlichen Gelegenheit gab der Prinz von Condé dem Grafen von Rieux, in dem Zimmer des Herzogs von Orleans, eine Maulschelle, die dem Prinzen vom Geblüte, dem Sieger bei Rocroi, Freiburg — von diesem auf der Stelle erwiedert wurde.

Von dem Kardinal Mazarin, selbst von der Königin, wurde mit Verletzung alles Anstandes geredet. Selbst Parlaments-Räthe nannten erstern den Kardinal Premier-Minister Faquin. Die Beinahmen, die letzterer gegeben wurden, deuten das vorausgesetzte Verhältniß derselben zu dem Kardinale auf die unanständigste Weise an.

Das Verhalten der Tochter des Herzogs von Orleans beweist, wie weit — selbst unverheirathete — Frauenzimmer — was nach den Sitten dieser Nation noch mehr sagt, als nach den Sitten unserer und anderer — die Grenzen der weiblichen Sittsamkeit überschritten. Die Königin gab dem Kardinal von Retz nächtliche Rendevous. Die Pfalz-Gräfin hielt, in einer Mieths-Kutsche in den frühsten Morgen-

und den spätesten Abendstunden mit ihm Zusammenkünfte. Die Tochter der Herzogin von Chevreuse galt öffentlich für seine Liebhaberin, und war stolz darauf, wenn die Königin sich an sie wandte, um ihre Zwecke bei ihm zu erreichen, und ihr zur Belohnung und Aufmunterung sagte: „sie sey ein kleiner Teufel! der ihr bisher viel Böses, nun aber viel Gutes gethan habe."

Die Wildheit und Verwilderung der Leidenschaften zeigt am auffallendsten der bereits mehrmals angeführte mörderische Angriff des Herzogs von Rochefoucaut, auf den Kardinal von Retz; ingleichen das Betragen eben dieses Philosophen, während der Belagerung von Bourdeaux. Man brachte ihm einen gefangenen Edelmann von der königlichen Armee, und er ließ ihn aufhängen; doch freilich zur Vergeltung dafür, daß man im königlichen Heere einem ähnlichen Gefangenen, von der Parthei des Prinzen, hatte den Kopf spalten lassen. — Der Philosoph erkannte nicht, daß die Fakta ungleich waren, indem der König in dem Gefangenen einen Aufrührer sah, der Strafe ver-

diente. Beide Fälle indessen beweisen die Wildheit der Leidenschaften.

Wenn die Bande der bürgerlichen Gesellschaft aufgelöst sind, nehmen Verbrechen mit ihren Unordnungen überhand, und mit der Ehrfurcht und dem Gehorsam gegen die, welche regieren, geht auch die Achtung und Furcht vor dem Gesetze verlohren, und alles wird für erlaubt erachtet, sobald es darauf ankömmt, einen Zweck zu erreichen, oder ein Bedürfniß zu befriedigen. Gourville, ein Edelmann, in den Diensten des Prinzen von Condé, erzählt selbst von sich, daß er Kassen beraubt habe, um Geld zu erlangen, daß er einen Direktor der Posten in seiner Wohnung einsperrte, und ein Löse-Geld von ihm erpreßte. Und dieß war, wie aus derselben Erzählung hervorgeht, nicht etwa was Ausserordentliches, oder besonders Empörendes. Die Unordnung war so weit gediehen, daß dieß so ganz in der Ordnung war.

Alle streitenden Theile waren auf gleiche Weise genöthigt, gleich gewaltsame Mittel anzuwenden, um sich die unentbehrlichsten Erfordernisse, zur Erreichung ihrer Zwecke, zu ver-

schaffen. Dadurch trugen alle, auf gleiche Weise, dazu bei, den Geist der Unruhe und Unordnung niederzudrücken, und dagegen eine allgemeine Sehnsucht nach Frieden zu erwecken. Die Häupter der Empörung nannten dieß eine unglückliche Erschlaffung, und versuchten allerlei Mittel um neue Spannkraft zu bewirken. Aber die Noth arbeitete ihnen wirksamer entgegen, und wo der Hunger spricht, schweigen alle andere Stimmen.

In Paris, wie in den meisten und ansehnlichsten Städten, herrschte Mangel und Theurung; die schönsten Provinzen waren verwüstet, Handel und Gewerbe gestört und die Nahrungs-Quellen erschöpft.

Der Krieg mit Spanien, der unter diesen innern Zerrüttungen fortgesetzt war, hatte eine eben so ungünstige als unrühmliche Wendung genommen. Auf der einen Seite waren Grevelingen und Dünkirchen, auf der andern Barcelona und Catalonien, und auf der dritten Casal — alle Früchte voriger Siege — verlohren gegangen. Der Übergang Condés zu den Spaniern, gab diesen von dem Feinde erlangten Vortheilen ein noch größeres Gewicht.

Wohl war es sonach hohe Zeit, Ordnung und Ruhe wieder herzustellen; und da alle streitende Theile erschöpft und ermüdet waren, so läßt es sich leicht erklären, wie dieß sich plötzlich von selbst ergab, zumal wenn man auf den Charakter der Nation, der Zeit, der Personen und der Revolution eine erläuternde Rücksicht nimmt.

Zwölftes Kapitel.

Letzte Administrations-Jahre Mazarins. Gang des Kriegs. Pyrenäischer Friede. Mazarins Tod und Charakteristik.

Es war keine kleine Aufgabe, die Mazarin, in seine vorige Würde und Macht wieder eingesetzt, zu lösen hatte. Er überkam einen völlig zerrütteten und erschöpften Staat, in dessen Innern Ordnung und Wohlstand wieder hergestellt, in dessen Äußern verlohrene Vortheile wieder errungen, verlohrene Achtung wieder erworben werden mußten. Spanien war zwar auch erschöpft, aber doch siegend und im Besitze weit reicherer Hülfsquellen.

Ein furchtbarer neuer Feind drohte außerdem. Cromwell, der sich in England zum Herrscher aufgeworfen und seinem Namen und seiner Verwaltung schon für ganz Europa ein Gewicht gegeben hatte, zeigte gegen Frankreich sehr ungünstige Gesinnungen. Seine Schiffe, die das Meer beherrschten, zeigten sich schon feindselig gegen die französischen. Spanien bemühte sich, ihn zu seinem Verbündeten zu machen,

und in diesem Falle würde Frankreich in die dringendste Lage gekommen seyn.

Cromwell, als Königs-Mörder und Usurpator, mußte, für seine Person, allen gekrönten Häuptern Europens ein Gegenstand des Abscheues und des Hasses seyn. Dem Könige von Frankreich mehr noch, als allen übrigen. Seines Vaters Schwester war die Gemahlin des hingerichteten Königs. Sie lebte mit ihren Söhnen verjagt und verstoßen in Frankreich. Eben diese Verwandtschafts-Verbindung und dieser Aufenthalt mußte nun wieder dem Protektor zum Mißfallen gereichen, also auf beiden Seiten ein Hinderniß der Annäherung werden.

Allein auf Seiten Frankreichs waren diese Hindernisse leicht aus dem Wege zu räumen. Die Königin hatte kein Interesse für die Familie Stuart, auch nicht für die Familie Bourbon; in sofern sie nicht sich auf ihre beiden Söhne beschränkte. — Der König hatte noch keine Stimme, und der Kardinal dachte zu sublim und zu rein politisch, um sich durch solche Erbärmlichkeiten abschrecken zu lassen. Er vertraute seinen diplomatischen Talenten und

Erfahrungen und fand sich aufs Neue, in seinen Ideen von ihnen, durch den Erfolg bewährt.

Es kam hier nicht bloß darauf an, einen bedeutenden Alliirten zu gewinnen, sondern ihn dem Feinde, der sich gleichfalls um ihn bewirbt, abzugewinnen. Daß es, ernsthaft genommen, die angebliche Feinheit der Politik Mazarins gewesen seyn sollte, wodurch der Protektor bestimmt wurde, Frankreich den Vorzug zu geben, — wem mag dieß einleuchten? Männer, wie Cromwell, pflegen sich nicht durch Feinheit der Politik in ihren Entschließungen bestimmen zu lassen. Übrigens war die ganze Unterhandlung eine Art von Handel und es kam darauf an, wer, ob Frankreich oder Spanien, das dem Protektor annehmlichste Gebot that.

Das erste Mahl erkaufte Mazarin — der feine Politiker! — das Bündniß mit ihm, um der Schande Preis, die Verjagung der englischen Prinzen und die Entziehung des Schuzzes ihres nächsten Blutsverwandten. Und bei der Erneuerung desselben versprach er sogar England die Feste Dünkirchen, die den Spaniern mit gemeinschaftlichen Kräften entrissen werden sollte.

England einen solchen festen Seeplatz auf dem festen Lande, an der französischen Gränze und Küste einzuräumen, — nur um ihn den Spaniern zu entreißen, — diese Politik mögte leicht von manchem ziemlich unfein gefunden werden. Indessen kam es darauf an, einen mächtigen Bundesgenossen zu erhalten und dieser Zweck wurde erreicht. Es war eine Maßregel für den Augenblick, und wie vieler großer Staats-Männer — die für große Politiker gelten — Politik reicht über den Augenblick hinaus? —

Es mogte zu der Beförderung dieses Bündnisses mitgewirkt haben, daß die Franzosen, unter Turenne, bereits wieder beträchtliche Vortheile gegen die Spanier erlangt hatten, obgleich der Prinz von Condé an der Spitze dieser stand, der für den größesten Feldherrn seiner Zeit gehalten wurde.

Ein großer Feldherr kann zwar allein, oder größtentheils durch sich, sein Talent, seinen Ruhm, eine Armee siegreich machen; aber um sie mit Sicherheit und Erfolg zum Siege zu führen, muß er an der Spitze seiner Truppen stehen. Seit die Feldherrn nicht mehr abentheuernde Ritter sind, ist es nur selten

geschehen und konnte es nur selten geschehen, daß ein berühmter Feldherr, der zum Feinde überging, den Sieg mit hinüber nahm, besonders wenn ein gleichfalls berühmter, aus seiner Nation, an der Spitze einer National-Armee ihm gegenüber stand.

Die beiden, gleich großen, gleich berühmten Männer und Helden, Turenne und Condé, hatten, in ihrem Verhältnisse gegen einander, ein seltenes Geschick. Schon, daß sie zugleich lebten und gleich berühmt wurden, ist nichts gewöhnliches, denn in der Regel bringt eine Nation, und ein Zeitraum, in einer Art nur einen großen Mann hervor; — eine für den Ruhm, die Erreichung der Bestimmung, für das Wohl des Vaterlandes solcher Helden wohlthätige Fügung; indem fast unvermeidlich unter den Wirkungen ihrer Eifersucht, nur zu leicht das eine oder das andere, auch wohl alles dreies zu Grunde geht.

Turenne und Condé standen anfangs in gleichem Verhältnisse und kämpften mit gleicher Anstrengung, mit gleichem Glücke und gleichem Ruhme, für ihr Vaterland. Dann trat Turenne in Verbindung mit dem Feinde,

dem er gegenüber gestanden, um Condé aus der Haft zu befreien, in welche ihn der Hof gesetzt hatte, ihm, gegen seine eigene Regierung, Beistand zu leisten. In der Folge bekämpften sich beide, als Anführer von National-Armeen in einem Bürgerkriege. Dann traten sie gegen einander auf, als Feldherrn zweier feindlichen Nationen und endlich kämpften sie wieder in gleichem Verhältnisse, für gleiche Zwecke, an der Spitze gleich nationaler Heere, für den Ruhm und die Eroberungssucht des Königs, dem beide, in frühern Zeiten, als Feinde gegenüber gestanden hatten.

In keiner Nationalgeschichte findet sich die Unnatürlichkeit so häufig — zumal bis auf die neuesten Zeiten — daß Feldherrn auswanderten, um an der Spitze feindlicher Heere gegen ihr Vaterland zu fechten, als in der französischen. Sollte man dieß nicht auch unter die Züge zur National-Karakteristik dieses Volks aufnehmen können? — Und wenn das Glück, in solchen Fällen, dem Talente nicht immer zur Seite steht, so erkenne die Nemesis, die das Unrecht, wenn auch nicht immer gleich bestraft, doch warnend auf dasselbe hinzudeuten pflegt.

In

In dem ganzen fortgesetzten Kriege zwischen Spanien und Frankreich, konnte Condé, wie groß auch seine Anstrengungen seyn mogten, sich doch nie ganz mit sich aussöhnen. Nicht einmahl vermogte er, die von den Spaniern, vor seiner Ankunft zu ihrem Heere, gemachten Eroberungen zu behaupten. Bei Arras trug Turenne einen glänzenden Sieg davon und Condé sah sich auf den undankbaren Ruhm beschränkt, durch einen künstlichen Rückzug den Ueberrest des geschlagenen Heeres gerettet zu haben.

Doch Turenne sollte dieses neuen hohen Ruhms nicht ungekränkt froh werden. Der Kardinal Mazarin, der in seinem Lager gewesen war, suchte — wie ein königliches Schreiben an das Parlament bezeugt — ihn sich zuzueignen; — freilich ein eitles Beginnen, das um so wirkungsloser bleiben mußte, da sich der Kardinal gerade ihn gewählt hatte, um auf seinen Schultern in den Tempel des kriegerischen Nachruhms zu steigen.

Einer gleichen Thorheit wird der Kardinal bezüchtigt, als Turenne drei Jahre später die Schlacht bei den Dünen gewann, welche

die Uebergabe der Festung Dünkirchen zur Folge hatte. Es wird erzählt, er habe an den Feldherrn das Ansinnen erlassen, daß er einen Brief schreiben und in demselben den Plan und die Anordnung dieser Schlacht auf den Kardinal bekennen solle. Und da dieß von dem beleidigten Feldherrn mit Verachtung zurückgewiesen worden, so habe bei dem Kardinal dieß wieder eine so ungünstige Wirkung hervorgebracht, daß er von jetzt an sein unversöhnlicher Feind geworden sey.

Wenn diese Angabe nicht genugsam faktisch bewiesen ist; so mag sie doch Niemand verwerfen, weil sie unwahrscheinlich wäre. Wer hat die Schwächen sogenannter großer Männer je in ein System zu bringen, oder ihnen eine Wahrscheinlichkeits-Kombination unterzulegen vermogt? Glaubte doch der Kardinal, dessen größte Fähigkeits-Entwickelung Menschenkenntniß gewesen seyn soll, Cromwell, um die Bedingung des Allianz-Vertrags, den Preis seines Beistandes, die Festung Dünkirchen, nachdem sie durch seine Hülfe erobert war, betrügen zu können. — Dieß war die Scharfsicht dieses großen Politikers, der nicht einmahl

erkannt hatte, mit was für einem Manne und was für einer Nation er es zu thun habe und daß er, mit seinen Winkelzügen, für sich und den König und den Staat eine Beschämung einerndten werde.

Der pyrenäische Friede, der eine Folge fortgesetzter Siege der Franzosen war, zeigt die Politik des Kardinals dem unpartheiischen Prüfer in keinem andern Lichte, wenn er gleich in der Regel als ein Meisterstück, ein halbes diplomatisches Wunder aufgestellt wird. Der spanische Bevollmächtigte fällte, nach Voltaire's Erzählung, über die Unterhandlungskunst des Kardinals ein Urtheil, das sie mit einem Zuge lebendig genug charakterisirt. „Dieser Mann," sagte er, „hat einen großen Fehler in der Politik; er will immer betrügen." Und dieser Fehler war ohnstreitig die Eigenschaft, die Mazarin seiner Politik als die höchste Vollkommenheit anrechnete.

Vier Monat dauerten die Unterhandlungen des pyrenäischen Friedensschlusses, und die Bevollmächtigten waren die beiden Männer, die beide Reiche damahls unbedingt regierten. Wenn beide Souverains unmittelbar

mit einander verhandelt hätten, würden die Unterhandlungen nicht mit mehrerer Freiheit haben geführt werden können.

Und was waren die Resultate der hier entwickelten wundervollen Staatskunst des Kardinals, die er in diesen Unterhandlungen vorzüglich entwickelt und in diesem Friedensschlusse beurkundet haben sollte? — Einige Landstriche und Plätze an der spanischen und niederländischen Gränze, und eine Heirath, bei welcher der feine Minister seinem Regenten dadurch eine Aussicht auf eine künftige größere Acquisition zu erwerben suchte, daß er die Zuvermählende, durch deren Erbrecht Ansprüche beguündet werden konnten und sollten, auf alle ihre Ansprüche dieser Art feierlich Verzicht leisten ließ.

Und diese Heirath, die so durch vorläufige Vernichtung, Ansprüche begründen sollte, wurde durch eine doppelte Hintergehung zu Stande gebracht; indem man der Herzogin von Savoyen Hoffnung erregte, ihre Tochter mit dem Könige vermählt zu sehn und selbst eine Zusammenkunft zwischen diesem und dieser veranstaltete, um den König von Spanien zu rei-

zen. — Wer mag dagegen streiten, daß der spanische Minister Recht hatte, wenn er dem Kardinal den Fehler, — freilich hätte er wohl sagen sollen, die Vollkommenheit, in der Politik zusprach, „daß er immer betrügen wolle.“

Es ist bemerkenswerth, wenn in Geschichtsbüchern zu lesen gegeben wird: der Kardinal habe, in dieser viermonatlichen Unterhandlung seine geistigen und körperlichen Kräfte so angestrengt, daß unmittelbar darauf eine völlige Erschöpfung derselben eingetreten sey. Nicht minder bemerkenswerth ist, daß er nach Beendigung derselben eine Arroganz und einen Hochmuth zeigte, der ihn jede Rücksicht der Ehrfurcht und Achtung gegen Personen, denen er beides schuldig war, vergessen ließ. — Beides muß für ein Zeugniß großer Geistes-Schwäche gelten; von dem freilich nicht mit Sicherheit angegeben werden mag, in wiefern sie erst entstanden war, oder schon länger, oder immer Statt gefunden hatte.

Die Dauer seines Lebens und seiner Administration, nach diesem Zeitpunkte, konnte sonach, durch ihn selbst wenigstens, für Frankreich

von keiner positiven Wichtigkeit weiter seyn. Sie war es in negativer Hinsicht desto mehr; denn sie hinderte viel Gutes und Nöthiges, was indessen hätte geschehen sollen und können.

Überhaupt hat der Kardinal Mazarin, sowohl durch seine negative als positive Wirksamkeit, während seiner Administration, dem Staate in vieler Hinsicht mehr Übels zugefügt, als Gutes erzeigt, — was auch seine Lobredner alles aufbieten mögen, um ein umgekehrtes Verhältniß zur täuschenden Anschauung zu bringen. Sein Zweck war: seine Eitelkeit zu befriedigen, und auf Kosten des Staats Schätze zu häufen; und die elende Farce, die er noch auf dem Todbette spielte, — wo er dem Könige sein Vermögen schenkte, um es sich zurück geben zu lassen, — ist so gut als das offenste Sünden-Bekenntniß. Doch stellt sie seine Denkungsart in ein helleres Licht, als selbst durch ein solches geschehen konnte.

Einiger Angaben nach, soll er dem Tode nahe, dem Könige wirklich die Fehler seiner Administration aufgedeckt und zur Vermeidung derselben aufgefodert haben. Es bleibe hier

ununtersucht, was von diesen Angaben zu halten; auf jeden Fall kam ihm die Erleuchtung zu spät. Oder soll man annehmen, daß er früher sein eigenes Verfahren besser beurtheilte und es dennoch in der erkannten Fehlerhaftigkeit und Schädlichkeit fortdauern ließ?

Sollen wir ein Urtheil über seine Administration und seinen Werth als Minister fällen, so dünkt uns darin alles zusammengefaßt, daß eine gleiche, von gleich langer Dauer, wenn sie auf die Seine gefolgt wäre, Frankreich in ein unheilbares Verderben gestürzt haben würde. Es dürfte sonach nichts ungereimter erscheinen, als wenn man ihm die Ehre zuspricht, an der Grundlage zu Frankreichs Größe wenigstens mitgearbeitet zu haben. —

„Um ein guter Minister zu seyn," sagt Voltaire, „muß man zur herrschenden Leidenschaft haben, die Liebe zum öffentlichen Wohle. — Und ein großer Staats-Mann ist nur der, von dessen dem Vaterlande nützlichen Wirksamkeit große Denkmähler übrig sind."

Durch diese doppelte Bemerkung ist über Mazarins Minister-Verdienst unwiederruflich der Stab gebrochen. Bei ihm prädominirte

keine Leidenschaft, als die der Geldbegierde, der zunächst die Eitelkeit über ihn die Herrschaft ausübte. Von der Liebe zum öffentlichen Wohle ist bei ihm keine Spur wahrzunehmen; daher auch keine Monumente einer dem Vaterlande nützlichen Wirksamkeit das Andenken seiner Administration im Seegen erhielten.

Die Grundsätze seiner Minister-Weisheit folgen theils hieraus, theils sind sie in bestimmten Angaben auf die Nachwelt gekommen. Es wird nur einiger Proben derselben bedürfen, um seinen Werth als Mensch und Minister richtig zu würdigen.

„Reichthum ist die Haupt-Grundlage der Schätzung und Wirksamkeit in der bürgerlichen Gesellschaft.“ Dieß ist eine seiner Hauptmaximen, nach deren Analogie man die Übrigen leicht wird beurtheilen können. „Durch Reichthum kömmt man in allen seinen Unternehmungen zum Ziele, ihn zu erwerben muß daher das erste und unablässigste Bestreben seyn.“

Nächstdem bestimmte ihm das Glück den Menschen-Werth. Er erklärte bestimmt, daß Glück die Talente ersetze; und deute an, daß

es ihnen in vieler Hinsicht noch vorzuziehen sey. Seine ganze Staatskunst bestand, wie man weiß, in der Kunst zu hintergehen. Es war in der That Grundsatz bei ihm, sein Wort nur dann und so lange zu halten, als es sein Interesse erheische.

Wenn aus diesen Grundsätzen erhellet, daß der Kardinal, seinen Einsichten und Charakter nach, ein ganz gemeiner Mensch war; so kann es keine Verwunderung erregen, wenn seine Administration für Frankreich keine wohlthätige Spur zurückgelassen hat. Nur die Unruhen und die Freidensschlüsse haben sie in Andenken erhalten; ohne sie würde sie wahrscheinlich längst vergessen, oder doch als nur negativ merkwürdig stets in der Geschichte behandelt seyn.

Seine Kasten waren voll Schätze; seine Familie zu hohen Verbindungen und Wohlstande gelangt; aber der König und das Land waren arm und der Staat in einer so wenig vortheilhaften als sichern Lage. Acht Jahre lang hatte er das Reich in völliger Ruhe regiert, aber für Niemanden in dieser Zeit etwas gethan, als für sich und seine Familie.

Dreizehntes Kapitel.

Frankreichs innere und äußere Lage, am Ende dieses Zeitraums.

Um dieß, im Allgemeinen gefällte Urtheil zu bewähren, wird es nöthig, aber auch hinlänglich seyn, einen Blick auf die innere und äußere Lage dieses Staats zu werfen, wie sie sich bei der Vollendung des Tagewerks dieses Meisters in der Verwaltungskunst, darbietet.

Die Finanzen — bekanntlich die Basis des ganzen Staats-Wohlstandes — waren in der größesten Zerrüttung. Drückende Abgaben wurden auf eine höchst lästige Weise erhoben; und nie war Geld in den königlichen Kassen. Wenn der König etwas verlangte, wies ihn der General-Intendant an den Kardinal, der ihm vielleicht etwas borgen würde.

Wie das Einkommen des Staats, waren die Quellen desselben in dem Zustande der höchsten Erschöpfung. Der Ackerbau wurde durch die schlechten Finanz-Einrichtungen zurückgehalten. Der Handel war, durch die langen Kriege, und die Vernichtung der Marine, geschwächt. Das Manufaktur-Wesen im langsamen Hinster-

ben; der ganze Gewerbstand durch diese Hindernisse und den gänzlichen Mangel staatswirthschaftlicher Einsichten und Verfügungen auf Seiten der Regierung, in gänzlichen Verfall gerathen.

Die übrigen Zweige der Staats-Verwaltung waren in einem, diesem verhältnißmäßig gleichen Zustande. Der Wirkungskreis der Parlamente war zwar beschränkt, aber durch keine genugthuende Verfügung genauer bestimmt. Den Zeitpunkt, der nach Mazarins endlicher Rückkehr hierzu ohnstreitig sehr vortheilhaft war, hatte man unbenutzt gelassen. Die großen Mängel, die der Gerechtigkeits-Pflege in allen ihren Theilen anklebten, wurden nie zu einem Gegenstande der verbessernden Aufmerksamkeit der Regiernng.

Für die Regenten-Bildung Ludewigs des vierzehnten, die ihm, als besondere Amts-Funktion, auch noch besonders zur Pflicht gemacht war, geschah von ihm nicht nur Nichts, sondern es wurde dieselbe sogar absichtlich von ihm vernachlässigt, ja sogar derselben entgegen gearbeitet. Weder für seine Bestimmung im Frieden noch im Kriege, hatte er eine an-

gemessene Unterweisung und Anführung erhalten. Nur zu repräsentiren lehrte man ihn, und hierin bildeten sich seine natürlichen Anlagen bis zu einer ungewöhnlichen Vollkommenheit aus.

Nach der alten Weise herrschsüchtiger Raben-Mütter und egoistischer Premier-Minister, die da glauben, sie werden ewig leben und regieren, arbeiteten die Königin und der Kardinal übereinstimmend dahin, den Unmündigen so zu behandeln, als wenn er nie mündig werden würde, oder solle. Der Kardinal insbesondere hielt ihn, so lange er lebte, in einer solchen Subordination, daß er ihm kaum den Schein einiger Autorität gestattete.

Daher erklärt man sich, wie es so große Sensation machte, und so oft in Geschichtsbüchern, als etwas Bemerkenswerthes oder Außerordentliches, wiederholt wird, daß, als der Kardinal die Augen geschlossen, und der König gefragt wurde, an wen man sich nun in Staats-Sachen zu wenden habe, dieser zur Antwort ertheilte: an mich. Wie hätte es befremden können, wenn der junge König nicht in einer solchen Subordination und Entfernung von allen Staats-Geschäften gehalten wäre, und

wenn man ihm einige Fähigkeit zur Erfüllung seiner Bestimmung zugetraut hätte. Man hatte fast vergessen, daß er König von Frankreich sey, und Niemanden fiel ein zu glauben, daß er, ohne einen Regenten neben sich, regieren könne.

Im Auslande wurde Ludewigs des vierzehnten Name kaum genannt, und Niemanden kam auch nur als Ahnung ein, daß er einst einen Grad von Celebrität und Furchtbarkeit erlangen könne, als er erlangte. So gab auch Frankreich, als Staat, noch keine Veranlassung, bei andern Besorgnisse wegen zu erlangender Übermacht und Mißbrauch derselben zu erregen.

Kaum hätte es sich Spaniens erwehrt, und nur durch den Beistand Englands einige dauernde und entscheidende Vortheile über dasselbe erlangt. Spanien selbst war erschöpft, und dennoch für sich allein noch im Stande, im hartnäckigsten Kampfe Frankreich das Gleichgewicht zu halten, ja selbst noch Vortheile über dasselbe zu erlangen. Frankreich bewarb sich um Englands Gunst, und der König nannte einen Usurpator, der seiner Verwandtin Ge-

mahl, seinen eigenen König gemordet hatte, — seinen Bruder, um seinen Beistand zu erhalten.

Die französische Regierung räumte der englischen, an ihrer Gränze, auf dem festen Lande, einen wichtigen Platz ein, um — ihn den Spaniern abzunehmen. Und um die Spanier in den Niederlanden etwas zurück zu drängen, gestattete sie den Engländern, sich hier anzusiedeln, wodurch sie, sobald sie wollten, aufs neue einen Fuß in Frankreich, und die Beherrschung der Schiffahrt auf dem Kanale erhielten.

Durch den Elsaß hatte es, nach Deutschland hin, seine Gränzen bedeutend erweitert, Lothringen aber größtentheils wieder zurückgeben müssen. Wer dachte daran, daß Ludewig der vierzehnte noch würde Straßburg besitzen; welchem politischen Propheten konnte es in den Sinn kommen, Frankreich einst den Rhein zur Gränze zu gegeben?

An eine Verbindung Deutschlands mit Frankreich, wie sie unsre Tage sehn, konnte vollends, auch auf das Entfernteste nicht gedacht werden. Frankreich war zwar Garant des westphälischen Friedens, und hatte dadurch einigen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten er-

langt. Allein Mazarins kurzsichtigen Augen mogten auch nicht einmal die Vortheile klar werden, die Frankreich damals für sich daraus hätte ziehen können, geschweige denn die, welche ihm in der Folge noch daraus entstehen mußten, oder konnten.

Deutschland hing damals an Östreich, und Östreich hielt Frankreich noch überhaupt vollkommen die Wage. In Deutschland behauptete es jetzt wieder entschieden das Übergewicht. Die Vortheile, die in dem westphälischen Friedensschlusse Frankreich von Östreich hatten zugestanden werden müssen, waren für diese Macht um so schwerer zu verschmerzen, da es nicht Frankreichs alleinige Übermacht war, durch welche es dazu bestimmt wurde.

Der pyrenäische Friede und die Verbindung zwischen Frankreich und Spanien, waren ein neuer empfindlicher Reiz für das Haus Östreich, östreichscher Linie, in Frankreich einen versteckten Feind zu sehn, und selbst im Verborgenen Frankreichs Feind zu seyn.

Durch die Heirath der Infantin, Maria Therese, mit Ludewig, war eine früher projektirte Verbindung zwischen ihr und einem

östreichschen Erzherzoge vereitelt, die einen erneuerten Familien-Verein, und die Sicherung der einstigen Erbschaft Spaniens, östreichscher Seits, zum Zweck hatte.

Gleiche Absichten werden nur zu leicht gegenseitig errathen; und so konnte es in Wien wohl kein Geheimniß bleiben, warum man, auf der Fasanen-Insel, diese Verbindung zu einem Artikel des Friedenschlusses gemacht habe. Der Kardinal Mazarin hatte sich auch viel zu lange mit dieser Idee getragen, und that sich viel zu viel auf die endliche Ausführung derselben zu Gute, als daß er nicht die Tendenz derselben hätte kundbar werden lassen sollen.

Wenn Frankreich Östreich nun als seinen geheimen Feind zu betrachten hatte, so mußte es auch noch immer einen sehr furchtbaren Feind in demselben erblicken. Es war nichts von Mazarin geschehn, woraus hervorginge, daß er die Wichtigkeit dieses Verhältnisses erkannt, und Frankreich dagegen in Sicherheit zu setzen gesucht hätte.

In Italien prädominirte Spanien, das in dem Besitze eines großen Theils von Ober- und ganz Unter-Italien war. Auch Östreich war,

durch

durch mehr als eine Beziehung, sehr interessirt dabei, hier seinen Einfluß zu behaupten. Collisionen waren sonach hier unvermeidlich und mußten von wichtigen Folgen seyn. In einem Streitfalle war vorauszusehn, daß die alte Familien-Verbindung zwischen Östreich und Spanien, über die neue, zwischen Spanien und Frankreich, den Sieg davon tragen würde; so wie sie in Erbschafts-Sachen, wo Konkurrenz eintreten konnte, in der Regel die vorgreifenden und entscheidenden waren.

Um gegen Spanien gedeckt zu seyn, unterhielt Frankreich eine Verbindung mit Portugal, so wie auf der andern Seite, um gegen Deutschland und Östreich eine Gegenlage zu haben, es seine Einigung mit Schweden fortzusetzen suchte. Beide waren aber in der letzten Zeit von Mazarin nicht wirksam genug kultivirt worden.

Portugal hatte sich auch jetzt des ganzen Spaniens allein zu erwehren und durch den Frieden war Frankreich außer Stand gesetzt, ihm wenigstens nicht öffentlich beizustehn. In Schweden gewann, schon während des Kriegs und der Regierung Christinens, Spaniens Ein-

fluß das Übergewicht, und nach der Abdankung dieser Königin, hatte diese Macht wieder ihre alte Tendenz gegen Norden genommen, und dadurch verhältnißmäßig weniger Interesse und weniger Gewicht für Frankreich erhalten.

Von den übrigen Staaten Europens, war Holland allein noch für Frankreich von Wichtigkeit; doch dachte man wohl weder in Frankreich noch in Holland schon daran, wie wichtig dieser kleine, aber kräftige Staat, selbst für den übermächtig gewordenen Ludewig den vierzehnten einst werden sollte.

Sonach war weder die innere, noch die äußere Lage Frankreichs damals von der Art, daß es irgend einer andern Macht Europens, wegen zu erlangender Übermacht, Besorgnisse hätte erregen sollen. In Betreff mehrerer, konnten selbst bei ihm, Besorgnisse dieser Art entstehn.

Die natürlichen Vortheile, welche dieser Staat besitzt, waren fast durchaus unbenutzt gelassen. Nichts von dem vorbereitet, auch nur angedeutet, wodurch die Regierung Ludewigs des vierzehnten den Ehrennamen eines Jahrhunderts erlangen und rechtfertigen sollte.

Vierzehntes Kapitel.

Blick auf die merkwürdigsten Ereignisse und Verhältnisse der übrigen europäischen Staaten, während dieses ersten Haupt-Moments.

Was ist die Kenntniß eines Landes, einer Regierung, ohne vergleichende Rücksicht auf die Übrigen? Wie mag man genügend beobachten, was Frankreich, als Staat, in dieser Zeit war und wurde, wenn man unbeachtet läßt, was in andern während eben dieser Zeit vorging, und welche Modifikationen in ihnen eintraten?

In Frankreich zeigte sich nach dem vorübergegangenen und vergessenen Regen und Streben, Abspannung und Ruhe; in Spanien, Italien Erschöpfung und Erschlaffung, in Holland nützliche Thätigkeit und Wirken; in den nordischen Ländern Kraft-Äusserungen im Großen, die theils im Innern durch Revolutionen, theils im Äussern durch Kriege, und in Kriegen, sich bewährten.

Der spanische Premier-Minister Don Louis de Haro hatte keinen Zweck, als erster Mini-

ster zu seyn, und sich als erster Minister zu erhalten. Von geringen Talenten, von noch geringerer Thatkraft, in seiner Denkungsart ein vollkommner Spanier, hatte er keinen Begriff von der wahren Lage seines Landes.

Gleich einem spanischen Grande, dessen Vorfahren ihm nur noch die Aussenseiten des ehemaligen Wohlstandes zurückgelassen haben, vermogte auch die spanische Regierung nicht einzusehn, daß ihre Lage sich geändert habe, und daß man seine Ansprüche beschränken, oder auf neue Hülfs-Quellen, zur Unterstützung derselben, Bedacht nehmen müsse. Die indischen Reichthümer, die Spanien, von der Regierung bis zum Bauer herab, — arm und stolz gemacht haben, erhöhten gleichsam den National-Hochmuth, indem sie die National-Dürftigkeit vermehrten.

Hinter einer stolzen Sprache und hochtrabenden Thatlosigkeit, verbarg die Regierung, ungeschickt genug, ihre Erschöpfung und Abspannung. Als der Krieg mit Frankreich beendet war, konnte sie ihre ganze Kraft gegen das isolirte Portugal wenden; und wie hätte man zweifeln sollen, das übermächtige Spanien

werde das ohnmächtige Portugal nunmehr sogleich niederwerfen, und in seine vorigen Fesseln schlagen? Aber Portugal behauptete nicht nur seinen Widerstand, sondern einige Tausend zu seinem Beistande herbeigekommene Franzosen, waren hinreichend, um ihm einen ehrenvollen Frieden, und die Sicherheit seiner Unabhängigkeit zu verschaffen. Und nicht etwa waren die Portugiesen damals noch von dem heroischen Geiste belebt, der ihnen zu den Zeiten Heinrichs des Entdeckers und Emanuels beiwohnte; auch hatten sie keinen Regenten an ihrer Spitze, der diesen ähnlich war.

Vielleicht hat man kein Beispiel in der Geschichte, wo sich ein Volk, mit so wenigem Aufwande von Kräften, Muth, Gemeingeist und Thätigkeit, der Unterdrückung entzog, als das Portugiesische. Nicht ein Mann von ausgezeichneter Geistes-Kraft und Thätigkeit, hatte auf das Ganze der Revolution, noch der Regierung, einen entscheidend-wirksamen Einfluß. Johann von Braganza, der als Stifter des neuen Reichs und der neuen Dynastie auftrat, war ein Mann, den die Natur weit mehr zu dem bestimmt zu haben schien, was er war,

als was er wurde. Und nach der seinigen folgte unmittelbar eine Weiberregierung, und auf diese die Regierung eines sitten= kopf= und kraftlosen halb verrückten Jünglings. — Wie hätte sich dieß Reich, bei einem Nachbar wie Spanien, erhalten können, wenn dieser Nachbar nicht genau das gewesen wäre, was er um diese Zeit war und seyn konnte.

Von Italien ist in dieser Zeit nur wenig zu sagen, wenn man nicht in ein specielles, selbst kleinliches Detail eingehen will, was hier nicht geschehn kann. Im Ganzen veränderte sich wenig in seiner innern Lage und seinen äussern Verhältnissen. Venedig erschöpfte sich fast wirkungslos in einem Kriege mit den Türken, der nur bewies, wie wenig beide Staaten noch waren, was sie ehemals waren. Rom seufzte unter dem Drucke einer Weiberregierung, die in diesem Staate, durch das Regenten-Verhältniß, neben der traurigen Merkwürdigkeit, noch eine Sonderbarkeit erhält. Neapel endlich bot, in der Revolution, die während des Kriegs zwischen Frankreich und Spanien der Herzog von Guise versuchte, ein vielfach interessantes Schauspiel dar, das nur, da es in

der Lage der Staaten nichts veränderte, und überhaupt ohne Resultat blieb, zu wenig welthistorisch ist, als daß wir hier in eine nähere Darstellung desselben eingehn könnten.

Wirft man nun einen Blick von dem Süden hinüber auf den Norden, so ziehn zunächst, und mit Recht, die merkwürdigen Ereignisse und Veränderungen in dem Staate von Großbritannien, die beobachtende Aufmerksamkeit auf sich. In machem Betrachte wurde hier ein Gegenstück zu dem, was in Frankreich geschah, geliefert, aber freilich in einem viel ernstern, tragischern, — selbst mit unter ins Gräßliche übergehenden Style.

England wurde, wie Frankreich, durch Empörungen zerrüttet; aber der verschiedene National-Geist, die Verschiedenheit der Ursachen und Verhältnisse gaben jener einen von dieser sehr wesentlich abweichenden Charakter.

Unbestimmtheit der Regierungs-Verfassungs und Verwaltungs-Formen, und daraus hervorgehende wechselseitige ungeregelte Ansprüche in dem Regenten- und Unterthanen-Verhältnisse, war, dort wie hier, die erste Grundursache der unruhigen Volks-Bewegungen und der Bürger-

Kriege. In England, wie in Frankreich, fühlte sich die Regenten-Gewalt beschränkt, und strebte nach Unbegränztheit. In beiden wurde dieß Bestreben an dem Volks-Druck empfunden und dadurch ein Gegenstreben erregt, um sich dieses Drucks zu entledigen und für die Zukunft dagegen zu sichern.

Aber in England kam, zu den politischen Motiven, auch noch ein religiöses, das auf beiden Seiten mit gleichem Einflusse mitwirkte, um das Bestreben und Gegenstreben leidenschaftlicher, heftiger, gewaltsamer zu machen.

Während in Frankreich die Insurrektion durch blos politische und egoistische Motive und den National-Charakter des Volks, größten Theils ein lockeres Intriguen-Spiel blieb, und einen heitern, jovialischen Anstrich gewann, gab ihr der Geist der Sektirerey und religiösen Schwärmerei in Großbritannien ein finsteres, heftiges, blutdürstiges Ansehn. Und wenn in Frankreich die Weiber hauptsächlich die Hände mit im Spiele hatten, und die Liebe ein HauptMotiv wurde, so waren es in England Priester, welche die Hauptwirksamkeit übten; so war es Fanatismus der das Feuer unter-

hielt, was sonach in einem hohen Grade wilder und verheerender werden mußte, als das, was die Empörung in Frankreich entzündete. Dazu kamen noch folgende, unserm Bedünken nach nicht minder charakteristische Verschiedenheiten.

In England war es die Masse des Volks, welche sich gegen den König erhob; wenn auch in der Folge, hier wie in Frankreich, Faktionen die Leitung der Empörung an sich rissen, die in Frankreich allein durch Faktionen erregt und unterhalten wurde. In England war die Empörung und der Krieg direkt gegen den König gerichtet, während man in Frankreich sich nur gegen den Minister vereinigte. In England hatte des Königs persönlicher Charakter den wesentlichsten Einfluß; in Frankreich kam dieser nicht in Betrachtung. In England, wie in Frankreich, waren es Volksführer und Parthei-Häupter, welche die Empörungen für ihre Zwecke leiteten und benutzten; aber diese Zwecke, so wie die Charaktere dieser Parthei-Häupter, waren in beiden Staaten sehr wesentlich und wirksam verschieden.

Daß der Aufstand in England gegen den König gerichtet war, gab ihm sogleich und voll-

kommen das ernste sträfliche Ansehen einer Empörung, eines Majestäts-Verbrechens, indem in Frankreich die Auflehnung gegen den Minister, höchstens nur das Ansehn einer Unbefugniß erhielt. Das Parlament von Paris, die Häupter der Fronde, die Prinzen hatten es nie mit dem Könige, stets nur mit dem Kardinal zu thun.

Dem Könige versagte man, im Äussern, die Achtung nicht; man wünschte ihn in Paris zu behalten, wenn man den Kardinal vertrieb, man wünschte ihn in seine Gewalt zu bekommen, und ganz unter seiner Autorität zu handeln. Der erste Parlaments-Präsident machte dem Prinzen von Condé öffentlich Vorwürfe, daß er es, bei einer gewissen Gelegenheit an der schuldigen Achtung gegen den König habe fehlen lassen. Der Coadjutor erklärte selbst der Königin stets unverbrüchlich ergeben gewesen zu seyn, und ihr seine Dienste zu weihn, ohne sich jedoch mit dem Kardinal aussöhnen zu wollen, gegen den die Operationen der Fronde fortgesetzt wurden.

In diesem Lichte sah auch selbst der Hof die empörerischen Unruhen an. Der Prinz

von Condé, der schon zweimal die Waffen gegen den Hof ergriffen hatte, wurde erst ganz zuletzt, und nachdem er zu dem Feinde des Königs und des Reichs übergegangen war, für einen Majestäts-Verbrecher proklamirt. Bei keinem der übrigen geschah es. Das Betragen des Parlaments, was, wie der Prinz, gegen den Hof eine Armee aufgestellt hatte, blieb, so wie das der Fronde, die selbst die Waffen gegen denselben ergriffen, völlig ungeahndet; und wenn der Kardinal von Retz gefangen gesetzt wurde, so geschah dieß mehr als Sicherheits-Maasregel gegen einen unruhigen Kopf, denn als Strafverfügung gegen einen Verbrecher.

Als der Kardinal Mazarin, das erste mahl nach seiner Vertreibung ins Ausland, in das Reich und an den Hof zurückkehrte, geschah es in Begleitung eines Truppen-Korps, das er selbst besoldete, und in seine Farbe gekleidet hatte. Der Hof gab ihm seine Truppen gleichsam nur zur Unterstützung und als sein Alliirter. Wie ganz anders war es in Hinsicht alles dieses in England, wo eine völlige Insurrektion und ein förmlicher Krieg des Volks ge-

gen den König statt fand, und bis zur äussersten Extremität fortgesetzt wurde.

Die innern Unruhen in Frankreich waren ein Spiel, eine Posse, gegen die innern Unruhen in Großbritannien. Wie alle Volks-Empörungen, war auch diese die Wirkung und das Spiel der Leidenschaften Einzelner, die ihre egoistischen Zwecke dadurch zu erreichen trachten; aber der Charakter dieser war verschieden, wie der Geist und der Gang ihrer Wirksamkeit.

Karl der erste hatte einen wichtigen, persönlichen Antheil, an der Entstehung der Insurrektion und ihren Modifikationen; Ludewig der vierzehnte hingegen gar keinen andern, als einen leidenden, der aus seiner subordinirten Lage und dem thätigen Antheile hervorging. den seine Mutter und der Kardinal an den Unruhen nahmen.

Karl hingegen war selbstherrschender Monarch. Seine Geistes- und Charakter-Schwäche hinderten ihn nicht, als solcher auch selbsthandelnd und selbstwirkend zu seyn. Vielmehr hatte er einen mehr als gewöhnlichen Drang dazu. Seine überaus beschränkten

Begriffe, seine Charakterschwäche, sein Eigensinn, bei seinem Mangel an Festigkeit, mußten den wirksamsten, aber zugleich schädlichsten, Einfluß auf den Gang der Begebenheiten erhalten.

Ohnstreitig war er schuldlos; denn einige Fälle ausgenommen, wo er die Fassung verlohr, handelte er nach seiner Überzeugung und seiner verwahrlosten Ausbildung gemäß; und seine Schwächen büßte er gleichsam als ein Sühnopfer für die Verbrechen derer, die ihn verbildet und verleitet hatten, auf eine mitleidswerthe Weise.

Aber unter einem andern Regenten hätte eine solche Empörung nicht entstehen, oder sie doch einen solchen Gang nicht nehmen können. In Frankreich konnte, unter jeder andern Regierung eines Unmündigen, in gleichen Verhältnissen dasselbe erfolgen. Von Karls Vater, der mit ihm fast gleichen Charakter und gleiche Denkungs-Art hatte, war die Revolution, die unter ihm erfolgte, vorbereitet. Unter seinem Sohne Karl, der dieselben Grundsätze, nur nicht denselben Charakter hatte, wurden, bei gleicher Unzufriedenheit des Publikums, den-

noch die Scenen seiner Regierung nicht erneuert. Unter seinem zweiten Sohne Jakob aber, der ihm wieder in jeder Hinsicht ähnlicher war, sah man den Ausbruch einer neuen Revolution, die wahrscheinlich einen der ersten ähnlichen Gang genommen haben würde, wenn sie nicht gleich anfangs eine abweichende Tendenz erhalten, und es einen Cromwell wieder gegeben hätte. Niemand wird zweifeln, daß die Individualität dieses Parthei-Haupts, einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Revolution gehabt hat. Man vergleiche ihn mit dem Hauptführer der Fronde, dem Kardinal von Retz, den man, sehr mit Unrecht, ihm an die Seite gestellt hat.

Der Kardinal von Retz, war aus einer der ersten und ältesten Familien des französischen Adels; durch seine Geburt, durch seine Verbindungen konnte er zu großen Ansprüchen des Ehrgeizes berechtigt werden, und war durch seine frühe Beförderung darin bestätigt. Als ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren, war er schon Coadjutor des Erzbisthums von Paris.

Er hatte eine Ausbildung des Geistes

und der Sitten, wie sie in der damaligen Zeit und in seinen Verhältnissen nur selten erlangt werden konnte, und wie sie damals sehr wenige hatten. Seine Absicht war, eine glänzende Rolle zu spielen, Kardinal — vielleicht auch erster Minister zu werden. Bei einer Umkehrung des Reichs, Entthronung des Königs und dem Sturze des königlichen Hauses, konnte er nichts gewinnen, wohl aber alles verliehren, sie konnte also nie seine Absicht seyn.

Seine geistliche Würde setzte ihn in den Stand, das Volk, durch das er seine Zwecke zu erreichen trachtete, immer, so bald er wollte, in gewissen Schranken zu erhalten. Und eben dieser Würde, und seiner großen Familien-Verbindungen wegen, konnte es nicht leicht mit ihm dahin kommen, daß er mit dem Mißlingen seiner Plane und Unternehmungen, auch zugleich sein ganzes Glück, und selbst vielleicht sein Leben, auf das Spiel gesetzt hätte.

Wie war dagegen die Persönlichkeit und die Lage Cromwells, den der Kardinal von Retz, als einen Abentheurer, Empörer, Königsmörder und Usurpator verachtete und verabscheute, und mit dem verglichen zu werden er ernstlichst von sich ablehnte?

Cromwell war aus der Dunkelheit hervorgegangen, so daß es Schwierigkeit gemacht hat seine Abkunft und seine frühern Verhältnisse mit einiger Zuverlässigkeit auszumitteln. Er war nicht ganz ohne Kenntnisse, aber doch ohne eigentliche und höhere Geistesbildung. Er war von Charakter und Sitten roh; er hatte sich blos durch seine Kühnheit, seine Verschlagenheit, durch die Begünstigung der Umstände emporgeschwungen, und in diesen seinen Talenten und Concurrenzen allein seine Unterstützung und seine Hülfs-Mittel.

Sein Ehrgeiz war anfangs ohnstreitig ohne fixe und konsistente Bestimmung, so wie seine Verhältnisse ihm keine bestimmte und sichre Aussicht verschafften. Er war ein Kriegs-Mann, ein Glücks-Ritter, der sich emporschwingen, von den Umständen den größtmöglichsten Nutzen ziehn will. Er war genöthigt immer vorwärts zu gehn, um nicht zurückzusinken. Er war genöthigt eine Parthei um sich und unter sich zu bilden, um eine Unterlage und Stütze zu haben. Um seine Parthei zusammen zu halten und zu lenken, mußte er sich eines Bindungs-Mittels bedienen, was er der Lage der Um-

stände

stände nach, in der religiösen Schwärmerei und Sektirerey fand; es war dieß haltbar und wirksam zu machen, mußte er die Leidenschaften bis zu einer Wildheit zu erhitzen, oder durfte er der Wildheit, zu welcher sie sich selbst erhitzten, keinen Einhalt thun.

Dadurch wurde seine eigene Lage immer gefährlicher, wir mögten sagen verzweiflungsvoller. Um sich selbst zu erhalten, mußte er sich entschließen, den Staat umzustürzen, und um nicht zu Grunde zu gehn, den König zu opfern.

So wenig es den Zwecken des Kardinals von Retz gemäß seyn konnte, die bestehenden Formen des Staats zertrümmert zu sehn, so innig war dieß mit dem Interesse eines Revolutions-Helden, als Cromwell, verbunden. Er war genöthigt, sich der Herrschaft zu bemächtigen, um sich selbst zu behaupten, und die herrschende Dynastie zu vertreiben und den Thron umzustürzen, um sich der Herrschaft zu bemächtigen.

Auf diesen Punkt einmal hingeführt, sah er sich in der Nothwendigkeit, bis zu dem Äußersten, immer weiter zu gehn. Wäre Crom-

well gewesen, was man von ihm gerne glaubend machen mögte, und was er vielleicht selbst glaubte, — er würde eine neue Dynastie begründet und seine Familie auf den Thron gesetzt haben. Aber er war nur ein kühner Charakter und seine Geistesfähigkeiten beschränkten sich auf gemeine Klugheit und List. Die Zeiten, die Lage Englands begünstigten ihn. Niemand, außer England, bekümmerte sich thätig um die englische Revolution. Kein Regent, kein Staat, war in der Lage, daß er es vermogte. Sein Muth, seine Entschlossenheit, selbst seine Charakter-Rohheit, flößte allen Herrschern eine Art von Furcht vor ihm ein; Unmündigkeit und Unfähigkeit, wie die der Regenten von Frankreich und Spanien, und die Schlaffheit und Indolenz ihrer Stellvertreter, ließen ihn in England eine Wichtigkeit erlangen, die er, ohne diese begünstigenden Umstände, nie erlangt haben würde.

Wäre sein Geist fähig gewesen, große Gegenstände in ihrer Verbindung zu überschauen und in das Wesen der menschlichen Verhältnisse einzudringen; so hätte er einsehen müssen, daß, da die Republik nicht erhalten werden

konnte, die erbliche Monarchie wieder hergestellt werden mußte. Dieß hat der wohl erkannt, der in den neuesten Zeiten eine wankende Republik in eine neue befestigte Monarchie umschuf. Cromwells Geistes-Beschränktheit wird in der innern Disharmonie klar, die seine letzteren Regierungsjahre verkünden und die ihn wahrscheinlich schon selbst von seiner Höhe würde haben herabsinken lassen, wenn ihm der Tod nicht noch zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wäre.

So wie er sich neigte, war auch das Zusammensinken des bodenlosen Gebäudes, dessen einzige Stütze er gewesen, unvermeidlich. Nicht Richards Schwäche war es, die es fallen ließ; der kraftvolle Olliver würde es ebenfalls nicht länger haben halten können; durch seine Unweisheit war es selbst von ihm schon untergraben.

Der hätte ein Gott seyn müssen, der Großbritannien, in Richards Lage, gegen eine neue Umkehrung hätte sichern wollen. Ein Mittelzustand ist ein Übergang. Wie soll Etwas daurend darin bestehen? Das Rad wälzte sich; was unten gewesen war, kam wieder

zu oberst. Die Urheber der Gegenrevolution hatten ein leichtes Spiel, denn keine Kraft wirkte ihnen entgegen. Karls Sohn, der früher vergebens gesucht hatte, sich sein väterliches Erbe wieder zu erkämpfen, wurde jetzt herbeigerufen und auf den Thron gesetzt. Niemand dachte daran, durch eine Verfassung festere Schranken um den Thron zu machen; denn Niemanden war es eingefallen, eine Revolution zu bewirken, um eine bessere bleibende Ordnung der Dinge einzuführen.

Zwei Jahr vorher war er der neue König, als ein unsteter Verbannter, aus Frankreich vertrieben, war ihm von seinen nächsten Blutsfreunden eine Freistätte und Unterhalt versagt, weil der Mörder seines Vaters, der Räuber seines Erbtheils, der Usurpator seiner Regenten-Macht es verlangte.

Der Kardinal Mazarin hatte dem königlichen Prinzen von Großbritannien, dem rechtmäßigen Thronerben — seine von ihm zur Ehe begehrte Nichte versagt, weil ihm dieser Thron geraubt, weil er ein Flüchtling und Verbannter war. Mit seiner Wiedergelangung zum Throne änderten sich diese Ansichten, und so-

bald sich die Aussicht dazu eröffnete, hatte der Kardinal die Versagte ihm wieder antragen lassen; aber nun wurde sie, wie es gerecht und billig war, wieder von ihm verschmäht.

Frankreich hat wohl nie eine unwürdigere Rolle gespielt, als unter Mazarin, in seinen Verhältnissen gegen England und das Haus Stuart. Und über diesen Zeitraum hinaus reichen diese Unwürdigkeiten. Denn selbst die stolzeste Zeit der Selbstregierung Ludewigs ist nicht frei davon. Stolz und Demuth, Anmaßung und Unredlichkeit haben stets mit einander gewechselt. Freilich ist es in spätern Zeiten ihm auch bei mehrern Gelegenheiten von England vergolten worden.

Wie die Sachen am Ende dieser Periode in diesem Staate standen, hatte er die Gräuel eines Revolutions- und Bürgerkrieges, ohne ein Resultat zu erhalten, bestanden. Dieselbe Unbestimmtheit in den innern Verhältnissen war wieder eingetreten, dieselbe Tendenz der Regierung erneuerte sich; nur daß sie durch den Leichtsinn und die Jovialität des Regenten weniger fühlbar wurde. So traten bald in der Folge dieselben Klagen wieder ein, welche die Re-

volution veranlaßt hatten, und eine neue war erforderlich und erfolgte, um eine bessere Ordnung der Dinge zu begründen.

Auf eine ganz andere Weise — freilich auch aus ganz andern Veranlassungen und unter ganz verschiedenen Umständen — ereignete sich in eben diesem Zeitraume eine Revolution in Dänemark, welche so wohl begründete und bleibende Resultate herbei führte, als sie mit Ordnung und Ruhe zu Stande gebracht wurde.

Weiter konnten die Beschränkungen der Königs-Rechte und Königs-Gewalt wohl nicht getrieben werden, als es in Dänemark, durch die Wahlkapitulation und die Anmaßungen des Adels, besonders die Oligarchie des Reichs-Raths, geschehen war.

Es empfanden dieß die übrigen Unterthanen, Stände, wie der Regent; und so ging von jenen aus, oder wurde bewirkt, daß diesem mehr Macht wurde, damit er sie gegen jene zu schützen vermöge.

In England entstand die Revolution aus dem Widerstande gegen die Ausdehnung der Königs-Gewalt und eigenmächtige Eingriffe in präsumtive Rechte der Unterthanen. Es

waren religiöse Motive mit politischen verbunden, und die religiösen, wie die politischen, arbeiteten wieder einander entgegen. So erhielt Sektirerey und Parthei-Geist einen Einfluß auf die Revolution und nach dem Verhältnisse, da sich beide, wo dieß unvermeidlich war, durch den Widerstand immer mehr erhitzten, mußten auch die Wirkungen derselben heftiger und zerstörender werden.

Bei der dänischen Revolution finden wir einen einfachen Zweck, in einem leidenschaftlosen Motive. Die Masse der Nation und der Regent waren vereinigt und hatten ein gemeinschaftliches Ziel ihrer Bestrebungen, die Revolution wurde auf einem Punkte, der Hauptstadt, bewirkt, zu einer Zeit, wo die Repräsentanten der ganzen Nation hier versammlet waren. Die Charaktere der Personen, die Umstände, das Glück, alles begünstigte sie, in allem fand sich hier gerade das Gegentheil von dem, was in England wirksam war.

In wenig Tagen war die Revolution in Dänemark bewirkt, in wenigen Wochen war sie vollendet. Was mit Mäßigung und Klugheit angefangen, mit Entschlossenheit und Fe-

stigkeit ausgeführt wurde, gelangte in Frieden und Eintracht zur Begründung. Das Wahlreich Dänemark, was im Begriff war, in eine völlige Adels-Oligarchie überzugehn, wurde in eine unbeschränkte erbliche Monarchie verwandelt, und eine Verfassung konstituirt, die, wie sie ohne Explosion und Kampf und Blutvergießen eingeführt ist, auch seit jener Zeit, ohne angetastet und erschüttert zu werden, in seegensreicher Wirksamkeit bestanden hat.

In dem benachbarten Schweden ereignete sich in diesem Zeitraume eine Begebenheit, von zwar nicht ganz so wichtiger, aber doch gleichfalls seltener Art. Der Regent, — noch dazu ein Weib — entsagte, aus eigener Bewegung, — in sofern man davon unterrichtet ist — seiner Herrscher-Gewalt und entkleidete sich der königlichen Würde.

Christine war von ihrer frühen Kindheit an Königin gewesen; um so mehr scheint es, hätte ihr das Herrschen zum Bedürfniß geworden seyn sollen. Und wenn man ihren Charakter und die Umstände erwägt, so kann man kaum zweifeln, daß dieß wirklich der Fall war und sie sich über ihre eigene Neigung täuschte,

oder eine Phantasie-Idee, über die Leidenschaft, wie das nicht selten der Fall ist, für den Augenblick den Sieg davon trug.

Was in der Regel nur eine der höchsten und seltensten Wirkungen der Philosophie ist, war hier — was man auch, um es in einem reinern Lichte darzustellen gesagt hat — die Wirkung der weiblichen Laune, oder Eigenwilligkeit und Grillenhaftigkeit. Christine war ein verzogenes Kind, ein verschrobenes Weib, die bemüht war, sich in eine männliche Karikatur umzubilden. Wenn man ihr Kenntnisse und Geist nicht absprechen kann; so war ihr doch geistige so wie sittliche Ausbildung völlig fremd geblieben. Ihre Phantasie war verwildert, ihr Herz verdorben.

Ohnstreitig giebt es keine verächtlichere und verderblichere Ausartung, als die eines Weibes, das in seinem Denken und Handeln über die Schranken hinausgeht, welche die Natur und Sittlichkeit diesem Geschlechte setzten. Kaum ist ein Fehler, kaum eine Thorheit, kaum selbst ein Verbrechen denkbar, das ein solches Weib nicht begehen könnte, zu dem es sich nicht wird hinreissen lassen.

In diesem Falle befand sich die Königin Christine, in Folge einer durchaus verkehrten Erziehung. Kaum wird man ein regelloseres Gemisch des Männlichen und Weiblichen, des Guten und Bösen, in einem Charakter denken können, als es sich bei ihr fand. Daher sind die Urtheile auch so verschieden über sie, als ihre Eigenschaften und Handlungen unter einander im Widerspruche stehen.

Welche Ideen und Plane, bei der Entsagung der Krone, in dem Innersten ihres Gemüths eigentlich wirksam waren, ist zwar nicht mit Gewißheit anzugeben, weil sie selbst wohl nie zuverlässige Äußerungen darüber gemacht hat, oder dergleichen doch nicht authentisch bekannt geworden sind; aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, hatten sie in ihrem Hange zur Regellosigkeit und sittlichen und konventionellen Ungebundenheit, die aus ihrer Entartung entsprang, ihren Haupt-Grund. Sie hatte die Idee früher schon gefaßt, aber auf Zureden wieder aufgegeben. Wäre sie so glücklich gewesen, einen Mann von Geist, Charakter und Rechtschaffenheit zu finden, der die Kunst verstanden hätte, sie zu fesseln und auf ihre Bestimmung und zu

derselben zu leiten; so würde wahrscheinlich der Einfall völlig vergessen worden seyn.

Vielleicht würde es in frühern Jahren hingereicht haben und möglich gewesen seyn, den Ehrgeiz in ihr zu wecken, um eine große und würdige Regentin aus ihr zu machen, dessen sie vor der Ankunft eines Salmasius, Bourdalot und einiger andern in Schweden, hoffen wir, noch fähig war. In den Händen dieser verdorbenen Menschen wurde sie, nach schwacher, charakterloser Weiberart, völlig korrumpirt. Die ausschweifendsten Ideen bemächtigten sich ihrer Phantasie, wie die größeste Zügellosigkeit ihrer Sitten, und Verwahrlosung ihres Herzens. In Schweden ließ sie, bei ihrer Entfernung aus diesem Reiche, nur das Andenken ihrer Thorheiten, ihrer Verschwendungen und ihrer ganzen Regierungs-Untüchtigkeit zurück, durch welche sie den Staat an den Rand des Verderbens gebracht hatte.

In Frankreich, wo sie sich nach ihrer Abdankung einige Male aufhielt, verewigte sie ihr Andenken durch eine Gräuelthat, die allein hinreicht, die falschen Ideen zu verwischen, welche die Schmeichelei eitler, von ihr

ausgezeichneter — vielleicht auch nur bemerkter, Höflinge und Schriftsteller in ihr Gemählde eingetragen haben.

Sie wollte nicht mehr Königin seyn, sie wollte aber auch nicht Privat-Person werden, und behielt sich ein Recht der Gewalt über ihre Domestiken vor. Wie dieß höchstens nur in Schweden gültig seyn konnte, so suchte sie es gleichwohl auch im Auslande auszuüben und machte es in Frankreich sogar zu einer Mordthat. Die schaudervolle Geschichte des Marquis von Monaldeschi ist bekannt genug, war aber so, daß sie ihm einer wüthenden Eifersucht opferte.

Christine war katholisch geworden, um von dem Pabste eine Pension zu erhalten; daneben machte sie die Freidenkerin und pikirte sich gar keine Religion zu haben. So konnte sie wohl in der katholischen Kirche und zu Rom die Achtung und das Vertrauen nicht finden, was ihr doch nöthig war, um selbst ihre Entwürfe für den Lebensgenuß zur Ausführung gedeihen zu sehn. Gewiß wünschte sie sich bald aus dem ersehnten Italien nach dem verachteten Schweden und auf dessen verschmähten

Thron zurück. Denn wenn überhaupt Wünsche und Befriedigung so häufig im Widerspruche stehn; so mußte dieß bei ihr, in eben dem Verhältnisse, sicher und bald der Fall seyn, als innere Disharmonie des Gemüths ihr in einem hohen Grade eigen war.

Früher schon, als sie dem Throne entsagte, wurde das Band zwischen Schweden und Frankreich, was, während der erstern Zeit ihrer Regierung, durch den französischen Gesandten, der ihr Günstling war, noch fester geknüpft worden, durch eine gleiche Günstlingschaft des spanischen Gesandten, fast gänzlich gelös't. Nach ihrer Entsagung neigte sich Schweden mehr dem Norden zu, wo es durch die Lage der Dinge und die kriegerische Neigung — vielleicht auch Politik — des Königs Carl Gustav volle Beschäftigung fand.

Schweden Dänemark, Schweden Polen, Polen Rußland, Schweden Rußland, waren und wurden unter einander in Kriege verwickelt, die den Norden verheerten; ausser dem aber, was durch den Welauer Vertrag und den Frieden von Oliva geschah, im We-

sentlichen demselben keine andere Gestalt gaben.

Jener ist, in seinen spätern Wirkungen, von beiden Verträgen der wichtigere geworden, wiewohl er, in seinen temporellen von beiden der unwichtigere zu seyn schien. Durch ihn wurde bekanntlich ein neuer unabhängiger Staat im Norden begründet, der in der Folge die Basis des Königreichs Preußen bildete.

Damals mogte das Niemand voraussehen, Niemand nur ahnen. Was konnte das souveraine Herzogthum Preußen, neben Polen, neben Rußland, neben Schweden, selbst in seiner Verbindung mit Brandenburg, seyn? Polen war immer noch ein mächtiger, furchtbarer Staat, wiewohl sich seine innere Monstrosität und damals sich immer mehr ergebene Schwächung, durch die erwähnten beiden Verträge deutlich genug bewährte.

Rußland trat gleichsam immer mehr aus Asien hervor und erhielt, durch seine Kriege mit Polen und Schweden, für den Norden in kurzem eine wachsende Bedeutenheit, wenn sie auch nicht sogleich mit entschiedenen und gleichen Vortheilen geltend gemacht wurde.

Schweden erlangte im Norden ein neues vergrößertes Gewicht. Seine in dem Frieden zu Oliva erlangten neuen Besitzungen, schienen ihm sogar eine Präponderenz im Norden zu sichern. Denn welche Macht sollte ihm hier nun noch die Wage halten, nachdem Dänemark zweimal mit so entschiedenem Erfolge bekämpft, Polen zu solchen Abtretungen genöthiget, und Rußland in seine Schranken zurück gewiesen war?

Der Entwurf zu einer großen Monarchie im Norden, den Carl Gustav auf diese Vortheile gegründet haben soll, scheint gleichwohl dem Geiste der Politik jener Zeit nicht angemessen gewesen zu seyn. Auch mögte ihre Ausführung und noch mehr ihre feste Begründung große Schwierigkeiten gefunden haben. Mit dem thätigen und unternehmenden Carl Gustav gingen indessen alle seine Plane, welche sie auch seyn mogten, zum frühen Grabe; für Schwedens Glück und die Ruhe im Norden wahrscheinlich nicht zum Nachtheile.

Auf den Süden von Europa hatten diese Begebenheiten im Norden keinen bedeutenden Einfluß. Zwischen beiden fand nur eine lok-

kere Verbindung statt. Ihr gegenseitiges Gewicht auf die Wage zu legen, daran war noch nicht gedacht worden.

Weder im Süden, noch im Norden von Europa, war eine Präponderez irgend eines Staats von der Art, daß eine totale Veränderung der Verhältnisse erwartet werden konnte. Alle Staaten waren mehr oder weniger in ihrem Innern schwach, oder geschwächt, schlecht bewirthschaftet, schlecht regiert. Nur in wenigen war eine feste Begründung der Verhältnisse, in wenigen eine Ordnung der Dinge, durch welche die Kräfte derselben gehegt und entwickelt werden konnten.

Für die äußern Verhältnisse der Staaten bestanden meistens keine festeren und sicherern Bestimmungen, als für die innern. Die Politik wurde dem Zufalle und den Zeitumständen nach modifizirt, und wenn sie, wie die des Kardinals Mazarin bei dem pyrenäischen Frieden, etwas weiter hinaus reichte, als auf den Augenblick; so war sie nur auf Trug und Hintergehung berechnet, die immer die Grundlage derselben waren; denn die Maximen

eines

eines Macchiavelli, wurden ohne Zweifel nur von wenigen begriffen; selbst vielleicht von wenigen, die auf Staatskunst Anspruch machten, nur gekannt.

Zweiter Haupt-Moment.

Frankreich unter Ludewig des vierzehnten Selbstregierung in ihrer kräftigsten und glänzendsten Epoche.

Erstes Kapitel.

Regenten-Bildung und Charakteristik Ludewigs des vierzehnten.

Es giebt eine Art von Charakteren, die sich fügen können, so lange sie sich fügen müssen, und die stolz und heroisch hervortreten, so bald sie von der Unterwürfigkeit befreit sind, in der sie von Kindheit an gehalten waren. Diese Charaktere haben freilich keinen eigenthümlichen gediegenen Werth, und es bedarf dessen keines weitern Zeugnisses. Hätte man nichts

weiter, wonach man sie beurtheilen könnte, dieß würde hinreichend seyn, sie zu würdigen.

So lange Mazarin lebte, war der Zustand, in welchem sich Ludewig der vierzehnte befand, vollkommne Abhängigkeit, so wie das Betragen, was er beobachtete, vollkommne Unterwürfigkeit. Es findet sich keine Thatsache, woraus hervorginge, daß es ihm je eingekommen wäre, sich von dieser Abhängigkeit losmachen zu wollen. Nach dem Tode seines Vormunds trat er sogleich als selbstständiger Hertscher hervor, und gab die stärksten Beweise des lebhaftesten Selbstgefühls.

Seine ganze Erziehung war auf seine äußere Bildung berechnet gewesen, und in dieser war sie, von der Natur unterstützt, zu einer seltenen Vollendung gediehen. Nie hat es einen König gegeben, der besser zu repräsentiren verstand. Eine schöne Gestalt, ein edler Anstand, eine geschmackvolle Kleidung, eine gebildete Sprache, stete Selbstbeobachtung, ein seltener Takt, stets das Schickliche zu thun und zu sagen; die Kunst zu imponiren und sich herabzulassen, — beides, ohne die Grenze zu überschreiten, welche die königliche Würde für bei-

des vorzeichnet; — dieß waren die Eigenschaften, denen Ludewig hauptsächlich seine hohe Achtung verdankte.

Sein Verstand war, durch Weltroutine, bis zu dem Grade, der auf diesem Wege erreicht werden kann, vollkommen ausgebildet. Kenntnisse besaß er nicht, einer Anstrengung des Nachdenkens war er nicht fähig; aber er begriff leicht, was ihm leicht gemacht wurde, und eignete sich Ideen an, die andere ihm klüglich, ohne daß es von ihm bemerkt wurde, unterzulegen verstanden.

Da seine Äußerungen stets Aussprüche, nie Entwicklungen waren, so konnte die Schwäche und Leerheit seines Geistes nicht leicht offenbar werden. Wer hätte sie auch wahrnehmen sollen? Die Minister, die mit ihm arbeiteten, kannten sie; die Höflinge, bei denen sie meistens in einem weit höhern Grade, als bei ihm statt fand, mogten ihr so leicht nicht auf die Spur kommen. Und durch sie wurde die Idee von seinen Einsichten und seiner Scharfsicht unter dem Publikum verbreitet.

Ein rascher Hang zum sinnlichen Vergnügen, zur Pracht und zum Genusse hatte sich,

zugleich mit dem Gefühle seiner Herrscher-Würde, seiner bemächtigt; doch schützte ihn die mäßige Temperatur seines Bluts und das Eingewöhnen in die Formen des Schicklichen, von Jugend auf, vor dem Herabsinken in Liederlichkeit und Völlerei, dem Überschreiten gewisser Grenzen, die seine Würde auch um den Kreis seines Genuß-, wie seines Thätigkeits-Triebs zog.

Der Überrest der Galanterie der Ritterschaft, der sich in seine Jugendbildung eingemischt hatte, gab seinen Ausschweifungen noch jenen romantischen Anstrich, durch den sie nicht veredelt wurden, aber doch veredelt — schienen. Dabei blieben die religiösen Formen ebenfalls nicht ohne Einwirkung. Wer regelmäßig und mit Anstand täglich ein- oder zweimahl die Messe hört, kann sehr fodernde Begierden haben; aber er wird ihrer Befriedigung sich doch nicht so zwanglos und rücksichtlos überlassen, als der, welcher — besonders in einem religiösen Lande und Zeitalter, — den Freidenker und Religions-Verächter macht, oder gar öffentlich zur Schau trägt.

Es mag einem Regenten immer zum Ver-

dienst gereichen, wenn er die Nothwendigkeit und den Werth nützlicher und großer Verfügungen und Unternehmungen anerkennt, und bereitwillig zur Ausführung derselben seine Autorität leiht; ein großer Regent kann indessen doch nur der genannt werden, der sie im eigenen Geiste selbst empfängt, und durch eigene Kraft selbst zur Ausführung und Wirksamkeit befördert.

Ludewig der vierzehnte gehört zu den erstern; von einer Geistes-Verwandtschaft mit den zweiten, dürfte bei ihm sich keine Spur finden. Es verdient ihm nachgerühmt zu werden, daß, was seine Minister Nützliches und Großes angaben, bei ihm willige Aufnahme und Bestätigung fand. Gleichen Eingang fand auch bei ihm das Böse und Verderbliche, wenn es ihm in einem blendenden Lichte vorgestellt wurde. Was er selbst wollte, und zur Ausführung betrieb, waren Ideen eines kleinlichen Hochmuths, den er für ein Gefühl seiner Regentenwürde hielt; und einzelne Unternehmungs-Entwürfe eines Ehrgeizes, der eben so beschränkt als der Kreis seiner Fähigkeiten war.

Ludewig der vierzehnte war von Natur gutgeartet, ohne leidenschaftliche Stoffe, die

ihn zur Härte oder Grausamkeit hätten verleiten können. Doch war er, genau genommen, auch wieder nicht eigentlich gut. Züge eines lebhaft und zartfühlenden Herzens dürften in seiner Charakteristik sehr schwierig aufzufinden seyn. Die Haupttriebfeder seiner ganzen Handels-Weise, war eine ziemlich kräftige Eitelkeit, die aber doch, wie alles bei ihm, in gewissen Schranken gehalten wurde, ohne daß man es der Erkenntniß seiner selbst und der Kraft seines Verstandes beimessen könnte.

Alles, worin Ludewig excellirte, waren Dinge, die auf der Wage des eigentlichen Menschenwerths stets so leicht befunden werden, daß man sie kaum darauf wahrzunehmen vermag, oder vielmehr, die auf dieselbe nie mit gelegt werden dürfen. Seine körperlichen Vorzüge, sein Talent zu repräsentiren, gut zu sprechen, gut zu gehn, gut zu tanzen, zu reiten, einen Phaeton zu lenken, einen Hasen zu schießen — mögen diese Tugenden den Beinahmen des Großen ihm verdienen, oder vor einem andern, als dem Richterstuhle der Höflinge und Damen ihn rechtfertigen? Man nehme doch andere — einen Heinrich den vierten, einen

Friedrich den zweiten, einen Napoleon — denen er zu Theil wurde, und stelle eine Vergleichung an. — Ludewig der vierzehnte war groß an seinem Hofe, und unter seinen Höflingen. Unter großen Männern hat er nie einen Platz eingenommen, und wird ihn, je weiter die Zeit sich von der seinigen entfernt, um so weniger je unter denselben finden.

Frankreich ist unter ihm groß geworden; aber man kann sagen: es würde noch größer geworden und groß geblieben seyn, wenn er es nicht durch seine Kleinheit wieder zu seiner Kleinheit herabgezogen hätte. Man kann nicht sagen, daß Ludewig nicht selbst regierte; aber man kann sagen, daß er, als Selbstregent, nichts selbst gethan hat. Sein Jahrhundert ist nach ihm genannt, weil zu seiner Zeit kein anderer Regent war, nach dem es mit mehr, oder auch nur gleichem Rechte, als nach ihm, genannt werden konnte. Denn der, welcher an Regenten-Werth ihn aufwog, den rückte er durch Regenten-Wichtigkeit wieder in die Höhe. Und da diese bei weitem die fühlbarere und wirksamere ist, so mögte sie auch nur zu leicht, in Absicht auf Regenten-Würdigung, die entscheidendere seyn.

Es ist hier nur von den Jahren die Rede, in welchen dieser Monarch sich in seiner ganzen Kraft zeigte. Der Schwächen seiner spätern Jahre, so bezeichnend sie auch sind, mag hier noch nicht gedacht werden. In dem Zeitpunkte, den wir hier aufgreifen, hatte er bereits einen Feldzug gemacht; aber was war dieser Feldzug für ihn anders gewesen, als eine wandernde Hofhaltung?

Nie wurden, weder in diesem, noch in spätern Feldzügen, die kleinlichen Formen des Hofceremoniells auf die Seite geworfen; nie geschah von dem Könige, als Feldherrn, mehr, als daß er die Posten beritt, und hin und wieder nachsah, ob Schildwachen an denen ihnen von ihm angewiesenen Plätzen standen. Der kleine Dienst, und die kleinen und kleinlichen Militär-Gegenstände beschrieben den Kreis seiner militärischen Ideen. Von militärischen Kenntnissen hatte er keinen Begriff. Einer Schlacht hat er nur in seiner frühern Jugend als Zuschauer beigewohnt. Belagerungen waren es, bei denen er sich wohlgefiel. Denn hier gab es Gelegenheit, seinen kleinen Dienstgeist zu beschäftigen, und seine kleinliche Dienst-eitelkeit zu befriedigen; und wenn die Festung

erobert war, Parade-Einzüge und Überreichung der Schlüssel, auch schmeichelnde Anreden und demüthige Huldigungen.

Das Elend des Kriegs hatte er nicht anders als aus den kleinen Unbequemlichkeiten kennen gelernt, welche die innern Unruhen, während seiner Minderjährigkeit, für ihn von Zeit zu Zeit mit sich führten. Man darf sonst annehmen, hätte er den Krieg gekannt, er würde, bei der Mäßigkeit aller seiner Leidenschaften, es auch über seinen Ehrgeiz, oder seine Eitelkeit haben erhalten können, seinen kriegerischen Ideen zu entsagen; — freilich, da er zu abhängig war, doch wohl nur dann, wenn Niemand da gewesen wäre, der Einfluß genug gehabt hätte, ihn selbst wider seine Erkenntniß und sein Gefühl zu bestimmen.

In seinen Regenten-Grundsätzen — in so fern er dergleichen aufgenommen und bei sich festgesetzt hatte — war er vollendeter Despot. Bei mehr Anlage zu einem Tyrannen, würde seine Regierung auch in Tyranney übergegangen seyn. Er selbst sah und wirkte nicht weit; — in der Regel nur in dem nächsten Kreise seiner Umgebungen. Wenige Selbst-Herrscher

mögen wohl so weit vom Selbstsehen und Selbstthun entfernt gewesen seyn, als er. Selbst in dem kleinsten Staate würde er dazu nicht die Fähigkeit gehabt haben.

Ludewigs präsumtive Größe dauerte gerade nur so lange, als er große, oder wenigstens fähige Männer zu Ministern hatte. Sobald er Kinder an Geist und Jahren in diese Posten brachte, wurde er mit ihnen zum Kinde. — Doch es ist hier von dem Zeitraume seiner Größe die Rede; und so möge denn die Beobachtung auch zunächst bei denen verweilen, deren Talente und Wirksamkeit ihm diese Größe zuwege brachten.

Zweites Kapitel.

Minister und Feldherrn Ludewigs des vierzehnten, in dieser Epoche Colbert, Louvois, Condé, Turenne.

Es ist bekannt, wer es vor andern war, der ihm den Ehren-Namen des Großen zuwege brachte. Die Geschichte ist gerecht gegen ihn gewesen. Sein Name und sein Verdienst ist nicht übersehen worden.

Johann Baptist Colbert war der Sohn eines Kaufmanns aus Rheims, und durch verschiedene Unterbedienungen zu der Stelle eines Intendanten des Hauses des Kardinals Mazarin und Staats-Raths gelangt, als der Kardinal sich dem Tode nahte. Es war allein seine Dienstfähigkeit und sein Diensteifer, welche ihn den Weg zu diesen Stellen gebahnt hatten; was in jener Zeit, wo die ehrenden und einträglichen Stellen fast alle gekauft werden mußten, in der That recht viel sagen will.

Die strengste Pünktlichkeit im Dienste war es, wodurch er sich zuerst und hauptsächlich empfohlen hatte. Als der Kardinal Mazarin sich nach Sedan zurückgezogen hatte, sandte ihn

der Staats-Sekretär le Tellier, bei dem er damals im Dienst stand, mit einem Schreiben von sich und einem Briefe von der Königin dorthin, mit dem Befehle, den letztern wieder mit zurückzubringen. Von dem Kardinale empfing er an dem Tage ein versiegeltes Paket zurück. Colbert öffnete es vor den Augen des Kardinals, um zu sehen, ob der Brief der Königin darin sey. Er entschuldigte diese Dreistigkeit gegen den in Zorn gerathenden Premier-Minister damit: vermuthlich habe ein Sekretär dieß Päkchen versiegelt, und es sey also möglich, daß der Brief der Königin vergessen worden.

Höhere wissenschaftliche Ausbildung, auch für sein Fach, konnte der Mann nicht haben, der aus einem Kaufmanns-Lehrlinge zu einem Schreiber bei einem Notar, dann bei einem Prokurator geworden und von diesem zu einem Privat-Sekretär bei einem Minister hinaufgestiegen war. Aber bei wem mogten diese Kenntnisse, in dieser Zeit, und in diesem Verhältnisse, auch zu finden seyn? — Dafür bewährte er einen reinen praktischen Geschäfts-Sinn und eine

Energie des Charakters, die einem Minister eben so nothwendig als höhere Einsicht ist.

Ein hohes Genie ihm beizulegen, dürfte nur durch Vorliebe, oder Nachsagen, ohne genaue Prüfung gerechtfertigt werden können. Er hatte viel und richtig beobachtet und wußte sehr zweckmäßig Anwendung davon zu machen. In seiner ganzen ministeriellen Wirksamkeit ist sein ursprünglich kaufmännischer Geist eben so wahrzunehmen, als in der Neckers; dem er sehr ähnlich seyn würde, wenn dieser mehr Energie des Charakters und jener mehr reinen moralischen Sinn gehabt hätte. Überdieß war Colbert mehr eigentlicher Kaufmann, Necker mehr Banquier. Schon hieraus geht hervor, daß Colberts Geist umfassender war; wogegen Neckers Geist mehr Ausbildung bewährte.

Die Grundlage der Finanz-Verbesserung Colberts war, wie die Neckers und die Grundlage der Geschäftsführung jedes Kaufmanns und Banquiers: strenge Ordnung und Pünktlichkeit im Rechnungs- und Kassen-Wesen. Sodann war dem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen; und das Mittel, was dazu gewählt wurde, verräth die

Rohheit der Finanzkunst Colberts, wie sie damals war, als er in seinen neuen Wirkungskreis eintrat. Auf gut orientalische Manier nahm man den Finanz-Pächtern einen Theil von dem ab, was sie von dem Volke unrechtmäßig erpreßt hatten; ohne daran zu denken, daß die Regierung eben so rechtswidrig handelte, wenn sie für sich behielt, was dem Volke gehörte.

Ein denkender, spekulirender Kopf und Kaufmann wie Colbert war, mußte dann freilich bald weiter gehn. Es lag vor Augen, daß Holland und Brabant durch Handel und Manufaktur zu einem schnell wachsenden Reichthume gediehen waren. Warum sollte Frankreich, auf demselben Wege, nicht zu demselben Ziele gelangen?

Das Merkantil-System beruht auf einer sehr einfachen, natürlichen Kombination der Ideen, ohne deswegen eben auf Wahrheit begründet zu seyn. Es setzt voraus, daß Geld der Inbegriff des Reichthums sey. Es kombinirt damit die Beobachtung, daß Handel das leichteste Mittel ist, die Masse des Geldes in einem Staate zu vergrößern. Dazu ist erforderlich, daß man viel in das Ausland sendet,

und wenig aus dem Auslande einführt; sonach muß also im Inlande, so viel als möglich selbst producirt, selbst verarbeitet werden. Man muß den Transport erleichtern, um den Gewinn zu vergrößern, und deshalb Wege bauen und Kanäle graben. — Hierin hat man das ganze kameralistische System Colberts, und man muß gestehn, daß kein eminentes Genie dazu erforderlich ist, es zu erfinden.

Erfunden ist es überdieß von Colbert eigentlich nicht, denn es war in Holland und Brabant längst praktisch ausgeführt; und auch in Frankreich hatte Sully schon wenigstens einen Anfang davon gehabt. Es gehörte also nur für den Finanz-Minister ein gesunder Blick und kaufmännischer Geschäfts-Sinn dazu, um es zur Ausführung zu bringen.

Vor Colbert waren die Finanzen meistens in den Händen von Personen gewesen, den beides abging. Meist waren es Abkömmlinge großer adliger Familien, die von Kindheit an daran gewöhnt waren, alle Ämter als Pfründen — oder richtiger noch, als reiche Schatzgruben anzusehn. Man dachte nur darauf, Auflagen zu ersinnen,

und

und den Ertrag derselben mit dem Regenten, nach einem mehr oder weniger vergrößerten oder verkleinerten Maasstabe, zu theilen.

Ein Finanz=Minister, der einen Schritt weiter sah, und den Begriff von Quellen des Einkommens und deren Eröffnung und Vergrößerung faßte, war also freilich für die damalige Zeit eine eben so ausserordentliche Erscheinung, als einer, der jenen Theilungs=Grundsatz nicht wie seine Vorgänger befolgte. Es mußte viel durch seine Verfügungen für Frankreichs Wohlstand bewirkt werden, obgleich keine feste und solide Basis für dasselbe dadurch gelegt wurde; — denn wäre dieß, wie hätte Frankreich, bei der Befolgung derselben Grundsätze, hundert Jahre nachher untergehen können?

In der verderblichen Finanz=Administration blieben die höchst nöthigen Total=Reformen auch von Colbert unausgeführt; denn bei aller Uneigennützigkeit, gedachte er doch auch nicht arm zu sterben; und durch den pot de vin, (einem Geschenke von hunderttausend und mehrern Livern) der bei der Erneuerung der Pachtungen, von dem neuen Pächter dem Finanz=Minister entrichtet werden mußte, verlohr ja der König

unmittelbar nichts. Daneben giebt es der Daten noch genug, woraus erhellt, daß er über der Sorge für den Staat, der Sorge für seine Familie sich nicht ganz entschlug. Auch würde wirklich, zumal bei seinem Emporkommen aus der Niedrigkeit — ein großer Geist dazu gehört haben, sich von allen egoistischen Ideen völlig los zu machen. Daß dieß nicht geschahe, darf aber wohl für einen Beweis mehr genommen werden, daß er ein großer Geist — nicht war.

Es sey fern von uns das schmähliche Bestreben, das anerkannt Große und Vorzügliche herabwürdigen, und lange allgemein zugestandene Verdienste rauben oder verkleinern zu wollen. Aber die Geschichte kennt kein Gesetz, als Selbstprüfung, und keine Pflicht als Wahrheit.

Ein eminenter Geist, ein großer Mann, bricht nicht nur neue Bahnen, sondern erhebt sich auch über die Zeitumstände. Als die Kriege Ludewigs seine kameralistischen Speculationen unwirksam machten, sank Colbert wieder zu einem gemeinen Financier herab. Er suchte nun durch Verkaufung von Ämtern und

Häufung neuer Abgaben, Geld herbei zu schaffen, ohne Rücksicht darauf, was aus den Quellen des Staats-Vermögens geworden war, und bei diesen Proceduren unvermeidlich werden mußte.

Daher überlebte Colbert sein Werk und sein Verdienst noch wenigstens großentheils, und wenn es nicht unverschuldet von ihm geschehn wäre — weil er in der damaligen Zeit nicht wohl andere Ideen fassen und zur Ausführung bringen konnte — so mögte ihm gar der Vorwurf gemacht werden können, er habe der Staatswirthschaft und Politik Frankreichs zuerst die falsche Richtung gegeben, die noch in den spätesten Zeiten seinen eigenen Wohlstand hinderte, und der Ruhe und dem Wohlstande von ganz Europa so gefährlich und verderblich geworden ist.

Ein Land, das so viel, — das Alles in sich hat, was es bedarf, das durch seine eigene Kultur sich einen unabhängigen Reichthum erwerben und sichern kann, auf den Kolonial-Handel hinrichten und seine Wohlfahrt an denselben knüpfen wollen, muß nothwendig die Folge haben, die es gehabt hat, daß dieß Land,

mitten in dem Besitze seines Überflusses, in Dürftigkeit geräth, und nach dem Verluste jener eingebildeten Reichthums-Quellen dahin kommen muß, zu dem Vermögen seiner Nachbarn seine Zuflucht zu nehmen, um seine Subsistenz zu erhalten.

Nichts desto weniger kann nicht geläugnet werden, daß Colberts Finanz-Verwaltung für die Zeit, dem Staate, und mehr noch dem Regenten, sehr zum Vortheile gereichte. Frankreich würde zu jener Zeit nicht, und nicht so schnell zu der Kraft und dem Glanze gediehen, Ludewigs Regierung nicht so mächtig und gefürchtet gewesen seyn, wenn Colberts Finanz-Administration nicht stattgefunden hätte. Und daß übel angewandt wurde, was, seiner Absicht nach, dem Staate zur Wohlthat werden sollte, kann um so weniger auf seine Rechnung gesetzt werden, da es ohne sein Zuthun, und selbst gegen seinen Willen und seinen Rath geschah. Er konnte es nicht voraussehn, wenigstens es nicht verhüten. Und wenn er es hätte voraussehn können, würde er doch, seiner Einsicht und seiner Pflicht zu Folge, dasselbe gethan haben und haben thun müssen.

Immer gereicht es Ludewig dem vierzehnten zur Ehre, daß er, ganz der altherkömmlichen Sitte zuwider, einen Mann, der aus dem Nichts hervorging, blos seiner Talente und erprobten Geschicklichkeit wegen, zu einem solchen Posten erhob. Und gab man ihm auch, seiner nichtadlichen Abkunft wegen, einen für geringer geachteten Titel — bekanntlich wurde der bürgerliche Colbert nur General-Controlleur, da der adliche Fouquet General-Intendant der Finanzen gewesen war — so blieb doch der Posten derselbe, auch trat er in der Folge in das Staats-Ministerium ein.

Daß man nicht aus den ersten adlichen Häusern Personen in die Minister-Posten setzte, war freilich schon seit Richelieu Sitte, und der Grund davon liegt am Tage. Er war, durch Mazarins Unterricht, Ludewig dem vierzehnten nicht verborgen geblieben, und entsprach seiner eigenen Denkungsart zu sehr, als daß er sich nicht hätte auch unter ihm in Kraft erhalten sollen.

Das aus dem Staube erheben schmeichelte seiner Eitelkeit und wurde, nachdem diese zunahm, häufiger. Der hohe Adel wurde von ihm — ohnstreitig wohl mit auf den Rath des

nichtadlichen Ministers — in die Hoffesseln geschmiedet, während man den Bürger, oder verbindungslosen Neugeschaffenen in den Karn des Staats-Dienstes spannte. Beide schienen so an ihrem Platze und dem Staate, oder — was man immer für synonym nehmen muß — dem Herrscher am besten gerathen zu seyn.

Colbert bahnte sich den Weg zu seiner Erhebung zunächst selbst, durch sein Verhalten bei der Untersuchung über Fouquet's Administration, worin manche keine günstige Andeutungen für die Ächtheit seines Charakter-Gehalts gefunden haben. Aber wenn er gerade dabei zu Werke gegangen wäre, so dürfte er gegen diesen Vorwurf wohl zu rechtfertigen seyn. Er wurde von dem Könige befragt und mit Aufträgen versehn, welche es ihm zur Pflicht machten, sein Möglichstes zu thun, nur die Wahrheit ans Licht zu ziehn und den König zu belehren. Fouquet hatte den König, den Staat betrogen, und wenn dieß andere noch größere ebenfalls gethan und Colbert auch vielleicht Fouquet Verbindlichkeiten hatte; so kann doch wohl kaum die Frage entstehen: mußten

diese Gegengründe, durch seine Pflicht gegen König und Staat, nicht aufgewogen werden?

Daß er dabei nicht auch an sich selbst gedacht haben sollte, mögten wir freilich nicht behaupten. Aber wer mag es über sich nehmen, genau den Antheil zu bestimmen und zu scheiden, den der Egoismus an der Pflichterfüllung derer hat, die an der Spitze der Staats-Geschäfte stehen. Die Zahl derer, deren Motive ganz rein von dieser Zumischung sind, dürfte wohl überhaupt sehr gering seyn. Noch geringer aber ohnstreitig die Zahl derer, bei denen sie frei davon bleiben, wenn sie es auch waren, da sie in ihre Wirkungskreise eintraten.

Colbert war und blieb es gewiß nicht, denn in seinem Charakter zeigt sich, wenn auch nichts Niedriges und Unwürdiges, doch auch durchaus nichts Edles und über die frühern Verhältnisse Erhabenes und ihn Erhebendes, in denen sich derselbe ausgebildet hatte. Von Charakter-Größe war eben so wenig bei ihm wahrzunehmen, als von Charakter-Adel, und man muß gestehen, daß sein Antagonist Louvois, in Betreff der erstern wenigstens, eben so über

ihn hervorragte, als er durch den Glanz des Genies das klare, aber schwächere Licht seiner Talente und Kenntnisse verdunkelte.

Es ist vielleicht das Merkwürdigste in der ganzen Administrations-Geschichte dieses zweiten Haupt-Ministers, in dieser ersten, glänzendsten Periode der Selbst-Regierung Ludewigs des vierzehnten, daß er sich bei seinem Feuer-Geiste, bei seinem kühnen unbiegsamen Charakter, so lange erhalten konnte; und man darf es wohl für einen Beweis nehmen, daß Ludewig, trotz seines zunehmenden Selbstgefühls und seines Selbstherrscher-Sinns, noch aus seinen Jugend-Verhältnissen, eine gewisse Abhängigkeit des Charakters und natürliche Subordination des Geistes beibehalten hatte.

Das Scherzwort (Bon mot), das der Vater Louvois, le Tellier, über Ludewig hinwarf, stellt seinen Herrscher-Charakter mit einem Zuge treffend genug dar. „Wir können neun Mal," sagte er, „alles von ihm erlangen, was wir wollen, aber das zehnte Mal verweigert er es uns standhaft; und das Schlimme ist, daß wir nicht wissen, wenn dieses zehnte Mal seyn wird." —

In seinem Verhältnisse zu Louvois, zeigte sich diese Abhängigkeit in einem noch höhern Grade, in Ertragung des Widerspruches und eines oft sichtbaren Vorsatzes und einer Anstrengung, durchaus zu erhalten, was er, der Minister, wollte. Beispiele von Auftritten, die, besonders in spätern Jahren, daraus zuweilen entstanden, sind bekannt genug. Sie beweisen zum Theil freilich auch, daß er dennoch nicht immer durchzusetzen vermogte, was er durchzusetzen nicht selten das Äußerste wagte. Auch zog er sich, durch seinen mit den Jahren zunehmenden Ungestüm und seine Selbstsucht, endlich seinen Sturz zu, an dem nichts befremden konnte, als daß er nicht zehn oder funfzehn Jahre früher erfolgt war.

Louvois war, als er in das Ministerium trat, dem Könige ähnlicher an Jahren, ähnlicher in seiner Denkungs-Art; eine so große Verschiedenheit sich auch in dieser Hinsicht dem Wesen und den Hauptkräften nach, mit der fortschreitenden Ausbildung, immer mehr zeigte.

Der Vater Louvois, der Kanzler le Tellier, ein alter verschlagener Hofmann, der die

Schwächen des Königs kannte und zu benutzen verstand, empfahl ihm seinen Sohn, als einen Jüngling von guten, aber schwer sich entwickelnden Anlagen, die der Ausbildung fähig, aber noch bedürftig wären, und der König, der sich in allem vollkommen glaubte, und gern von seinem Kenntniß-Vorrathe mittheilte, unterzog sich seines Unterrichts und sah ihn, in der Folge, in jeder Hinsicht als sein Werk an, wodurch ihm dieser Minister näher kam, als jeder andere.

Louvois Sitten hatten mehr den Anstrich der großen Welt, wogegen Colbert noch immer der Bürger und Subaltern anzumerken war. Das ungefällige Äußere dieses letztern, sein kalter, trockner Ernst, seine Schwierigkeit, die Lieblings-Neigungen des Königs, Pracht, Feste und Krieg zu befriedigen, konnten ihn demselben persönlich nicht angenehm machen; und es war blos die Anerkennung seiner Dienstfähigkeit und seines Diensteifers und ein Gefühl oder auch Erkenntniß der Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit, wodurch er sich bei ihm behauptete. Louvois hingegen, der seinen Leidenschaften schmeichelte, sie selbst — zum Beispiel die Nei-

gung zum Kriege und Eroberungen — weckte und belebte, mußte ihm schon dadurch lieber werden, hätte er auch nicht, durch äußere Sitten, seine Geistes-Tournüre und seine ganze Persönlichkeit, sich ihm weit mehr empfohlen.

Es liegt in der Natur der verschiedenen Wirkungskreise, daß ein Finanz-Minister, wenn er sich seiner Amtspflicht nicht ganz entschlägt, neben einem Minister des Kriegswesens — zumal bei einem jungen, ehrgeizigen Regenten — in der Gunst dieses, gegen jenen, stets einen beträchtlichen Schritt zurück bleiben muß. Seine Pflicht bringt es mit sich, das Feuer stets zu löschen, was jener anzündet. Und vermag er dieß, so wird er dadurch lästig und unangenehm; vermag er es nicht, so verliert er an Achtung und Einfluß.

Durch seinen Charakter mußte Louvois Colbert eben so überlegen seyn, als er es durch sein persönliches Verhältniß zum Könige und seinen Wirkungskreis war. Louvois war voll Feuer und Kühnheit; Colbert kalt, trocken, behutsam. Jener war eindringend, überredend, — auch wohl, um die letzte entscheidende Wirkung hervorzubringen, imponirend; — dieser hatte dem

Strome der Redekunst, nur eine einfache Darstellung der Gründe, und der Kühnheit und dem Vordringen ein Festhalten und Ausharren entgegen zu setzen.

Und unter diesen Umständen hatte Colbert nicht nur mit der Ueberlegenheit seines Mitministers, sondern auch mit dessen Ehrgeiz und selbst mit dessen Eifersucht zu kämpfen. Denn Louvois Herrschsucht gnügte es nicht, neben Colbert dem Könige einen Schritt näher zu stehen; er wollte an der Seite des Königs und allein neben ihm Platz nehmen und behaupten. Er arbeitete sonach, um zu stürzen, was Colbert aufbaute, um diesen selbst zu vernichten. Er entzündete und nährte die verderbliche Flamme des Ehrgeizes und der Kriegslust, die Frankreich zu Grunde richtete; während Colbert aus allen Kräften arbeitete, es empor zu bringen.

Es ist das Verderben der Staaten, daß die beiden Mittel, sie groß und herrlich zu machen, sich einander entgegen wirken und das aus der Hölle geholte, das dem Himmel entlehnte so leicht entkräftet und unwirksam macht. Und wie die Thaten des Verderbers meistens mehr

Glanz um sich verbreiten, als die Thaten des Erhalters, so ist es die Flammen-Glorie des Kriegs-Ruhms, die durch ihren blendenden Glanz den reinen Lichtglanz des Verdienstes verdunkelt, welches die Bemühungen gewähren, die auf die Verstärkung und Benutzung der Lebenskräfte des Staats verwandt werden. So erfuhr Colbert die Kränkung, durch Louvois seine Schöpfung zerstört zu sehn und selbst durch Herbeischaffung der Mittel zu den Zwekken desselben dazu gewissermaßen mitwirken zu müssen.

Ludewig, zwischen diesen beiden Männern in der Mitte, war des ersten, bis er des letztern wurde. Es erfreute ihn die Erwerbung, (von Dünkirchen) welche er der Wirthlichkeit Colberts dankte, bis ihn die Eroberungen rühmlicher dünkten, welche das Kriegs-Genie Louvois, in dem ersten niederländischen Feldzuge, ihm zuwege brachte. Beide Männer waren es, die seinen Regenten-Ruhm gründeten, welche die Werke verrichteten, wovon ihm der Ruhm zu Theil worden ist.

Beide Männer würden ohnstreitig in jedem Staate und in jedem Jahrhunderte Epo-

che gemacht haben; denn beide waren von der Natur bestimmt, neue Bahnen zu betreten und die Zweige der Staats-Verwaltung neu zu schaffen, in denen sie wirksam wurden. Was Colbert für die Finanzen wurde, das wurde Louvois für das Kriegs-Wesen. Eine ganz neue Organisation, neue Disciplin, neue Bewaffnung wurde den Truppen unter seiner Administration zu Theil. Eigentlich kann man sagen, daß eine französische Armee erst durch ihn geschaffen worden ist.

Gut für die Ehre der französischen Waffen wäre es gewesen, wenn er sich hierin genügt hätte, aber er wollte auch die Kriegs-Unternehmungen leiten, so wie er sie veranlaßte und ihre Ausführung vorbereitete. Selbst Condé und Turenne sahn ihre Feldherrn-Unabhängigkeit durch ihn beschränkt; wiewohl sie vor den übrigen das Vorrecht behaupteten, nicht an den Minister, sondern an den König unmittelbar zu berichten. Turenne fand sich veranlaßt, durch die Abhängigkeit von den Anschlägen und Vorschriften des Ministers, seinen Ruhm durch das Verwüstungs-System zu beflecken, was jener ersann und worin er,

auf eine eben so seltsame als empörende Weise, die Barbarei des Mittel-Alters mit den Wirkungen der Kultur des neuen Jahrhunderts verband.

Aber dennoch freilich wird Turennes Name, unter den ersten Helden und Feldherrn der neuern Geschichte, immer zuerst mit genannt werden und man wird seine Verdienste kennen, wenn die Ansprüche Louvois vielleicht längst vergessen, oder doch außer Acht gelassen seyn sollten. Die Thaten Condé's und Turenne's haben dem Ruhme Ludewigs einen höhern Glanz gegeben, als es die Wirksamkeit Colberts, besonders aber Louvois, es vermogte. Sie haben den ganzen neuen französischen Waffen-Ruhm gegründet, und man kann annehmen, daß er nie das geworden seyn würde, was er jetzt ist, wenn er nicht geworden wäre, was er durch sie damals wurde.

In der Schlacht von Rocroi erlangten und bewährten die Franzosen ihr Übergewicht über die spanischen Waffen und mit ihnen über die Waffen aller damaligen europäischen Nationen. Als in der Folge das französische Heer wurde, was es werden konnte und muß-

te, und nur die beiden Helden ihrer Zeit an der Spitze desselben standen, — was hätte ihm damals Widerstand leisten mögen, wenn nicht Louvois Verkehrtheit und des Königs unkriegerischer Geist und kriegerische Eitelkeit selbst zuweilen mehr als die feindlichen Heere, in den wichtigsten Momenten, seine Fortschritte aufgehalten hätten?

Über den Feldherrn-Werth dieser großen Männer hier ein Urtheil zu fällen, kann uns nicht einfallen, da wir uns durchaus inkompetent dazu fühlen. Condé's Ruf hat eine Zeitlang einen höhern Glanz noch um sich verbreitet, als Turenne's, — vielleicht, weil er, als Prinz des königlichen Hauses, auf einem höhern Standpunkte stand. — Dagegen hat sich der Ruf Turenne's gleichbleibender erhalten; auch hat dieser Feldherr mehr Charakter-Kraft und Adel des Geistes bewährt. Condé zog sich, da der Sieg ihn nicht mehr so und nicht mehr auf so raschen Zügen begleitete, von dem Schauplatze zurück; Turenne's Helden-Lauf hemmte der Tod des Helden. Condé überlebte seine Thaten; Turenne's Thaten endeten mit seinem Leben; Condé's Andenken wurde, durch sein längeres Leben geschwächt;

das

das Andenken Turenne's durch seinen Tod für die Unsterblichkeit neu belebt.

Mehrere Zöglinge beider, unter ihnen zunächst Louxenburg, erhielten den Ruhm der französischen Waffen, noch über die hinaus, die ihn gegründet hatten. Vauban fügte zu dem Ruhme vorzüglicher Tapferkeit und Kriegskunst, noch den der überlegenen Belagerungs- und Vertheidigungskunst. So gewann Frankreich in dieser Hinsicht ein Übergewicht, was durch seine ganze innere und äußere Lage, in der ersten Periode dieses Zeitraums, vollendet und allgemein gemacht wurde.

Drittes Kapitel.

Innere Lage Frankreichs beim Anfange dieses Zeitraums.

Die ersten zehn Jahre der Selbstregierung Ludewigs des vierzehnten sind vielleicht die glücklichsten, die Frankreich je erlebt hat. Sie sind es, wo es im Aufblühn war und sich seine Kräfte entwickelten und schnell zu einer großen Ausbildung gediehen.

Alles war voller Leben und Thätigkeit, voll Erwerbfleiß und Genuß. Handels-Gesellschaften und Manufakturen wurden gestiftet und eingerichtet, eine Marine wurde neu geschaffen, Häfen und Wege wurden erbauet, das erworbene und zu erwerbende Eigenthum durch gute Sicherheits-Anstalten und verbesserte Gerechtigkeits-Pflege gesichert. Mit dem steigenden Wohlstande wurden die Abgaben nicht mehr beschwerlich gefühlt, und durch die bessere Verwaltung wurden sie noch erleichtert. Durch Beschützung der Künste und Wissenschaften wurde für höhere Kultur gesorgt, und den Genüssen, durch Veredlung der Sitten, mehr Feinheit und Geistigkeit gegeben.

Die ganze innere Administration erhielt in dieser Zeit eine veränderte Gestalt, die Macht des Regenten eine festere Begründung. Das System der unbeschränkten Monarchen-Gewalt wurde, durch die vollendete Unterjochung des Adels, und die Erhebung des Bürgerstandes, zur allgemeinen Ausführung gebracht und fest begründet. Es mogte nicht unangenehm empfunden werden; denn es erschienen Ordnung, Ruhe und Sicherheit, Erwerbsthätigkeit und Wohlstand, als seine Wirkungen.

Der Adel wurde, mit goldenen Fesseln, an den Hof gekettet; dem Bürger durch den, nie zuvor gesehenen, Glanz des Hofes die Augen geblendet; der Gelehrte wurde durch Pensionen und Auszeichnungen gewonnen und die erwerbenden und genießenden Klassen fanden in dem raschern und wirksamern Umtriebe der Erwerbs-Mittel und der Vervielfältigung und Verfeinerung der Genuß-Gegenstände, zu viel Veranlassung zur Zufriedenheit, Aufheiterung und behaglichem Selbstgefühle, als daß — zumal bei dem leichten Sinne, wenn man nicht sagen kann oder will, Leichtsinn dieser Nation, —

ein störendes Nachdenken oder Aufwallen unangenehmer Gefühle hätte entstehen oder wirksam werden können. Was bei näherer Kontemplation dazu vielleicht die Gelegenheit gegeben hätte, blieb sonach unbemerkt, oder unbeachtet.

Um diese Zeit störte auch noch keine Religions-Bedrückung die Zufriedenheit, welche die Nation im allgemeinen über ihren Zustand empfand und zu hegen auch alle Ursache hatte. Der jugendliche Sinn des Königs und sein reger Drang nach Genuß des Lebens, schützte ihn gegen das Emporkommen früh eingesogener Vorurtheile und die Wirkung seiner Unwissenheit und des Fanatismus und der Verfolgungs-Sucht, welche, nach der Abstumpfung seiner gröbern und feinern Sinne, so viele Gewalt über ihn erhielten. Das Edikt von Nantes bestand in seiner vollen Kraft; und so lange Colbert lebte, konnte an keine Aufhebung desselben zu denken seyn. Es wäre unnöthig, die wohlthätige Wirkung dieser Toleranz-Grundsätze hier näher erörtern zu wollen. In unsern Tagen ist Niemand vorauszusetzen, der davon nicht schon vollkommen überzeugt wäre.

Wie der Handel zur Basis des Staats-

Wohlstandes gemacht wurde, ist bereits oben bei der Darstellung des Charakters und der Wirksamkeit Colberts, näher angedeutet. Dieselben Ansichten und Gründe, welche, für den zu erreichenden Zweck, den Handel als vorzüglich wirksamstes Mittel empfahlen, gaben ihm auch in Frankreich die Modifikation, die er überall aus gleichen Veranlassungen und Gründen damals annahm.

Handel über Meere, Handel nach fremden Welttheilen, Handel nach Kolonien, waren damals die Losungs-Worte der Betriebsamkeit aller Staaten, in denen sich einiger Erwerbs-Fleiß entwickelte. Als dieser Handel zuerst entstand, fanden es Einzelne zu gefährlich, große Kapitale auf alleinige Rechnungen zu wagen, auch waren in den meisten Staaten nur wenige fähig dazu. Daher traten Mehrere zusammen; und nun wurden Handels-Kompagnien, zur Etablirung eines Handels nach fremden Weltgegenden, als nothwendig angenommen und je entfernter das Land war, für desto unentbehrlicher gehalten.

Die Gesellschaften glaubten nicht bestehen zu können, wenn man sie nicht monopolisirte.

Dieß waren gangbare Ideen, die sich empirisch, wie alles andere, was man damals Staats-Wirthschaft und Handelskunde nennen konnte, gebildet hatten.

Da ein solcher Handel ohne Marine nicht bestehen konnte; so wurde auch in Frankreich darauf Bedacht genommen. Doch blieb sie gegen die Hollands und Englands eben so zurück, als es Frankreichs Kolonial-Handel gegen den dieser Staaten, besonders den des ersten blieb, die hierin schon Jahrhunderte vor Frankreich voraus hatten.

Zu der Belebung des Handels hatte der König eine große Summe vorgeschossen. Die Manufaktur-Thätigkeit wurde, in den wichtigsten Zweigen, größtentheils ganz auf seine Kosten und seine Rechnung betrieben. Diese Belebungs-Maaßregel beruht, wie jene, auf einer Kombination der Urprinzipien des Merkantil-Systems; beweist aber, wie jene, daß Staats-Wirthschafts-Kenntniß, wie Erwerbsfleiß, in einem solchen Staate noch in ihrer Kindheit sind. Beides kann, so lange sie angenommen und befolgt werden, sich nicht zu einer allgemeinen und dauernden Entfesse-

lung erheben, wofür man die Bestätigung aus der Geschichte aller Staats-Verwaltungen entlehnen könnte, wenn es deren jetzt noch bedürfte.

Frankreichs Flor hatte sich zwar zu entwickeln angefangen; aber daß er noch zu keiner vollkommenen Selbstständigkeit und Allgemeinheit gediehen war, beweist seine baldige Wieder-Vernichtung durch die Kriege, die doch nur im Auslande geführt wurden. Das war freilich hauptsächlich die Folge der unzuverlässigen Grundlage, auf welcher man das Gebäude des öffentlichen Wohls aufzuführen gesucht hatte.

Die Periode des bessern innern Zustandes endet sich mit dem Beginnen des äußern höhern Glanzes der Regierung Ludewigs. Denn über dem Streben nach äußerer Vergrößerung, wurde die Sorge für innere Beglückung versäumt; ein Loos, was freilich Frankreich mit manchen andern Staaten theilt, und nur in den wunderbaren Tagen der jetzigen Regierung dieses Reichs — wie behauptet wird, — unter gleichen Umständen und bei gleichem Anscheine dazu, ihm noch nicht wieder gefallen seyn soll.

Viertes Kapitel.

Eroberungs-Zug in die Niederlande. Achner Friede.

Die erste Wirkung des aufgeregten Ehrgeizes Ludewigs des vierzehnten und der Eifersucht Louvois auf Colbert, war der Eroberungs-Zug nach den Niederlanden. Aus den Vergnügungen und Festen zu St. Germain riß sich der König auf und zog dem Heere nach, was unter Turenne (1668) in Flandern eindrang.

Die Spekulation, welche Mazarin auf die Heirath des Königs mit der spanischen Infantin gründete — die spanische Krone einst zu erhalten — war durch das Leben eines Thronerben in diesem Reiche, wenigstens auf unbestimmte Zeit, weiter hinausgerückt. Um jedoch, was man den Meisterstreich der Politik jenes angeblich großen Politikers nannte, nicht ganz zweck- und wirkungslos gewesen seyn zu lassen, faßte man nach dem Tode Philipps des vierten den Entschluß, sich wenigstens der so bequem und vortheilhaft gelegenen Niederlande zu bemächtigen.

An rechtlichen Deduktionen — wie man dieselben bei Okkupationen der Länder noch für nöthig hielt — hat es nie gefehlt und konnte es auch bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Für unsern Zweck würde es unnöthig seyn, hier zu wiederhohlen, was man damals vorzubringen für angemessen hielt.

Da man, spanischer Seits, sich mit Frankreich in Frieden glaubte, auf einen Angriff sonach auf keine Weise gefaßt war; so konnte auch die Besitznahme keine erhebliche Schwierigkeiten finden. Ludewigs Annäherung und Turenne's Name — auch wohl das Geld, was Colbert — freilich für ganz andere Zwecke — gesammlet hatte, öffneten die bestverwahrten Festungs-Thore. Binnen drei Monaten war der König Herr von neun der ersten und wichtigsten Festungen und durch sie Herr von ganz Flandern.

Der große Condé vergrößerte diese Eroberung, im folgenden Jahre, noch mit geringern Anstrengungen, — also auch wohl geringerm Ruhme, — durch die Besitznahme der Franche-Comte. Man sagt: es sey die Eifersucht über Turenne's Eroberungen bei

Condé und Louvois gewesen, welche ihnen den Plan hiezu eingegeben habe. Die Angabe hat wenigstens in sich selbst nichts unwahrscheinliches. Es sind wohl noch größere Wirkungen aus noch kleinern und unedlern Ursachen hervorgegangen. Und weder Condé noch Louvois waren Charaktere, die über Kleinlichkeiten dieser Art erhaben gedacht werden müssen.

Den — doch immer zweideutigen — Ruhm abgerechnet, erwuchs dem Könige nur ein mäßiger Vortheil aus diesen Eroberungen, welchen die Demüthigung, die sie ihm zuzog, leicht aufgewogen haben mögte, dafern nicht der Stolz in dieser nur den Reiz darin hätte fühlen lassen, sie zu rächen.

Durch die Fortschritte Frankreichs in den Niederlanden, wurden die Nachbar-Staaten natürlich schnell und gewaltsam aufgeregt. Es entstanden Besorgnisse; bei dem, der am meisten dadurch gefährdet wurde, auch natürlich am meisten, den Staaten der vereinigten Niederlande. England konnte es, wegen seiner Verbindung mit den spanischen und vereinigten Niederlanden, ebenfalls nicht gleichgültig seyn; und die Charaktere und das Ver-

hältniß zweier Männer, die auf die Entschlüsse dieser Staaten Einfluß hatten, gaben diesen Ansichten Folgen, durch welche Frankreich seinen Plan und die bereits so glücklich begonnene Ausführung, dem größesten Theile nach, vereitelt und vernichtet sah.

In den verbundenen Staaten war damals die statthalterische Regierung abgeschafft und ein Mann an der Spitze der Verwaltung, der mit großen Talenten einen ächt republikanischen Geist und Charakter verband. Johann de Witt, Groß-Pensionair von Holland, hatte seit zwanzig Jahren die Entschließungen der General-Staaten fast ausschließend geleitet. Er war es, der den Gedanken faßte, den Unternehmungen Ludewigs Schranken zu setzen, und dieß auch bewirkte.

Er unterhielt eine genaue Verbindung mit dem englischen Gesandten im Haag, Lord Tempel; ihm gleich an philosophischer Denkungsart und ähnlich an Einsicht und Grundsätzen. Ihre Privat-Verbindung wurde die Veranlassung zu einer der beiden Staaten, denen sie angehörten. Diese Verbindung erhielt, da Schweden Antheil daran nahm, die Bezeich-

nung: Tripel-Allianz und hatte die allgemeine angebliche Bestimmung, die bestehenden Verträge zu sichern, und die Ruhe von Europa zu erhalten.

So hoch es von Ludewig dem vierzehnten aufgenommen wurde, daß ein einfacher Bürger von Holland es wagte, ihm in den Weg zu treten, und den Lauf seiner Siege zu hemmen; so fand man es doch nicht rathsam, dieser neuen Verbindung trotz zu bieten. Lieber ergriff man die Parthie: den Frieden zu geben, und Restitutionen freiwillig zu machen, die man fürchten mußte, bei der Fortsetzung des Krieges, der Nothwendigkeit zum erzwungenen Opfer bringen zu müssen.

Der Achner Friede kam zu Stande, und in demselben erwarb Frankreich die in Flandern eroberten Festungen; gab aber die Franche-Comté an Spanien zurück und entsagte seinen anderweitigen Ansprüchen.

Fünftes Kapitel.

Unterjochungs-Krieg gegen Holland. Gang und Ausbreitung desselben. Friede von Nymwegen.

Der Friede zu Achen war — was freilich so viele gewesen sind und noch seyn werden — nichts als ein Waffenstillstand. Er war es aber — und hierdurch unterschied er sich von manchen Verträgen ähnlicher Art — französischer Seits wahrscheinlich schon in der Absicht. Die, welche ihn durch ihre Verbindung bewirkt hatten, ahneten dieß auch ohnstreitig wohl, denn sie erneuerten und befestigten ein Bündniß, in welches sich jetzt auch Spanien aufnehmen ließ. Eben nicht zum Zeugniß des Vertrauens auf die Redlichkeit Frankreichs, wurde diese Verbindung ausdrücklich zur Aufrichtung des Achner Traktats gegen die präsumtiven Absichten dieser Macht, demselben entgegen zu handeln, abgeschlossen.

Der Stolz Frankreichs konnte darin nur einen Reiz mehr finden, seine Absichten, dieser Verbindung zum Trotz, dennoch durchzuführen. Der Zorn über die General-Staaten, gab ih-

nen die Ausdehnung, nicht blos die spanischen, sondern auch die vereinigten Niederlande dem Scepter Ludewigs des vierzehnten zu unterwerfen.

Indessen verheelte man diesen Plan, um die Ausführung desselben mit desto mehr Sicherheit vorzubereiten. So verächtlich der große König von Frankreich wohl auf die kleine Republik Holland herab sehen mogte, so wagte er es doch nicht, seine Absichten auf sie anders, als mit der ungeheuersten Übermacht zur Ausführung zu bringen. Und mehrere Jahre wurden auf Rüstungen verwandt, die für die Unterjochung eines Staats bestimmt waren, dem man nicht die Würdigkeit zugestehen wollte, einen Platz von Bedeutung unter den Mächten Europens einzunehmen.

Nicht begnügte man sich hiemit, man fand für rathsam, ihn auch zuvor jedes Beistandes zu berauben, und seine Verbündeten in seine Feinde zu verwandeln. Der schwache — selbst feile Charakter des Königs von England, ließ hauptsächlich deswegen die Augen auf ihn zuerst richten. Man fand es nicht unwürdig, eine Lust-Dirne als Unterhändlerin zu gebrau-

chen; und die Schwester Karls gab sich selbst dazu her, ihm dieselbe zuzuführen.

Was die Wollust begann, mußte das Geld vollenden. Wie verschieden die Zeiten und Verhältnisse von den jetzigen waren, zeigt nicht leicht etwas klarer als der Vertrag, der so (1670) zwischen Frankreich und England zu Stande kam, in welchem sich England verpflichtete, Frankreich Holland erobern zu helfen, und Frankreich England das Geld zu seiner Rüstung und zu dem Unterhalt seiner Truppen gab.

Mit gleichem glücklichen Erfolge wurde auch Schweden von der Tripel-Allianz abgezogen. Unter den Fürsten des deutschen Reichs wußte sich Frankreich ebenfalls geheime und offene Theilnehmer zu verschaffen, und selbst das Haupt des deutschen Reichs dahin zu bringen, daß es einen geheimen Freundschafts-Vertrag mit Frankreich schloß, in welchem er versprach, in dem bevorstehenden Kriege wenigstens neutral zu bleiben.

Sonach war das Band der Allianz, die Holland zum Schutz diente, dem größesten Theile nach aufgelöst, so daß wenn man es nicht ganz zu zersprengen vermogte, ein kräftiger

Widerstand davon doch keinesweges erwartet werden konnte. Und was mehr als dieß war, so enthüllte sich um diese Zeit immer mehr ein Zustand der innern Verhältnisse, der ein feindliches Unternehmen begünstigte; weil er die Republik außer Stand setzte, ihre Lage gehörig zu beobachten und ihre Kräfte angemessen zu benutzen.

In der Entstehung und der Natur dieser locker zusammengefügten Staaten-Verbindung, lag der Grund eines stets regen Partheikampfes, der schon manche wichtige Veränderung und Erschütterung der Verhältnisse im innern bewirkt hatte, ohne jedoch die Republik in ihren Fortschritten zu Reichthum und Ansehn bedeutend aufzuhalten, oder wohl gar sie in Gefahr zu setzen.

Seit einiger Zeit hatte die alte aristokratisch-republikanische Parthei, über die monarchisch-republikanische des Hauses Oranien, den Sieg davon getragen, der durch den hohen Geist und kraftvollen Charakter Johanns de Witt, und seines ihm gleichen Bruders Cornelius, aufrecht erhalten und zweckmäßig benutzt war.

In-

Indessen war ein Sprößling des fast erloschnen Hauses Oranien herangewachsen und die Hoffnungen, welche die Persönlichkeit desselben erweckte, gaben auch der bisher fast erstorbenen Parthei dieses Hauses neues Leben. Es begann ein neues Treiben und Wirken des Partheigeistes, wodurch selbst die besten Köpfe und wirksamsten Staats-Männer dergestalt beschäftigt wurden, daß sie der äußern Lage der Republik nicht die Aufmerksamkeit zu schenken vermogten, welche sie in diesem Augenblicke vorzugsweise verdiente.

Indessen vollendete Ludewig der vierzehnte, oder vielmehr Louvois, die furchtbarste Rüstung, die bis dahin, in der Zeit der neueren Geschichte, stattgefunden hatte. Funfzig Millionen, nach unserm heutigen Geld-Werthe auf hundert zu schätzen, wurden angewandt, um ein Heer auszurüsten, und es mit allem erforderlichen in dem Maße zu versehn, als ob es auf die Besiegung und Eroberung des größesten Reichs von Europa angesehen gewesen wäre.

In unsern Tagen, wo man gewohnt ist, die Armeen nur nach Hunderttausenden zu berechnen, wird es freilich kein Erstaunen erregen,

wenn gesagt wird, daß Frankreich, mit diesen ungeheuren Anstrengungen, seine eigene Kriegs-Macht auf hundert und zwölftausend Mann brachte. Damals aber, wo dreißig tausend Mann schon für ein großes Heer galten, mußte seine Wirkung, in einem hohen Grade durch jene Heeres-Macht hervorgebracht werden. Wer hätte nun in Holland nicht erschrecken sollen, da man wahrnahm, wohin diese ungeheure Kriegs-Masse seine Richtung nahm.

Die vereinigten Niederlande konnten, ihrer innern und äußern Verhältnisse wegen, nur als Seemacht, zu einer Bedeutenheit gelangen. Zwar die monarchisch-republikanische Parthei hat von jeher danach getrachtet, seine Militär-Kraft mehr in einer Land-Macht zu entwickeln, weil die Häupter derselben danach strebten, unter den Regenten der Land-Staaten eine Rolle zu spielen. Dagegen aber wandte die aristokratische Parthei wieder ihr Bemühn dahin, die Seemacht derselben zu erhalten und zu vergrößern, weil dieß ohnstreitig ihrem Interesse — das mehr dem Interesse des ganzen Staats sich anschloß — angemessener war, und vernachlässigte absichtlich die Landmacht, um

das Haus Oranien zu schwächen, oder unten zu halten.

Nun hatte diese Parthei, seit zwanzig Jahren, ein entschiedenes Übergewicht behauptet, und folglich war auf die Landmacht wenig Aufmerksamkeit verwandt worden. Zwanzig tausend Mann schlecht organisirter, schlecht geübter Truppen, war alles, was man in dem Augenblicke jener furchtbaren Macht entgegen zu stellen vermogte.

Und diese Bezeichnung verdiente die französische um so mehr, da mit ihr noch drei tausend Engländer, drei tausend Katalonier, drei tausend Genueser, sechs tausend Venetianer und zwölf tausend Deutsche als Hülfs-Truppen verbunden waren. Das Haupt-Heer führte der König selbst, unter ihm kommandirte Turenne und Condé. Vauban leitete die Belagerungen, und Louvois die ganze Unternehmung.

Die ganze französische Armee war, wie neu gerüstet, auch neu organisirt und exerzirt. Einen beträchtlichen Theil derselben machten die königlichen Haustruppen aus, die in jeder Hinsicht eine wahre Auswahl bildeten. Das Heer

begleiteten eine große Anzahl des jungen Adels aus den ersten Familien, der, ohne eigentlich in demselben angestellt zu seyn, an den Siegen desselben Antheil zu nehmen wünschte. Und damit die Großthaten, die es unter der Anführung des Königs verrichten sollte, nicht etwa vergessen werden mögten, so führte er in seinem Gefolge auch einen Geschichtschreiber, den berühmten Pelisson, mit, um auf der Stelle sogleich aufzuzeichnen, was unter seinen Augen geschehen würde.

Der Zweck war, die Eroberung der vereinigten Niederlande, und die Absicht, sie in einem Feldzuge zu vollenden. Wer dieß Heer sah, und diese Masse von Mitteln mit jenem Zwekke verglich, konnte nicht zweifeln, daß die Absicht vollkommen erreicht werden würde. Wer am wenigsten im Heere daran zweifelte, war ohnstreitig Ludewig der vierzehnte. Zugleich aber war er es auch, der am wenigsten im Heere zu der Erreichung dieses Zweckes beitrug.

Bei einem richtigen Gefühle des Königs für Größe und Würdigkeit, hätte der stolze Prunk dieser Unternehmung ihm nur um so

fühlbarer machen müssen, wie wenig es in jeder Hinsicht ehrend und rühmlich für ihn sey und werden könne, dieß Unternehmen mit dieser Übermacht auszuführen. Die Schmeichler und Höflinge sahen es zwar anders an, und in diesem Lichte betrachtete es auch der König, der längst gewohnt war, nur in dieser Blende die Gegenstände schimmern zu sehn.

Man weiß zwar wohl, daß die Kriegs-Manifeste zu keiner Zeit, unter allen Umständen, die Gerechtigkeit des Kriegs begründeten — denn die Gerechtigkeit kann zu keiner Zeit, wie die Erweise des Rechts in diesen Manifesten, auf Seiten beider kriegführenden Mächte seyn. Aber man war und ist doch gewohnt, ein Bemühn darin zu sehn, die Gerechtigkeit desselben wenigstens scheinbar darzustellen, und dieß für einen Beweis der Achtung vor der Gerechtigkeit und dem Rechte anzunehmen.

Selten ist wohl eine Kriegserklärung bekannt gemacht, die klar den Despoten-Übermuth ausspricht, der ihn veranlaßte, als die, welche damals französischer Seits erschien.

„Das Mißvergnügen," so heißt sie wörtlich, „welches Se. Majestät über das, seit einiger

Zeit beobachtete Betragen der General-Staaten der vereinigten Provinzen, in Rücksicht seiner, empfinde, gehe so weit, daß er, ohne Verminderung seines Ruhms, nicht länger den Unwillen verbergen könne, welchen ihm eine Art zu Handeln verursache, die den großen Verpflichtungen so wenig angemessen sey, womit sie der König und seine Vorfahren so großmüthig überhäuft hätten. Daher erkläre er hiedurch, daß er beschlossen habe, die General-Staaten, sowohl zur See, als zu Lande mit Krieg zu überziehn." — —

Welche Achtung vor der Achtung Europas, welche Achtung vor seinem Rufe und der Nachwelt, kann ein König haben, der es über sich erhalten mag, einer solchen Kriegs-Erklärung seinen Namen und seine Autorität zu leihen!

Der getroffenen Verabredung zu Folge, erklärte zugleich mit Ludewig, auch Karl der zweite von England den General-Staaten den Krieg. Die Deklaration, die er erließ, bewies wie jene — nur daß man Krieg wolle, um ihn zu führen, und daß man nur Vorwände suche, um die Form zu beobachten.

Hier suchte man detaillirte Gründe auf;

aber man hätte besser gethan, wie dort im Allgemeinen anzudeuten, daß man keine beizubringen vermöge. Das Manifest Ludewigs mußte Unwillen erregen; aber es konnte doch imponiren; das Manifest Karls dagegen konnte nur abgeschmackt befunden werden, und Spotten und Lachen bewirken.

So wenig imposantes sonach die Erklärung hatte, so wenig hatte es auch die Macht, welche sie ergehen ließ. Zwar war England schon damals eine formidable Seemacht, aber Holland war es noch in einem höhern Grade. An Schiffzahl mogte ihm England zwar gleich, wohl noch etwas überlegen seyn; und Frankreich ließ noch eine beträchtliche Anzahl neu ausgerüsteter Kriegs-Schiffe mit der großen englischen Flotte sich vereinigen. Dennoch war die holländische beiden gewachsen, denn die Holländer waren damals zur See, was jetzt die Engländer sind, die kühnsten und geübtesten. Auch hatte die holländische Seemacht die erfahrensten und geprüftesten Helden an ihrer Spitze.

Das bewährte sich aufs Neue, in der denkwürdigen Schlacht, (am 7 Juni 1672) wo ein und neunzig holländische Schiffe sich gegen

hundert und neun und vierzig englische und französische behaupteten, und diese außer Stand setzten, fernerhin in diesem Kriege etwas entscheidendes zu unternehmen.

Als dieß geschah, war ein großer Theil der vereinigten Niederlande schon in den Händen der Franzosen, und kaum mehr die Hoffnung übrig, die Hauptstadt und mit ihr den Überrest zu retten. Binnen sechs Wochen hatte sich Ludewig der Provinzen Geldern, Oberyssel, Utrecht und aller bis dahin berührter Städte und festen Plätze bemächtigt, und war, wie es schien, daran, mit der Hauptstadt, sich auch des noch Übrigen zu bemächtigen.

Dieß war es, was man selbst hier erwartete, und wodurch man, in Bestürzung gesetzt, jedes Entschlusses zu Anstalten der Gegenwehr, besonders in der Hauptstadt, für die erste Zeit völlig beraubt wurde. Da Benutzung dieses Zeitpunkts der Rath des Feldherrn war, so widerstrebte ihm Louvois; — und der Rath blieb unbefolgt.

Andere Differenzen zwischen Louvois und den beiden großen Feldherrn, die aus gleicher Quelle entsprangen, vermehrten die Veranlas-

sung zur Zögerung. Die erste Bestürzung der Gegend umher und der Hauptstadt blieb unbenutzt. Man besann sich auf das Rettungs-Mittel, was für eine Zeitlang wenigstens den Fortschritten Einhalt thun und die Stadt gegen eine Okkupation sichern konnte. Die Schleusen von Muiden, die der Feind versäumt hatte besetzen zu lassen, wurden aufgezogen, und dadurch Amsterdam mit einem See umgeben, der diese Stadt für jede Armee, bis zum Eintreten des Winters unzugänglich machte.

Die General-Staaten, die schon vor dem Ausbruche des Kriegs sich bemüht hatten, das Ungewitter abzulenken, suchten es jetzt zu entfernen. Hier zeigte sich, welche Gewalt der Parthei-Geist auch über große Männer hat. Denn Johann de Witt, der ihre Entschlüsse leitete, war bereit, den Verlust und die Schande für sein Vaterland zu unterzeichnen, um — sich zu behaupten, und eine Gegenrevolution zu verhüten.

Die ungeheuren Foderungen, die beide Könige machten, vernichteten seine Absichten und seine Hoffnungen. Die Gegenrevolution, die er durch die Unterhandlungen zu verhindern

suchte, wurde nur durch sie befördert. Der Prinz von Oranien trat, als Statthalter von Holland und Seeland, an die Spitze der Staats-Verwaltung, und Johann de Witt und sein Bruder Cornelius wurden Opfer der Volks-Wuth.

Neuer Muth belebte die Truppen und die Raths-Versammlungen. Auf Wilhelm ruhte der Geist seines Ahnherrn, an dessen Namen noch immer die dankbarste Erinnerung, Muth und Vertrauen auf Rettung in der Noth, hing. Indem man die Anträge und Anerbietungen zum friedlichen Vereine wiederhohlte, bot man zugleich alles auf, um sich zu einem beharrlichen Widerstande fähig zu machen.

Über die Anträge entstanden in dem französischen Ministerium Differenzen, und hieraus Zögerung. Der König fühlte Langeweile; seine Ruhmsucht erkaltete; seine alten Neigungen und Gewöhnungen traten wieder in ihre Rechte ein. Er sehnte sich nach den Vergnügungen, die er in Paris zurückgelassen hatte, verließ deshalb die Armee, und hielt einen triumphirenden Einzug in seiner Residenz; — sich ohnstreitig einbildend, er habe wirklich die

Thaten verrichtet, die seine Höflinge und Schmeichler ihm andichteten. — Gleichwohl war das kleine Unternehmen mit den großen Hülfsmitteln nicht nur nicht völlig ausgeführt, sondern es wurde auch nach und nach zweifelhaft, ob es überhaupt auch nur zum Theil noch gelingen werde.

Bedenkt man, welche Thaten in unsern Tagen von dem Beherrscher Frankreichs verrichtet, welche Mächte in Einem Feldzuge überwältigt, welche Staaten umgestürzt wurden, so kann man wohl nicht anders, als lebhaft empfinden, wie groß der Unterschied zwischen damals und jetzt ist. Aus dem einen Feldzuge, in welchem Holland damals erobert und vernichtet werden sollte, wurden deren sieben. Zu diesem einen Feinde gesellten sich nach und nach noch viere. Anstatt Holland wurden Belgien und Deutschland Schauplätze des Kriegs. England wurde genöthigt, einen Separatfrieden zu machen, und veranlaßt, sich Frankreichs Feinden ebenfalls näher anzuschließen.

Ruhmvolle Thaten wurden von den Helden Frankreichs verrichtet, zahlreiche und wich-

tige Plätze und große Landschaften wurden erobert; aber die Eroberung, welche gleich anfangs Zweck des Kriegs gewesen war, mußte, nach einem siebenjährigen Kampfe, völlig aufgegeben werden.

Der Stolz wich dem Bedürfnisse des Friedens. Doch suchte man es hinter der Larve der Großmuth zu verbergen. Unterhandlungen wurden angesponnen, um Holland durch einen Separat-Frieden von seinen Verbündeten und Vertheidigern zu trennen. Die Politik erreichte ihren Zweck besser, als die Gewalt. Der Friede zu Nymwegen kam, den Wünschen Frankreichs gemäß, durch Lösung der Coalition glücklich zu Stande.

Ludewig der vierzehnte gab sich nun, da die Rolle des Unterdrückers nicht hatte gelingen wollen, das Ansehn des Friedengebers. Weder von einer Unterwerfung Hollands, noch von einer bedeutenden Länder-Abtretung, war weiter die Rede. Die Holland gehörigen Plätze, welche noch in dem Besitze der französischen Truppen geblieben waren, nachdem sie, in dem Laufe des Kriegs, den größesten Theil der gleich anfangs gemachten Eroberungen hatten räumen müssen,

wurden den General-Staaten zurückgegeben. Holland verpflichtete sich dagegen, zur — Neutralität, bei der etwanigen Fortsetzung des Kriegs gegen seine bisherigen Bundesgenossen.

Der ganze eigentliche Vortheil, den Frankreich sonach durch diesen Frieden erhielt, war die Trennung des Bundes seiner Feinde. Das System der Separat-Frieden, ist von der französischen Regierung nicht erst in der neuern Zeit angenommen; nicht erst in dieser hat es sich durch dasselbe aus beschwerlichen Verlegenheiten zu retten gewußt.

Der Friede mit den Niederlanden zog einen Frieden mit Spanien, und dieser einen Frieden mit dem Kaiser und Reiche bald nach sich. Der mit den beiden letztern war der letzte. Wie jenes System Frankreich zu isoliren, so ist das System, sich isoliren zu lassen, Östreich seit jener Zeit bis auf die neuesten Zeiten eigen gewesen. Es würde unnöthig seyn, zu untersuchen, welcher von diesen Staaten bei dem Seinigen am besten gefahren ist.

Sechstes Kapitel.

Ludewig der vierzehnte auf dem Gipfel seiner Größe und seines Ruhms. Nymweger Friede. Reunionen. Zwanzigjähriger Waffenstillstand.

Dieser Krieg und dieser Friede waren es, welche das Ansehn und die Ansprüche Ludewigs des vierzehnten zu dem höchsten Grade erhoben, den sie erreicht haben, und welche die Veranlassung wurden, daß ihm die in Frankreich mehr als irgendwo bereitwillige Schmeichelei den Ehrennamen des Großen beilegte.

Der Krieg war im Ganzen, militärisch ausgezeichnet, rühmlich für Frankreich geführt; doch hatten auch häßliche Flecken den Glanz, der auf die Krone Ludewigs davon zurückfiel, entstellt. Auch hatte er persönlich selbst nur einen sehr indirekten Antheil an dem, was geschehen war.

Nie werden die Brandmahle der Pfalz aufhören Zeugen der Barbareien zu seyn, die Louvois veranlaßte, und wozu Ludewig seinen Namen hergab. Wären auch sonst Gründe da, welche die Gerechtigkeit übende Nach-

welt bestimmen könnten, ebenfalls das Beiwort der Große neben seinen Namen niederzuschreiben, so würden diese Gräuel hinreichend seyn, es auszulöschen. Denn waren sie sein Wille, so war er ein Barbar, und der kann nicht seyn, was kultivirte Völker einen großen Regenten nennen. Und waren sie nicht sein Wille, so beweisen sie für eine Geistes-Schwäche und Subordination des Charakters, die noch weniger mit dem Begriffe von Größe vereinbart werden kann.

Übrigens zeigte dieser Krieg zuerst, was Frankreich allein vermag; selbst gegen die verbündete Macht von Europa. Wie sehr belehrend hätte diese Bemerkung werden können, wenn sie früher gemacht, oder früher zu Nutz und Lehre angewandt worden wäre. Frankreich siegte freilich damals durch seine Kraft; aber es siegte auch durch die Schwäche seiner Gegner, und die Unhaltbarkeit ihrer Verbindung; und es ist merkwürdig, daß man in der Folge immer mehr auf diese, als auf jene Ursache sein Augenmerk gerichtet hat.

Daher ist es gekommen, daß jener Beweis der überwiegenden Kraft Frankreichs, nachdem

der erste Eindruck ausgelöscht war, weit mehr die Wirkung hatte, gegen diese Macht zum Kriege zu reizen, als davon zurückzuschrecken. Man bildete, und erhielt, mit einer Beharrlichkeit, die in Erstaunen setzt, bis auf die neuesten Zeiten, die Idee: man dürfe sich nur fester gegen Frankreich verbinden, und seine eigenen Kräfte gegen Frankreich erhöhn, um es zu überwältigen und eine entscheidende Übermacht über dasselbe zu erlangen.

Wenn man dabei nicht erwog: daß eine solche feste und engere Vereinigung ein Unding, und die Erhöhung der Kräfte gegen Frankreich ein Mittel zur verhältnißmäßigen Erhöhung der Kräfte in Frankreich sey, so liefert dieß nur einen Beitrag mehr, zu der anderweitig so vielfach bewährten Erfahrung: daß am leichtesten übersehn wird, was am nächsten vor Augen liegt.

Frankreichs Macht fand nicht nur damals und in der spätern Zeit ihre Unterstützung in sich selbst; sondern damals und später, in den Zeiträumen, wo diese Macht Beweise wohlbenutzter Kraft gab, wurde diese auch immer,

durch

durch die Künste der Verschlagenheit und Politik unterstützt.

Ohngeachtet Frankreich des Friedens selbst — und vielleicht eben so, als seine Gegner — bedurfte, wußte es sich doch das Ansehn zu geben, als wenn es nur aus Liebe für den Frieden, den Frieden verliehe. Dabei kam ihm der Kunstgriff der Isolirung seiner Gegner trefflich zu Nutze.

Über der längern Dauer des Kriegs wird der ursprüngliche Zweck des Kriegs meistens vergessen; und dieß erleichtert wieder die Vorspiegelung, ihn erreicht zu haben; indem man ihn völlig verfehlt, oder einen andern untergeschoben hatte.

Was Ludewig der vierzehnte durch den Frieden von Nymwegen erhielt, war dem auf keine Weise angemessen, was er durch den Krieg zu erlangen gedachte. Gleichwohl wußte man es nicht nur als wichtige und als angemessene Wirkung des Kriegs geltend zu machen, sondern auch die Idee zu erregen, daß man weit mehr würde haben erhalten können, wenn man nicht großmüthig seinen Vortheil unbenutzt gelassen hätte.

Die Holländer, die bei dem Anfange des Kriegs alles verlieren sollten, bekamen alles zurück. Spanien, gegen welches der Krieg ursprünglich gar nicht gerichtet war, verlohr die Franche-Comté, die Frankreich in dem Achner Frieden hatte zurück geben müssen, und eine beträchtliche Anzahl von ihm eroberter Plätze in den Niederlanden. Und dieß war das Bedeutendste, was es überhaupt gewann; denn was ihm von Östreich verwilligt wurde, war allerdings ein Vortheil in seiner Lage, gegen das Reich; aber doch kein Gegenstand, der auf der Wage einen Ausschlag geben kann, wenn die Vortheile eines siebenjährigen Kriegs gewürdigt werden sollen. Verhüten konnte es doch auch nicht ganz, daß sein einziger Bundesgenosse, Schweden, den Frieden von Brandenburg erkaufen mußte; wie sehr man sichs auch angelegen seyn ließ, durch die barbarischste Art die westphälingischen Provinzen dieses zu verwüsten, um es zur Annahme seiner Friedens-Vorschriften zu bewegen.

Aber der Friede zu Nymwegen hatte die Bande zerrissen, welche die Feinde Ludewigs, wenn auch nur locker, vereinigte: und nun

konnten auf den Frieden Anmaßungen gegründet werden, die nicht darin lagen, und man konnte sich nach demselben zu einer Größe erheben, die vor und durch denselben nicht erlangt worden war. Verachtung der Verträge ist von jeher die Wirkung übermüthigen Selbstgefühls in den Verhältnissen der politischen Welt gewesen, und war es auch damals zuerst bei Ludewig dem vierzehnten; das heißt zunächst bei seinem Minister Louvois, der, durch seine Ansichten und Rathschläge, der Beschränktheit und Unkunde des Königs zu Hülfe kam, und ihm die Idee angab, durch welche er das Schrekken der Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt werden wollte und sollte.

Man hatte über die Räumung der von den französischen Truppen besetzten deutschen Städte und Länder, einen Vertrag geschlossen, der sie auf einen bestimmten Zeitpunkt festsetzte. Ludewig der vierzehnte aber verfuhr, als ob ein solcher Vertrag nicht bestände, ruinirte die Festungen nicht nur nicht, sondern ließ noch neue Festungswerke anlegen, und Kontributionen eintreiben, — ein Verfahren, was man,

wie so manches andere, freilich in spätern Zeiten wieder finden wird. —

Man ging weiter, und verlangte die Unterwerfung der unmittelbaren Reichs-Stände im Elsaß, was ebenfalls mit Gewalt durchgesetzt wurde. — Man ging noch weiter, und traf Veranstaltungen, alles mit dieser Landschaft zu vereinigen, was man damit zu vereinigen seiner Convenienz angemessen fand. Um das Recht desto frecher zu verhöhnen, suchte man den Räubereien einen rechtlichen Anstrich zu geben, und setzte eine Art von Gerichtshöfen ein, deren Name und Wirksamkeit bekannt genug ist.

Die Gerechtigkeit fordert anzumerken, daß Ludewig, indem er sich, in Folge dieser Pseudo-Richter-Sprüche, eines beträchtlichen Theils des Eigenthums des deutschen Reichs und deutscher Fürsten bemächtigte, wohl selbst nicht glaubte Unrecht zu thun. Ein Rechts-Gelehrter, ein Parlaments-Rath, hatte das Recht zu diesen Räubereien rechtlich deducirt, ein Minister, in dessen Einsicht er das höchste Vertrauen setzte, dieß Recht ihm wieder einleuchtend gemacht. Aber seine Ländersucht hatte doch ohn-

streitig zu dieser Täuschung mitgewirkt, und es kann für Regenten überall nicht Entsündigung seyn, wenn sie aus Unwissenheit Unrecht thun; auch gehörte nur Menschenverstand und einiges Nachdenken dazu, um zu erkennen, daß, wenn auch die Sache gerecht sey, sie doch durch das Verfahren zum schreiendsten Unrechte werden müsse.

So wurde es auch zur gröbsten Anmaßung. Ansprüche und Anforderungen eines Regenten, auf Rechte, oder Besitzungen, die in den Händen eines andern sind, machen ihn zur Parthei, und in der Natur der Sache liegt, daß er sonach nicht zugleich Richter seyn kann. Gleichwohl war, bei den berüchtigten Reunionen, Ludewig der vierzehnte nicht nur Parthei, sondern auch Richter, und nicht nur Richter, sondern auch Executor; und sonach wurden seine Entscheidungen und Besitznahmen bloße Gewaltstreiche und Beraubungen, wären sie auch eben so vollgültig rechtlich begründet gewesen, als sie es nicht waren.

Wenn diesem gewaltsamen räuberischen Verfahren nicht, durch Kaiser und Reich, in möglichster Schnelligkeit und mit dem erforderlichen

Nachdrucke Einhalt geschah; so beweist dieß nur die Charakter- und Kraftlosigkeit derer, die dabei interessirt waren, und die Wirkungslosigkeit des Reichs-Verbandes, welches durch den hochgepriesenen westphälingischen Frieden erst neue Kraft und Zweckmäßigkeit erhalten haben sollte.

Wenn man in spätern Zeiten so oft das Dahinseyn der Energie der Fürsten Deutschlands früherer Zeiten beseufzt hat, so vergaß man stets zugleich mit anzugeben, wenn diese frühern Zeiten gewesen seyn sollten. Seit den Zeiten barbarischer Rohheit, ist sie in unserm Vaterlande leider nie bemerkbar geworden; Eintracht aber, die erforderlich ist, wenn Energie zur Wirksamkeit gedeihen soll, weder vor, noch in, noch nach dieser Zeit. — Überhaupt lehrt die Geschichte, daß wenn ein Mann, oder eine Macht, sich um sich greifend und gewaltthätig über andere erhob, diese andern meistens mehr oder weniger in Zurückgesunkenheit lagen, und ohne Kraft oder unfähig waren, sich der Kräfte, die in ihnen lagen, zu bedienen.

Unter den häufigen Fällen, wo unser Vaterland, durch erfahrenen und erlittenen Über-

muth mit Schande bedeckt ist, wird stets der der Reunionen Ludewigs des vierzehnten, als einer der schimpflichsten gedacht werden müssen. Lange dauerte es, ehe man zu dem Entschlusse kommen konnte, gegen diese Räubereien — nur Vorstellungen zu machen; und Ludewig hatte wohl Recht — als es endlich geschah, — darauf zu erwiedern: er habe geglaubt das Stillschweigen für eine Einwilligung nehmen zu müssen.

Auf dem Throne des deutschen Reichs und der östreichschen Staaten, saß ein Fürst, der für die Plane und Anmaßungen Frankreichs kaum förderlicher hätte gewählt werden können. Leopold der erste, von beschränkten Fähigkeiten, völlig unentwickelter Thätigkeit, einer lähmenden Bigotterie gänzlich hingegeben, von dem Stolze des östreichschen Hauses aufgebläht, von seiner Macht und seiner Bestimmung ohne richtige Begriffe, ließ die ungeheuern Kräfte, in deren Besitze er sich befand, fast ohne alle Benutzung, indem er des Glaubens lebte, die Vorsehung werde, ohne sein Zuthun, schon alles zum Besten wenden, und die Mutter Ma-

ria und deren Schutz, die Stelle der mächtigsten Armee vertreten.

Kaum vermogte der Beherrscher der ganzen, großen östreichschen Monarchie, eine Armee von fünf und zwanzig bis dreissig tausend Mann in wirksamen Zustande zu erhalten. Was für den Staat verwandt werden sollte, wurde liederlichen Bettlern gegeben. Im Civil- und Militär-Etat war immer Rückstand und Mangel des Erforderlichen, zur Bestreitung des Allernothwendigsten. Die ganze Staats-Verwaltung war in eine Art von Erschlaffung versunken; die Armee in einem völlig desorganisirten Zustande. Und so wird man es erklärlich finden, wenn jetzt Kaiser und Reich zu England ihre Zuflucht nehmen, um durch dessen Mitwirkung ihren Vorstellungen bei Frankreich Eingang und Nachdruck zu verschaffen.

Aber nicht begreiflich ist, wie man von diesem Staate etwas erwarten konnte, dessen leichtsinnige Regierung und innere, seine Wirksamkeit lehrende Verhältnisse, nicht unbekannt seyn konnten. Die Reunionen hatten ihren Fortgang, Strasburg wurde, unter den Augen des Kaisers und Reichs, gewaltsam in Besitz genom-

men; und demnach mußte der Statthalter von Holland zuerst den Gedanken fassen, eine Verbindung zu Stande zu bringen, um Deutschland und Östreich Sicherheit zu verschaffen, und den Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten Frankreichs gegen sie Einhalt zu thun.

Die vereinigten Niederlande traten hier gegen das übermächtige und übermüthige Frankreich wieder zuerst auf. Sie verbanden sich zunächst — mit dem deutschen Reiche und mit Östreich? — So scheint es natürlich, aber so geschah es nicht, sondern Schweden war es, was sich zunächst mit Holland vereinigte. Der Kaiser und der König von Spanien traten in der Folge dann auch bei. Brandenburg und Dänemark aber verweigerten ihre Theilnahme, — weil sie noch empfindlich waren, daß man sich, bei dem letzten Friedensschlusse ihrer nicht mehr angenommen hatte, und sich durch ihre Weigerung jetzt dafür Genugthuung verschaffen wollten. — Und Deutschland wurde gefährdet, des deutschen Reichs Eigenthum, dessen Glieder sie waren, wurde angetastet und Deutschlands Ehre auf das empfindlichste verletzt! — Und Brandenburg war einer der ersten und

durchaus würdigsten und achtbarsten Reichsstände! —

Aber so ist es mit dem Gemeingeiste in Deutschland stets beschaffen gewesen. Er ist eine Frucht, die nie auf diesem Boden gedieh: vielleicht nie auf demselben nur gepflanzt wurde. Und darum konnte auch Deutschland, früher oder später, dem Schicksale nicht entgehen, was ihm zu Theil geworden ist.

Ludewig achtete, wie er es auch Ursache hatte, der neuen Verbindung gegen ihn nur wenig. Er nahm mehrere Plätze in den spanischen Niederlanden — unter ihnen Luxenburg — in Anspruch. Die Verbindung gegen ihn wurde nun — schon war es nöthig, ein Jahr nachdem sie geschlossen war — und wieder auf Betrieb des Prinzen von Oranien — erneuert und enger und fester geschlossen.

Aber England neigte sich auf französische Seite; und Dänemark schloß ein förmliches Bündniß mit dieser Macht. Der Bund gegen Ludewig begnügte sich, sich — verbunden zu haben. Ludewig ließ drei Armeen in die spanischen Niederlande einrücken, Kontributionen erpressen, und mehrere wichtige Plätze gewaltsam besetzen.

Mit einer eben so unbegreiflichen als unglaublichen Indolenz, ertrug man die Beraubungen, Beleidigungen, Herausfoderungen. Auch die Thätigkeit Wilhelms von Oranien, war durch die Trägheit der General-Staaten, und diese durch die französische Intrigue gelähmt. — Ludewig bot zuerst selbst die Hand zu einem Vergleiche, der diesen Anmaßungen Grenzen setzen sollte, die er vielleicht — wer mag bestimmen, wie lange und wie weit — noch hätte treiben können, und getrieben haben würde, wenn nicht Hofpartheien hier mehr gewirkt hätten, als die beleidigten Theile wagten und vermogten.

Eben so schlaff, träge und unvereinbarlich in den Unterhandlungen, als sie in den Entschließungen, zeigten sich fortgesetzt die von Frankreich Beraubten und gegen dasselbe Verbundenen. Den Unterhandlungen mit Spanien, wurde von Frankreich eine bestimmte Frist gesetzt, und als diese abgelaufen war, erneuerte Ludewig den einseitigen Krieg durch Räubereien, Verwüstungen, und gewaltsame Okkupation der Festung Luxenburg.

Auf dem deutschen Reichstage waren Mo-

nate verflossen, ehe man die Unterhandlung selbst nur anzufangen sich vereinigen konnte. Die gewaltsame Okkupation der Stadt Trier, die Ludewigs Heer indessen bewirkte, half der Unentschlossenheit Östreichs und des deutschen Reichs etwas nach. Aber aller Muth, schien es, war vor dem Übermuthe gewichen. Man wagte nichts mit Ernst und Nachdruck zu vertheidigen, doch konnte man sich auch nicht entschließen, was man nicht behaupten konnte und wollte, aufzugeben. So kam der seltsame, widersinnige Vertrag zu Stande, den man einen zwanzigjährigen Waffenstillstand nannte, und der mehr als irgend etwas die Verhältnisse und Denkungsart charakterisirt, die damals Statt fanden und entscheidend wirksam waren.

Von dem größesten Theile dessen, was Ludewig geraubt hatte, wurde ihm in diesem Vertrage auf zwanzig Jahre der Besitzstand zugestanden, ohne daß über das Eigenthums-Recht entschieden werden sollte. Welch' eine Ungereimtheit, auf eine so lange Zeit einen solchen Vertrag abzuschließen! Entweder man wollte die okkupirten Landschaften und Plätze Frankreich überlassen, — warum trat man sie ihm nicht gleich völlig ab?

oder man wollte sie ihm nicht überlassen; warum traf man nicht gleich Anstalten, sie zu behaupten, oder wieder zu gewinnen?

Frankreich wollte diese Okkupationen zu seinen Besitzthümern machen. Konnte etwas anders vorausgesetzt werden? Oder mogte man glauben, daß dieß nach zwanzig Jahren seine Absicht nicht mehr seyn werde? Oder hegte man die Hoffnung, dann mehr im Stande oder entschlossen zu seyn, wenn die Zurückgabe dann auch noch verweigert würde, sie mit Gewalt zu bewirken?

Worauf hätte eine solche Hoffnung sich stützen können? Selbst durch diese interimistische Abtretung, wurden die Kräfte Frankreichs vermehrt. Und wenn es während dieser Zeit im Frieden blieb, mußten sie sich nicht, nach dem Verhältnisse, wie es bisher geschehn war, bis ins Ungeheure entwickeln?

Der Termin für einen Waffenstillstand von zwanzig Jahren, muß die Ungereimtheit vollends einleuchtend machen. Wenn hätte zwischen diesen Mächten so lange ein Friede gedauert? Und sollte dieser Waffenstillstand ein Friede seyn, warum nannte man ihn denn Waf-

fenstillstand? Und sollte er ein Waffenstillstand seyn, warum bestimmte man ihm denn eine Dauer, die selten ein Friede hatte, und von der vorauszusehen war, daß sie nicht gehalten werden würde? —

Einen vollgültigern Beweis als den, den dieser Vertrag für die gänzliche politische Apathie der Staaten, die an Frankreich grenzten, liefert, wird man nicht leicht erhalten können, nach diesem wird es keines weitern mehr davon bedürfen. Um die Satyre, welche er auf sie und sich selbst enthielt, offenkundig und recht anschaulich zu machen, ließ Ludewig die durch denselben interimistisch erlangten Plätze durch Vauban befestigen; auf eine Weise, daß sie, nach der damaligen Kenntniß der Belagerungs-Kunst unter den übrigen Nationen, für ihre rechtmäßigen Besitzer unerobarlich gemacht wurden. Und auch dieß duldete man, ohne sich zu regen. Glaubte man etwa, es geschähe, um sie den Eigenthümern, nach dem abgelaufenen Termine, in einem Zustande zu überliefern, der sie in den Stand setzte, sie besser als bisher gegen ihn zu vertheidigen?

Ludewigs Macht war in der That damals

furchtbar, aber sie war es hauptsächlich deshalb doch nur, weil alle übrige Monarchen Schwächlinge gegen ihn waren. Frankreichs Kräfte waren in Regsamkeit gesetzt, und rastlos wurde an ihrer völligen Entwickelung und Anwendung fortgesetzt gearbeitet. Davon war und geschah nichts in den übrigen, besonders in den größern Staaten. Nach der Beendigung des letztern Kriegs, hatte Frankreich eine furchtbare Armee im schlagfertigen Zustande erhalten, die übrigen Theilnehmer hatten die ihrige meistens auseinander gehn lassen, oder wenn sie es nicht gethan, sie doch vernachlässigt und auf ihre Unterhaltung keine gehörige Rücksicht genommen. In Frankreich sah man ein fortgesetztes Streben nach Vervollkommnung, wovon in den übrigen Staaten kaum eine Spur damals war.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen. Neugeschaffene große Seemacht. Anwendung derselben. Die Algierer. Genua. Der Pabst.

Man hatte in dem letzten Kriege die Erfahrung gemacht, daß es Frankreich an einer hinlänglichen Seemacht gebrach; und gleich nach der Beendigung desselben war man darauf bedacht, diesen Mangel zu ersetzen. Colberts Geist, der auch hierin wirksam wurde, brachte in Kurzem eine ganz neue Schöpfung hervor. Frankreich trat auch hierin nun in die Reihe der ersten Mächte dieser Art; und es ist dieß der einzige Zeitraum, in welchem es diesen Platz eingenommen und behauptet hat.

In Kurzem zeigte sich Frankreich zur See fast eben so furchtbar, als zu Lande. Sechzigtausend Matrosen — so viele zählten selbst Holland und England nicht — hatte jetzt die französische Marine. Es wurden Pflanzschulen für Seeleute gestiftet und dem Seewesen überhaupt eine ganz neue zweckmäßige Verfassung gegeben.

Am mittelländischen Meere baute man zu Toulon einen ganz neuen Hafen, für hundert Kriegs-Schiffe eingerichtet, mit einem Arsenale und den nöthigen Magazinen auf eine eben so zweckmäßige als prachtvolle Weise versehen. An der Küste des Oceans geschah dasselbe mit dem Hafen von Brest. Zu Dünkirchen, Havre de Grace, Rochefort wurden ebenfalls wichtige neue Einrichtungen und Verbesserungen gemacht. Unermeßliche Summen wurden verwandt; und so wirthlich Colbert auch sonst war, so bewies er doch hier, wie in seiner ganzen Administration, daß er die gute Wirthschaft sehr richtig, nicht sowohl in das bloße Ersparen, als vielmehr in das Vermeiden der unnützen und durchaus zwecklosen Ausgaben setzte.

Eine neue Erfindung gab der französischen Marine um diese Zeit eine Furchtbarkeit, die keine der übrigen bis dahin erreicht hatte. Diese Erfindung für jene Zeiten, was die neuen von den Engländern erfundenen Brandraketen für die unsrigen sind — waren die Bombardier-Gallioten; die auch noch den Vergleichungs-Punkt mit dem erwähnten neuen Zer-

störungs-Mittel zulassen, daß sie, wie diese, von einem Manne erfunden und eingeführt wurden, der kein eigentlicher Seemann war.

Ehe man sie kannte, waren die Operationen der Flotten blos auf das Meer eingeschränkt; nunmehr konnten sie auch das Land angreifen und die Städte von der Seeküste mit dem Untergange bedrohn. Sie erweiterten den Seekrieg, indem sie die verderblichen Wirkungen desselben und seine Gräuel vermehrten. Es gehört zu den Seltsamkeiten in der menschlichen Natur, daß Erfindungen wie diese, die eine Vermehrung und Vervielfältigung der Gräuel des Gräuelvollesten, was die Menschheit kennt — des Kriegs — und des Elends, was er hervorbringt, wo nicht bezwecken, doch wirken, gleichwohl die Ruhmredigkeit erregen und daß man, mit einer stolzen Genugthuung, sie als sein Eigenthum behaupten kann; da es doch offenbar natürlicher, menschlicher, sittlicher scheint, sie nicht nur vor andern, sondern, wenn es möglich wäre, sogar vor sich selbst zu verleugnen.

Die Veranlassung zu dieser Erfindung gab eine Fehde mit Algier, das nun auch zuerst die

Wirkung derselben erfahren sollte. Die französische Seemacht hatte der überhand nehmenden Räuberei dieser Barbaren, im mittelländischen Meere, Einhalt zu thun gesucht und sich dadurch von ihnen eine Kriegs-Erklärung und feindliche Behandlung zugezogen. Des Umherjagens auf dem Meere überdrüßig, beschloß man, nach Erfindung der Bombenschiffe, diese Räuber in ihrer Höhle anzugreifen. Zwei Jahre hinter einander bombardirte man Algier, und die, bis dahin in ihrer Anwendbarkeit bezweifelte, Erfindung bewährte sich so, daß die Algierer sich von Frankreich den Frieden erbaten.

Es begnügte sich also auch Ludewig, wie Napoleon, diese Barbaren, die nur gebändigt werden können, wenn sie ausgerottet werden, seine Macht empfinden zu lassen, ohne sie außer Stand zu setzen, ihr System eines ewigen Raubkrieges gegen die Mächte Europens ferner zu verfolgen. Es gehört zu den auffallendsten Erscheinungen in der Geschichte, daß man bis jetzt noch immer nur halbe Maaßregeln gegen diese räuberischen Bewohner der afrikanischen Küste ergriff, oder zur Ausführung brachte.

Auch jetzt hat Frankreich, wie man vernimmt, wieder einen Vergleich mit ihnen abgeschlossen, ohne entscheidend für die Befreiung Europens von ihren Plackereien wirksam geworden zu seyn. Fast sollte man glauben, es sey leichter, ganz Europa zu überwinden, als diese Raubnester zu zerstören, und ihre Handvoll Bewohner zu unterwerfen, auszurotten, oder zu verjagen.

Ludewig schien sich in dem Gebrauche der neuen Zerstörungs-Werkzeuge besonders wohlzugefallen, und in seiner Reizbarkeit und seinem Übermuthe nur durch sie verstärkt zu seyn; wovon der Angriff auf Genua ein bekanntes, aber auch genugthuendes Beispiel liefert.

Damals bestand noch kein Kodex der Rechte der Neutralen, der zum Grundsatze aufstellte, daß die kriegführenden Mächte den Neutralen, wenn sie denselben überlegen, auch in Betreff ihres neutralen Handels-Verkehrs, nach Willkühr und Konvenienz, beschränkende Vorschriften zu geben berechtigt wären. Ludewig der vierzehnte beliebte es, als der Mächtige, der Republik Genua, als dem Schwächern, zum Verbrechen zu machen, daß sie — eine neutrale Macht

— den Algierern Kriegs-Munition verkauft und den Spaniern Galeeren überlassen hatte. Um sie zu bestrafen, sandte er seine Flotte vor diese Stadt, um einige der Marine-Palläste derselben durch seine Bomben zertrümmern zu lassen.

Wenn dieß ein des mächtigsten Monarchen Europens würdiger Krieg war, so war die Bedingung, unter welcher er dem Wehrlosen den Frieden schenkte, seiner nicht minder würdig. Er bestand darauf, daß der Doge selbst, an der Spitze einer Deputation, nach Versailles kommen und von ihm Verzeihung und Versöhnung erbitten sollte.

Ein mächtiger und siegender Souverain, der seine eigene Würde der Souverainität in dem Kleinen oder Überwundenen nicht ehrt, giebt dadurch unwidersprechlich zu erkennen, daß er kein wahres Gefühl dafür hat, und daß er folglich selbst ihrer nicht würdig ist. Wer eigene Erhebung in Demüthigung anderer sucht, verräth die Kleinheit seiner Denkungsart. Und je erhabener der Stand-Punkt ist, auf dem er steht, desto stärker muß bei jedem richtig fühlenden der Eindruck seyn, welchen

der Kontrast, zwischen diesem, und der Sinnesart des, der ihn einnimmt, hervorbringt.

Nach dem Bilde, was die Geschichte von ihm giebt, war der Doge Lescaro, ein Mann von Selbstgefühl und feiner Geistesbildung. Wie lebhaft mußte bei ihm das Bewußtseyn werden, daß er über Ludewig erhaben sey, indem er, um seine Vaterstadt von einer barbarischen Behandlung zu retten, sich zu einer Demüthigung vor ihm herabließ? Und dieß Gefühl mußte sich und ihn um so mehr erheben, je mehr ihn der König, durch einen stolzen Empfang, zu demüthigen suchte. Wovon die sarkastischen Äußerungen, die man ihm beilegt, hinlänglichen Beweis liefern.

Vergleicht man das Verhalten Ludewigs gegen den Dey von Algier, und gegen den Dogen von Genua, so wird die Kleinheit seines Geistes noch mehr in die Augen fallen. Warum gebot er jenem nicht, nach Paris zu kommen, wie diesem? Der Räuber, der Barbar, hätte doch wohl eher diese Demüthigung verdient, als der Chef eines christlichen Staats, in dem sich ein König von richtigem Gefühl, selbst wenn er ihn überwunden hatte, doch stets

selbst ehren mußte? — Die Antwort ist einfach und leicht: der Barbar würde ihn verlacht haben; der christliche Regent aber mußte ihm gehorchen. — Da ist der Stempel wahrer Größe, wo die Handlungen die Grundsätze und nicht die Umstände bestimmen.

Von der Kleinlichkeit der Denkungs-Art des großen Ludewigs, zeigt nicht minder sein Betragen gegen den Pabst, wo er auch Ehre zu erndten suchte, und von seiner Macht, gegen den Schwachen, einen Gebrauch machte, der verräth, daß er nur Hochmuth anstatt richtigen Gefühls seiner Würde und Verachtung gegen den Schwachen hatte, weil er nicht stark war.

Auch hier hatte er es mit einem Gegner zu thun, dessen Geistes- und Charakter-Kraft ihn, wenn er dessen fähig gewesen wäre, hätte müssen fühlen lassen, wie sehr er, indem er auf ihn treten wollte, unter ihm stehe.

Ein Regent, den nicht der Hochmuth blendete, mußte die Vernunftmäßigkeit der Idee des Pabstes Innocenz einsehn, die sogenannte Quartier-Freiheit der Gesandten in Rom abzuschaffen, da sie zu den auffallendsten und

vielfachsten Unordnungen führte. Er mußte es achten, daß Innocenz, was er als Souverain und Herr in seiner Hauptstadt vermogte, dennoch nicht eigenmächtig zur Ausführung brachte, sondern die Bewilligung der dabei interessirten Mächte einhohlte, und darum unterhandelte, als ob es ein Gegenstand ihrer Bewilligung wäre. Er mußte den Pabst Innocenz als einen einsichtsvollen Regenten, einen verständigen, rechtlichen, kräftigen Mann, einen würdigen Priester achten und selbst die tadelnden Urtheile, die er sich bei einigen Gelegenheiten über ihn erlaubt hatte, mußten, wenn sie ihm wieder zu Ohren gekommen waren, seine Estimation eher mehren, als mindern, da sie mit Anstand geäussert und mit Verstand — wenn auch seiner Meinung nach nicht mit Recht — begründet waren. Aber dieß und daß der Pabst — ein geborner Unterthan Östreichs — diesem mehr als ihm anhing, hatte ihn gegen denselben aufgebracht. Daß er sich in der erwähnten Angelegenheit erst mit Spanien, Östreich, Polen vereinigt hatte und dann an ihn wandte, reizte seinen Hochmuth. Auf die Aufforderung: er möge den Beispielen jener

folgen und ebenfalls seine Zustimmung zu der Aufhebung der Quartier-Freiheit geben, ertheilte er die kleinliche Antwort: „er habe sich nie nach den Beispielen anderer gerichtet, denn es komme ihm zu, andern zum Beispiel zu dienen.“ Und im Geiste des Faustrechts gab er dem neuen Gesandten eine Bedeckung von tausend Bewaffneten mit, um die Quartier-Freiheit zu behaupten und dem Pabste in seiner eigenen Residenz troß zu bieten.

Der Pabst beschämte ihn, durch die Ruhe und Festigkeit, welche er diesem wilden Betragen entgegen setzte und bewirkte dadurch auch späterhin, als der erste Rausch des Hochmuths bei dem großen König vorüber war, die Einleitung zu einem Vergleiche, in welchem er seine eben so verständige, als gerechte Foderung zugestanden erhielt.

Der Haupt-Gegenstand des Tadels, den der Pabst über Ludewig geäussert hatte, betraf das Verhalten dieses Regenten, — der sich für den ersten und mächtigsten der Christenheit hielt, — bei der Gefahr, die Östreich, Deutschland und — nach diesen ganz Europa damals von Seiten der Türken drohte.

Die Osmanen hatten Ungarn erobert und waren bis unter die Mauern von Wien vorgedrungen. Hätten sie Östreich überwältigt, was ihnen keinen Widerstand mehr entgegensetzen zu können schien, so war zu erwarten, daß sie auch Deutschland überströmen würden, und war dieß Land in ihrem Besitze, warum sollten sie nicht versucht werden, noch weiter zu gehn?

Es ist charakteristisch für das deutsche Reich und diese Zeit, daß man hier nichts that, um dieser Gefahr mit Nachdruck entgegen zu wirken. Man sah auf Ludewig, als den Regenten, der nach Verhältniß seiner Macht und Ansprüche, vorzüglich berufen sey, die Christenheit von diesem Feinde zu befreien und ihre Schmach am ihm zu rächen.

Aber Ludewig begnügte sich, jene kleinen Fehden zu bestehen, und um die Gefahr Östreichs, Deutschlands und Europa's, schien es, bekümmerte er sich nicht.

Indessen war das französische Kabinet, wie man versichert, keineswegs gleichgültig bei der Sache, sondern gründete darauf vielmehr neue und große Vergrößerungs-Plane, und hielt

sich nur ruhig, um den rechten Zeitpunkt zu erwarten und sie dann desto sicherer und wirksamer zur Ausführung zu bringen.

Dieser Plan soll auf die Verbindung des deutschen Reichs mit dem französischen, wie man versichert, gerichtet gewesen seyn. Man ließ Östreich ohne Hülfe, damit es durch die Türken überwältigt und vernichtet werden mögte, und wenn denn dieß geschehen sey, rechnete man darauf, würde das verlassene, in sich selbst hülflose deutsche Reich, Frankreich um seinen Beistand und Schutz anflehn; man würde es retten und ihm dann — einen Regenten aus dem Hause Bourbon geben.

Wir lassen es auf sich beruhen, in wiefern diese Angabe gegründet seyn mag. In sich selbst enthält sie nichts unwahrscheinliches. Vielmehr wäre es zu verwundern, wenn man, bei dem Bestreben nach Vergrößerung, auf das deutsche Reich keine Rücksicht genommen hätte. Ludewig würde, wie man weiß, nicht der erste Beherrscher Frankreichs gewesen seyn, welcher sein Auge auf die deutsche Kaiser-Krone richtete, und die Verbindung Deutschlands mit

Östreich konnte Frankreich nicht anders als höchst mißfällig seyn.

Man muß es gestehen, daß eine enge Verbindung Deutschlands mit Frankreich, für diese Macht in jeder Hinsicht höchst wünschenswerth und vortheilhaft ist, indem sie ihm die Domination von ganz Europa sichert. Nur die Zurückgesunkenheit Frankreichs nach der Regierung Ludewigs des vierzehnten, und das Wachsthum der Macht Östreichs und Preußens seit jener Zeit, macht es erklärbar, daß von Seiten jenes nicht späterhin noch Schritte geschehen sind, um das Haus Östreich aus dem Besitze der Kaiserwürde zu verdrängen und das Haus Bourbon an die Stelle desselben zu setzen.

Doch auch hierin geben die Ereignisse unserer Zeit die lange entbehrten Aufschlüsse über die Wege des Verhängnisses. Das tausendjährige Reich sollte hierin wiederkehren und Napoleon der erste Karln den ersten wieder aufleben lassen.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen. Ludewigs Hof und Regierung in dieser Periode.

Einen großen Antheil an dem Ruhme Ludewigs und seinem Ansehn in Europa hatte der Glanz seines Hof-Staats und die Pracht seiner Feste. Kleine Geister suchen in kleinen Dingen groß zu seyn, große schätzen das Kleine seinem Werthe gemäß.

Die Memoiren und Geschichts-Bücher seiner Zeit sind weit ausführlicher in den Schilderungen des Hofprunks dieses Monarchen, als seiner Regenten-Thaten, schon ein Beweis, welchen Einfluß er auf die Gemüther hatte. Er ist auf Frankreich nicht beschränkt geblieben, sondern hat sich über ganz Europa verbreitet.

Der Zeitraum, welchen wir hier auffassen, ist auch in dieser Hinsicht der, welcher den meisten Glanz verbreitete, und für Europa Epoche machend wurde. Bis zu der Regierung Ludewigs des vierzehnten war es der spanische Hof, welcher zum Muster diente. Der fran-

zösische war wohl schon früher, wegen seiner Eleganz, der Feinheit seiner Sitten berühmt; aber was die Formen und den Prunk betraf, so prädominirte der spanische, wie auch noch manche Überreste, an andern Höfen, in spätern Zeiten beweisen.

Ludewig liebte die Pracht, er liebte Feste und Genuß und verbreitete alles um sich, was nach seinem Geschmacke zur Erhöhung derselben beitragen konnte. Er suchte sich für die Entbehrungen und Unwürdigkeiten, die er während seiner Minderjährigkeit auch hierin zu erdulden gehabt hatte, zu entschädigen und folgte daher seiner Sinnlichkeit und Eitelkeit, in den Anreizungen seiner Höflinge und Günstlinge um so williger über die Gränzen hinaus, je enger er sich ehemals innerhalb derselben hatte beschränken müssen.

Oft genug beseufzte der wirthschaftliche Colbert den übergroßen Aufwand, machte auch wohl Vorstellungen dagegen; aber sah sich doch in der Nothwendigkeit, sich zu fügen, um nicht den Intriguen seiner Gegner unterzuliegen, die hauptsächlich diese Neigung des Königs nährten und reizten, um ihn zu stürzen.

Vielleicht war er auch der Urheber des politischen Zwecks, der mit der Prachtliebe des Königs verbunden wurde, und vielleicht war er es, der ihr denselben gab, da er sie nicht zu unterdrücken oder zu beschränken vermogte. Die Pracht und Feste des Hofes fesselten den Adel an denselben und gaben ihm Gelegenheit, sich an die Abhängigkeit desselben zu gewöhnen und ihr Vermögen zu vergeuden. Durch beides wurde seine Widerstands-Fähigkeit geschwächt und seine Unterjochung vollendet.

Die Hofämter waren dem Adel ausschließlich vorbehalten, um ihn desto weniger empfinden zu lassen, daß und warum man ihn aus den hohen Staats-Ämtern entfernte. Der Hof-Dienst wurde dem Militair-Dienst gleich geachtet, in manchem Betrachte noch über diesen gesetzt. Indem man beide dem Adel vorzugsweise vorbehielt, gewöhnte man ihn daran, den Civil-Dienst, auch den höchsten, als unter seiner Würde zu betrachten.

Ludewig betrachtete es bei dem Adel als eine Pflicht, sich am Hofe aufzuhalten und in seinem Aufwande — wie in seinem Betragen —

dem Beispiele zu folgen, was er selbst ihm aufstellte. Die Ehre, die für ein Hauptnational-Motiv des französischen Volks, vornehmlich des französischen Adels, gehalten wurde und noch wird, sollte hier für den beabsichteten Zweck auch vorzugsweise benutzt werden; — wurde aber durch die Unwürdigkeit der Mittel, die man dazu anwandte, korrumpirt und in seinem höhern und eigentlichen Wesen fast gänzlich vernichtet.

Der edle Stolz des frühern französischen Adels löste sich in eine kleinliche Eitelkeit, sein Freiheits- und Unabhängigkeitssinn, in eine unedle Kriecherei auf. Kann man dieß bezweifeln, wenn man liest, daß ein Herzog und Pair von Frankreich sich dadurch geehrt glaubte, wenn der König ihm den kleinen goldenen Leuchter in die Hand gab, um ihn zu Bette zu leuchten und daß dieß eine Auszeichnung war, um welche er von allen Umstehenden beneidet, auch wohl angefeindet und verfolgt wurde? —

Wie Hochmuth und Niederträchtigkeit sich nur zu oft vereinigt finden; so war dieß auch hier der Fall. Die, welche am Hofe krochen,

waren in ihren Gouvernements und auf ihren Gütern Tyrannen. Dieß hat hauptsächlich die Korruption der französischen Nation bewirkt, welche sich seit jener Regierung, besonders aber vor und in der Revolution, so vielfach bewährte.

Indem man dem Adel für die Ehre und den Stolz, Eitelkeit und Hochmuth gab, gewöhnte man den Bürger an die Idee, daß Gewinnsucht für ihn das einzige angemessene und wirksame Motiv sey. Man ließ ihn Ämter kaufen, und gab ihm, in und durch die Ämter, Gelegenheit, durch Wucher und Betrug sich zu bereichern. Dieser Reichthum verschaffte ihm dann Gelegenheit zur Erlangung höherer Stellen, zu Verbindungen mit dem Adel und dem Hofe, ja zur Erlangung des Adels selbst, wodurch alle Begriffe von wahrer Ehre und Würde auch hier völlig vernichtet werden mußten.

Wie mag man, ohne Widerwillen und Überdruß, die vielfachen stets wiederholten Schilderungen lesen, von den Künsten, welche der König besessen habe, die Auszeichnun-

gen und Reizungen des Ehrgeizes zu befriedigen?

Die Schmeichelei und Kriecherei, worin die französische Nation, wie in allem Guten und Schlechten, was sie sich zu eigen macht, leicht weiter geht, als irgend eine andere, wurde sonach immer weiter getrieben, je mehr die Korruption des Hofes und des Adels zunahm. Es ist nichts, was sie nicht in sich aufgenommen hätte, was nicht zum Organe und Werkzeuge derselben angewandt worden wäre.

Mag man von dem reden, was die Höflinge thaten und sagten, wenn die geistreichsten Dichter und Schriftsteller ihre Werke dazu herabwürdigten! — Gebäude, Kunstwerke — alles trug den Stempel derselben an sich und es begreift sich, daß, da man der Menschenwürde vergaß, auch die Regeln des guten Geschmacks außer Acht gelassen wurden, wenn es darauf ankam, diese Schwäche des Königs zu nähren, oder zu benutzen.

Die Baukunst war diesen Entwürdigungen mehr noch als die übrigen Künste — die Musik und Dichtkunst vielleicht abgerechnet — unterworfen, da sie die einzige war, mit der sich

der König selbst beschäftigte, und die er mit einer Liebhaberei beehrte. Daher wurde sie anfangs für Colbert, dann für Louvois ein Mittel, ihn zu beschäftigen und zu zerstreuen, auch ihm sich gefällig zu machen und ihm zu schmeicheln.

Eben deshalb aber ist auch in den vielen und prachtvollen Schöpfungen, welche diese Kunst in dieser Zeit hervorbrachte, — besonders in sofern der König selbst, der sich in allem, womit er sich befaßte, auch vollkommen unterrichtet dünkte, Theil daran nahm, — der gute Geschmack weniger wahrzunehmen, als in den Produkten der übrigen Künste. Das Haupt-Werk, Versailles, das unermeßliche Summen kostete, wird von Kennern sehr getadelt und ist daher auch wie es scheint, der verdienten Verwaistheit überlassen worden und zur Vergessenheit bestimmt.

Selbst in dem, was gebauet wurde, verräth sich der Geist, der darin wirksam war. Manches Gemeinnützliche wurde zwar in dieser Zeit der Regierung Ludewigs noch ausgeführt, aber was von dieser Art geschah, war allein das Werk Colberts; der König selbst hatte daran durchaus keinen persönlichen Antheil. Was

dieser baute waren isolirte Prachtgebäude, die dem Publikum weiter nicht zu Nutze kamen, als in sofern die Arbeiter Unterhalt dabei fanden.

Doch indem sie Hunderte nährten, wurden sie für Tausende nicht selten zur Bedrückung und selbst zur Lebensgefahr. Dieß beweisen manche der großen Wasserbaue, die durch Soldaten verrichtet wurden, die ihre Gesundheit und nicht selten sogar ihr Leben dabei verloren.

Selbst für den Glanz wäre mehr geschehen und besser gesorgt, wenn die Millionen, welche diese Liebhaberei wegnahm, anstatt in oder an mehrern kleinen Orten, wie Versailles, in der Hauptstadt angewandt worden wären, wo sich so viele Gelegenheit dazu fand und die dessen, im Ganzen, noch so sehr bedurfte. Allein Ludewig trug, wie man behauptet, noch einen kleinlichen Widerwillen gegen diese Stadt fortwährend bei sich, der seine Entstehung in dem Betragen ihrer Bewohner während seiner Minderjährigkeit hatte, und weshalb er auch seinen Wohnsitz aus derselben wegverlegte.

Warum er einen so öden Ort, wie Versailles ist, dazu wählte, wird dadurch noch nicht mit aufgeklärt. Und ein anderweitiger zureichender Grund, als eine Handels-Weise ohne zureichenden Grund, ist in seiner Art zu denken und zu handeln nicht aufzufinden. Es müßte denn der seyn, daß er geglaubt hätte, je mehr er sich von seinem Volke isolire, um so mehr würde er im Stande seyn, es mit unbeschränkter Willkühr beherrschen zu können.

Man hat die Sitten am Hofe Ludewigs des vierzehnten, selbst in dem Zeitraume seines höchsten Glanzes, gegen Epochen späterer Zeiten und Regenten gerühmt, wie wohl man nicht zu leugnen vermogte, daß sie auch schon damals einer großen Verderbtheit hingegeben waren. Wir mögen nicht untersuchen: ob das Laster und die Unsittlichkeit mehr Unsittlichkeit und Laster sind, wenn sie sich offen zur Schau tragen, als wenn sie sich zu verbergen, oder auch nur mit einem gewissen Anstande zu erscheinen suchen.

An dem französischen Hofe waren die Sitten schon lange, schon früh höchst ausgeartet. Man mag hinaufgehn in die Geschichte, so

weit man will, man wird unverkennbare Spuren davon finden. Längst schon achtete der Wollust-Genuß keine Art von bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen mehr; und die Regenten gaben Veranlassung dazu, durch die Einführung des öffentlichen Maitressen-Wesens und die Rücksichtlosigkeit, womit sie ihre regellosen Begierden befriedigten. Wie weit ging der vergötterte Heinrich der vierte hierin, und welche Wirkung mußte es haben, wenn ein so allgemein verehrter Regent, so öffentlich alle Gesetze und Sittlichkeit verhöhnte.

Das sentimentale Gewand, was man dem Wollust-Genuß umwarf, konnte seine Natur nicht verändern; das Unsittliche also auch nicht sittlicher machen. So zart, selbst die herrschenden Wollüstlinge, die Gegenstände ihrer Begierden anfangs behandelten, so züchtig, bescheiden und empfindsam sie, dem Anscheine nach, sich denselben näherten, so rasch war der Übergang zu der innigsten Annäherung und dem gröbsten Genusse. Und die Umgangs-Formen, die man fortgesetzt vor den Augen beobachtete, entzogen der öffentlichen Kunde eben so wenig das, was im Verborgenen ge-

schah, als es zu einem Hindernisse wurde, sich im Verborgenen den Genüssen zu überlassen, wovon man, den Umgangs-Formen nach, nicht die leiseste Ahnung zu haben schien. Wenn der Liebhaber, selbst der Gekrönte, öffentlich mit seiner Maitresse nur in der ehrerbietigsten Stellung sprach und kaum ihre Hand zu berühren wagte, wo und so lange andere Personen zugegen waren, so waren die Berührungen, wenn man sich von Zeugen befreit fand, deshalb nicht weniger nah, und mit diesem Anscheine in Widerspruch, als sie es bei denen seyn können und mogten, die auch öffentlich auf dem familiärsten Fuß mit einander umgingen.

Glaubte Ludewig der vierzehnte — wie es fast scheinen mögte — daß er selbst ehrbarer lebte, und es ehrbarer an seinem Hofe zugehe, wenn er bei seinen Ausschweifungen solche äußere Formen beobachtete, und darauf hielt, daß diese beobachtet werden mußten, so würde dieß nur ein Beweis mehr für seine Geistes-Schwäche seyn. Das eigentlich Unsittliche und Anstößige, was darin lag, daß er neben seiner Gemahlin, eine öffentliche Maitresse hielt, und daß fast jeder Große

ihm darin nachahmte, eheliche Treue für Nichts geachtet wurde, daß grober physischer Genuß die Stelle edler Liebe einnahm, die dadurch um so verächtlicher wurde, als man ihr die Form feinerer geistiger Empfindungen zu geben suchte, begriff er nicht. Er war weder dieser Gefühle, noch dieser Betrachtungen fähig; daher überredete er sich in der Folge, als die Frömmelei bei ihm an die Stelle der Sittlichkeit trat, daß diese herzustellen sey, wenn noch strenger auf die Formen gehalten würde, und daß es sehr ehrbar an seinem Hofe zugehe, weil alles an demselben, nach seinem und dem Beispiele der Frau von Montespon ein äußerlich ehrbares Ansehn hätte.

Dieß war nun freilich bei weitem in dem Grade nicht der Fall, als Frau von Montespon die Königin und Schöpferin der Genüsse und Sitten des Hofes war. Sie war stolz auf ihr Verhältniß zu dem Könige, und gab sich daher vom Anfange an wenig Mühe, es zu verhehlen, ob man gleich, — nach den seltsamen Widersprüchen, die in solchen Verhältnissen wirksam zu werden pflegen, — ihre Kinder, wie sie geboren wurden, von ihr entfernte

und — so dachte es sich wenigstens der König — im Verborgenen erziehen ließ. In der Folge, als Frau von Montespon ganz öffentlich als Maitresse erschien und diese Stelle zu einer Art von ordentlicher Hof-Charge wurde, traten auch die heranwachsenden Kinder hervor, um unter den Augen ihrer Mutter und der Führung der Madam Scarron, als Kinder des Königs öffentlich erzogen zu werden. Sie wurden späterhin von dem fromm gewordenen Könige förmlich anerkannt, legitimirt und unter die Kinder Frankreichs aufgenommen; was jedoch, wie man weiß, ihr Schicksal nach seinem Tode nicht sicherte.

Über den Hof und das Privat-Leben des Königs, ist so viel geschrieben und gesagt, daß es hier keine andere Wirkung als Ekel und Langeweile hervorbringen könnte, wenn wir uns beigehen ließen, unsere Leser mit Wiederholung der Details davon zu belästigen. Angemessener wird es seyn, zu bemerken, welche Wirkung von dem Hofe Ludewigs des vierzehnten aus auf die Formen und Sitten anderer Höfe — besonders Deutschlands — und

von diesen aus wieder in die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens überging.

Unter Ludewigs Regierung und in dieser Epoche seines Jahrhunderts, begründete sich die Herrschaft der französischen Moden und der französischen Sprache. Beide hielt man für gleich unentbehrlich, zu dem Anspruche auf Feinheit der Sitten, welche man ebenfalls nur zu Paris, oder Versailles, oder von dortaus erlangen zu können wähnte.

Der Einfluß, den Kleidung und Sprache auf die Denkungs-Art haben, ist anerkannt, besonders unter uns Deutschen, und nur zu sehr längst schon bewährt. Der deutsche Fürst, der an seinem Hofe die französische Sprache aufnahm, die französische Kleidertracht einführte und die französischen gesellschaftlichen Formen nachahmte, mußte, nach dem Verhältnisse da dieß ihm wichtig und eigenthümlich war, auch seinem Vaterlande fremd werden.

Jeder Fürst wollte damals ein Ludewig der vierzehnte seyn, wie späterhin ein jeder ein Friedrich der zweite seyn wollte. Die französischen Luxus-Waaren machten, durch die überhandnehmende Gallomanie, alle Länder und

alle Stände Frankreich zinsbar, und hielt die Entwickelung eigner Industrie zurück; so wie die Einführung der Lektüre französischer Schriften, ohnstreitig sehr dazu mitgewirkt hat, daß sich der gute Geschmack, in den schönen Künsten, in Deutschland später entwickelte.

So wollte auch jeder Regent ein mächtiger, unbeschränkter Monarch werden, nach dem Vorbilde, was Ludewig ihm aufstellte, oder was man sich von ihm phantasirte. Man suchte dieß zunächst und in Ermangelung anderer Gelegenheit und Hülfs-Mittel, in der Einrichtung eines prachtvollen Hofes und in der Annahme eines stolzirenden Betragens, wie man es bei Ludewig gesehn hatte, oder sich bei ihm dachte.

Das Schicksal, was die Nachäffung so häufig hat, war auch hier das gewöhnliche. Das wirklich Nachahmenswerthe wurde nicht nachgeahmt, weil es nicht nachgeahmt werden konnte. Das Eigenthümliche, Würdige und Große, was in Ludewigs Betragen lag, und ihm natürlich war, konnte da, wo die Natur nicht mitwirkte, auch nicht erreicht werden.

Ähnlich dem Schicksale dieser war das, was

die Nachahmung der Versailler Hofpracht hatte. Man machte die höchsten Anstrengungen, um Ludewig den vierzehnten zu erreichen; und vermogte es mit aller Anstrengung doch nicht einmal, ihm nahe zu kommen. Man vergleiche den Flitter-Prunk kleiner Winkel-Theater mit dem großer stehender Bühnen, und man hat ein Bild des Verhältnisses der meisten jener nachäffenden Höfe zu dem Hofe Ludewigs.

Aber die Länder dieser Fürsten empfanden es nichts desto weniger, daß man Anstrengungen machte, um das Muster, das man sich vorgesteckt hatte, zu erreichen, und daß man die Hoffnung dazu nicht aufgab. Sie wurden mit Abgaben gedrückt, und mit Schulden belastet, um das Streben ihrer Herrscher nach Größe zu befördern. Dieß Übel wurde ärger und kaum mehr ertragbar, als man zu dieser Größe nicht hinlänglich fand, wie Ludewig, große Hofstaate zu halten, und große Hoffeste zu geben, sondern auch, wie Ludewig, große Heere zu halten.

Je weniger man hierin es ihm gleich zu thun vermogte, um so mehr mußten die Ver-

suche dazu die Beschwerden vermehren. Die Nachtheile, welche diese Nachäffungs-Sucht hatte, haben eine weit größere Wirkung gehabt, als man gewöhnlich voraussetzt; auch haben sie weit über die Zeit hinaus gewirkt, in der sie entstanden sind.

Dieß zeigte sich in der Regierung nicht minder, als in der Hofhaltung. Alle Regenten wollten nun unabhängige Herrscher seyn, wie Ludewig der vierzehnte. Es gelüstete sie nach einer so unbeschränkten Gebieter-Gewalt, als man bei ihm voraussetzte und in der That damals auch wirklich im Wesentlichen Statt fand.

Wie der Geist der Regierung unter ihm ein anderer, als vor ihm war; so waren auch die Formen beträchtlich verschieden. Die Minister, die ihm ihren Geist liehen, fanden ihren eigenen Absichten angemessen, besonders für die Provinzial-Verwaltung solche Einrichtungen zu treffen, durch welche Einheit in der Unterwürfigkeit und durch diese wieder Sicherheit derselben bewirkt wurde.

In der That erreichten sie diesen Zweck, wie besonders die Folge lehrt, auf eine, bis dahin ungekannte Weise. So unruhig seine

Regierung begonnen, so ruhig wurde sie fortgesetzt und selbst beendet, wiewohl sie länger als ein halbes Jahrhundert dauerte, und Prüfungs-Zeiten enthielt, die, wenn sie nicht so fest begründet gewesen wäre, fast unvermeidliche Erschütterungen hätten hervorbringen müssen.

Während jener glänzenden Epoche seiner Regierung, ebenfalls durch die Nachahmungssucht veranlaßt, war es Herrscher-Sitte, von Sorge für allgemeine Beglückung zu reden, indem alles in der ganzen Verfassung nur auf allgemeine Unterjochung berechnet und verfaßt war. Nie hat das Prinzip: der Regent ist allein Zweck, die Regierten blos Mittel, in einer Herrscher-Seele klarer und fester gestanden, als in dem Gemüthe Ludewigs, und freilich wurde unablässig dahin gearbeitet, um es immer mehr in demselben wie ihn in ihm zu befestigen.

Bei diesem offenbar tyrannischen Prinzip, ist es seiner natürlichen Gutartigkeit, auch wohl — Mittelmäßigkeit, anzurechnen, daß sich — doch freilich um die frühere Zeit seiner Regierung, in dieser Epoche, wo sein Gemüth noch

nicht verfinstert war, — wenig unmittelbare eigentliche Tyrannen-Handlungen zeigen.

Die spätere Periode, insbesondere bei eingetretener Bigotterie und Verfolgungssucht, hat leider! deren genug aufzuweisen. Und mittelbar durch seine Minister und andere Großen geschahen deren auch in dieser wohl genug, besonders in Verhältnissen, in welchen sie weniger wahrgenommen wurden. Doch geschahen sie unter dieser Regierung und hatten in dieser Regierung auch ihre Veranlassung.

Neuntes Kapitel.

Blick auf die übrigen europäischen Staaten in dieser Zeit.

Die anderweitig bereits gemachte Bemerkung: daß Frankreich nicht geworden seyn würde, was es wurde, wenn die übrigen europäischen Staaten nicht gewesen wären, was sie waren, drängt sich bei dem Überblicke dieses Zeitraums aufs neue und ganz besonders auf. Frankreich suchte seine Macht und Größe in seinem Einflusse auf die übrigen europäischen Staaten geltend zu machen, und fand dazu die Aufforderung nicht sowohl in seiner Macht und Größe, als in der Schwäche, Versunkenheit, Verlegenheit oder in der Zerrüttung dieser.

Kein Staat war damals in Europa, auf den nicht, in mehrerem oder minderem Grade, sich die eine oder die andere dieser Bezeichnungen hätte anwenden lassen. Drei Staaten wurden durch unmündige Regierungen, Weiber-Kabale, oder Aristokraten-Ansprüche eines egoistischen Adels zerrüttet, andere durch schwache, despotische Regenten und aufgeregten religiösen politischen Parthei-Geist in ihrer Kraft-Entwick-

wicklung und Wirksamkeit gehemmt, wieder andere durch unglückliche Kriege erschöpft und einem völligen Untergang nahe gebracht.

In der Lage, welche unter die erste Categorie gehört, befanden sich Spanien, Portugal und Schweden. Nach dem Tode Philipps des vierten von Spanien, trat hier eine Weiberregentschaft ein, die, wie gewöhnlich, eine Günstlings-Administration zur Begleiterin hatte, welche ebenfalls, wie gewöhnlich, die Eifersucht der Großen erregte, die Faktionen und Zerrüttungen zur Wirkung hatte.

Die Namen Maria Anna von Östreich und Pater Neidhard sind zu bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, auf ihr Verhältniß noch näher hinzudeuten. Ihnen gegen über, an der Spitze des hohen Adels, stand der natürliche Bruder des jungen Königs Karl, Don Juan d'Austria, der sich durch seltene Talente Kriegs-Ruhm, durch Kriegs-Ruhm Ansehn, und durch Ansehn Einfluß erworben hatte.

Mit den Waffen in der Hand, nöthigte er den Günstling, seiner Macht zu entsagen, und in Rom einen Zufluchts-Ort zu suchen. Doch gelang es ihm nicht, sich, wie es seine Absicht

war, zum Besitze der Macht zu verhelfen, die jener ausgeübt hatte, noch weniger, was seine Absicht auch wohl nicht war, die von jenem genossene Gunst der Königin zu erlangen, durch welche dem Gewissens-Rath der bedeutendste Einfluß auf die Staats-Verwaltung Spaniens zu Theil geworden war.

Die Mündig-Erklärung des jungen Königs vermehrte nur das Intriguen- und Kabalen-Spiel, anstatt es zu vermindern. Wie herrschsüchtige Weiber allemal unnatürliche Mütter sind; so bewährte sich dieß auch hier, in der Erziehung Karls des zweiten, und in seiner ganzen Behandlung, durch welche man den Funken von Geistes-, Willens- und Lebens-Kraft ganz auszulöschen suchte, der sich, ohnehin schwach genug, in seiner frühern Jugend bei ihm gezeigt hatte.

Beide Theile suchten seine schwache Willens-Kraft für sich zu gewinnen, und für ihre Absichten zu benutzen. Bald neigte sich der Vortheil auf die Seite der Königin, bald auf die ihres Gegners und Todfeinds, Don Juan. Die abermals mit Hülfe des Adels bewirkte gewaltsame Entfernung eines zweiten ver-

trauten Ministers und Hauptwerkzeugs der Königin, schien endlich Don Juan einen völligen und dauernden Sieg zu sichern.

Wie Ehrgeiz und Herrschsucht alle edlern menschlichen Gefühle vernichten, so zeigen sie sich besonders empörend, in solchen Verhältnissen, zwischen Eltern und Kindern. Die Königin mußte von ihrem Sohne vertrieben werden, um ihre Macht zu vernichten; es durfte ihr nicht einmal gestattet werden, von ihm Abschied zu nehmen, damit sie nicht Gelegenheit finden mögte, die Empfindungen der kindlichen Hochachtung bei ihrem Sohne zu erwecken und ihren alten Einfluß auf ihn zu erneuern und geltend zu machen.

Don Juan herrschte nun unbeschränkt, doch nur kurze Zeit. Wie es in solchen Verhältnissen häufig der Fall ist; er selbst wurde die Ursache seines Sturzes.

Sein Fall hatte seinen Tod zur Folge, und sein Fall und sein Tod die völlige Wiederherstellung der Königin in ihre alten Rechte und Verhältnisse; doch vermogte sie sich dieses Wiederbesitzes nicht völlig zu erfreun, da indessen eine neue Parthei am Hofe ihres Sohnes sich

gebildet hatte, welche ihr, fast mehr noch als ihre vorigen Gegner, die Wage hielten.

Diese war die Folge der Heirath des Königs, welche Don Juan geschlossen, und durch welche er sich selbst hauptsächlich mit vernichtet hatte. Die Königin Mutter, als eine östreichsche Prinzessin dem östreichschen Hause anhängend, und in der Absicht, sich durch eine Verbindung ihres Sohnes mit demselben, eine neue Stütze zu verschaffen, hatte ihn mit einer Tochter des Kaisers Leopold zu verbinden gewünscht und gesucht; Grund genug für Don Juan, eine Verbindung mit einer französischen Prinzessin für ihn zu schließen. Allein mit dieser fand sich die französische Herrschsucht und Intrigue an dem spanischen Hofe ein, die sehr schnell eine Parthei gegen die seine und gegen die Parthei der Königin bildete, welche sich bald ein entscheidendes Übergewicht erwarb, und wenn sie sich auch nicht entscheidend in die innern Angelegenheiten mischte, doch den König von Frankreich abhängig und demselben zinsbar zu machen suchte.

Um diese Zeit war Spanien in einem Zustande der Erniedrigung und Entkräftung, der

von seiner ehemaligen Macht und Größe auch nicht eine Spur mehr wahrnehmen ließ. Der Staat, der ein Jahrhundert lang der erste und mächtigste in Europa gewesen war, gehörte jetzt zu den schwächsten, und war bis zu einer fast gänzlichen Ohnmacht herabgesunken. Der Monarch, dem Peru's und Mexiko's Schätze zu Gebote standen, hatte nicht, um seine Bedienten zu bezahlen und zu sättigen.

Wenn unter solchen Umständen, das herrschsüchtige und ländersüchtige Frankreich auch diese Macht seine damals immer zunehmenden Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten fühlen ließ, so muß man sich nur wundern, daß es noch mit so vieler Mäßigung dabei verfuhr. Wie hätte es befremden können, wenn es seine ganze Macht gegen Spanien gekehrt, und anstatt der Niederlande sich Cataloniens und der angrenzenden Provinzen dieses Königreichs zu bemächtigen gesucht hätte? — Allein es hatte damals schon die Spekulation, auf die Erwerbung Spaniens, völlig oder zum Theil, nach dem unbeerbten Tode Karls gerichtet, welche durch eine schon sich zeigende Schwäche und Erschlaffung dieses schwachen, im Aufsprossen

bereits geknickten Regenten Stamms eine täglich zunehmende Rechtfertigung erhielt.

Den sprechendsten Beweis der gänzlichen Entkräftung legte Spanien in seinem Unvermögen dar, Portugal — mit dem es noch immer um seine Wiederunterwerfung kämpfte — zu überwältigen, nachdem es mit Frankreich Frieden geschlossen und dadurch völlig freie Hand gegen jene, ebenfalls ohnmächtige Macht, erhalten hatte.

Zwar beging Frankreich die Unvorsichtigkeit, nachdem es im Frieden versprochen hatte Portugal nicht ferner beizustehn, es doch dadurch zu unterstützen, daß es dem Marschall von Schomberg verstattete, mit sechstausend Mann, angeblich französischer Freiwilligen, in portugiesische Dienste zu treten, auch England Subsidien zahlte, damit dieses Portugal unterstützte. Allein wäre Spanien nicht in dem Grade der Ohnmacht und innern Zerrüttung hingegeben gewesen, wie hätte dieß hinreichen mögen, Portugal, das selbst in seinem Innern fast desorganisirt war, in den Stand zu setzen, sich zu behaupten, und selbst die wichtigsten Vortheile zu gewinnen.

Auch in Portugal regierte in dieser Periode ein herrschsüchtiges Weib, und ein unmündiger, von der Natur vernachlässigter und von einer unnatürlichen Mutter moralisch und physisch korrumpirter Jüngling; auch hier waren sonach Intriguen und Kabalen an der Tages-Ordnung, und der Partheigeist hemmte, wie dort, die Benutzung der fast gänzlich erschöpften innern Kräfte.

Nicht leicht giebt es eine schmuzigere Stelle in der Geschichte, als diese Regierungs-Veränderung, und wieder hatte auch hieran Frankreich wenigstens einen indirekten Antheil, indem ohne seine Zustimmung — und wagt man zu viel zu sagen, Veranlassung? — nicht hätte geschehn können, was geschah; auch ein Theil der Schande, der an diesem Ereignisse haftet, auf dasselbe zurück fallen muß, da die Hauptheldin des Stücks ihm angehörte.

Wer mag genau bestimmen, in wiefern Alphons ein Opfer der Wollust und Intrigue, verläumdet und gemißhandelt war, oder sein Schicksal verdiente? Eine ausgeartete Mutter wünschte ihren zweiten Sohn, den sie liebte, auf dem Throne zu sehn, und wirkte daher mit dazu, den ältesten vom Throne zu stoßen, den

sie haßte. Ein schamloses Weib, wollte mit der Befriedigung ihrer Begierden, auch die Befriedigung ihrer Herrschsucht verbinden, und suchte sich von ihrem Gemahl loszumachen, um ihren Buhlen öffentlich zugleich in ihr ehebrecherisches Bette aufzunehmen, und auf den Thron zu setzen.

Was schon zu den rohen Zeiten der Margaretha Maultasch, und unter dem rohen Volke, dem sie angehörte, zum großen Ärgerniß gereichte, und seit dem in den höhern Regionen der Geschichte ohne Beispiel war — daß eine Fürstin über physische Unfähigkeit ihres Gemahls öffentlich Beschwerde führt, und aus diesem Titel auf Scheidung klagte, geschah von der Königin von Portugal, einer Prinzessin französischer Abkunft, die in dem Lande und an dem Hofe ihre Bildung erhalten hatte, welche für Sitz und Muster feiner Bildung galten, und wo besonders auf das, was man Anstand nennt, in einem so hohen Grade gehalten wurde. Doch ist es vielleicht noch anstößiger, als dieß, daß Don Petro es nicht verschmähte, ein solches Weib zu seiner Gemahlin zu machen, und sich ohnstreitig durch sie hauptsächlich ver-

leiten ließ, seinen Bruder vom Throne zu stoßen, und ihn einem lebenslänglichen Gefängnisse zu übergeben. Aber das höchste der Schamlosigkeit war, daß man diese Heirath mit so auffallendem Pompe feierte. Und was soll man von dem Volke denken, von dem erzählt wird, daß es, von dem Höchsten bis zum Niedrigsten, darüber entzückt gewesen sey!

Der für wahnsinnig erklärte Alphons, beweinte, so erzählt man ebenfalls, die Verirrungen seines Bruders, besonders das Schicksal, was ihm bevorstehe, weil er die Französin geheirathet habe, wie er, charakteristisch genug, seine bisherige Gemahlin nannte. Und wer war hier der Weisere, der Sittlichere? —

Pedro erfuhr es, wie gegründet dieses Bedauern war; denn die Französin plagte ihn durch Wollust, durch Eifersucht, und durch Herrschsucht. Überhaupt mogte er des Throns wenig froh werden, den er — ohnstreitig ebenfalls zu seinem Verdrusse — so lange sein Bruder lebte, nur als Regent besaß, woraus eine Quelle neuer Plagen, von Seiten seiner Gemahlin, entstand, die wieder den verlohrnen

Königs-Titel wünschte, und deshalb ihrem Gemahl selbst das Empörendste zumuthete.

Auf der andern Seite ließ ihn der Adel fühlen, daß er es hauptsächlich gewesen sey, der ihn in den Stand gesetzt habe, zu seiner eben so schandbaren als verbrecherischen Erhebung zu gelangen; Frankreich aber erinnerte ihn an seinen Antheil daran, durch stets wiederholte Ansprüche und Anmaßungen, die ihn auf gleiche Weise demüthigten und in Verlegenheit setzten.

Daher neigte er sich denn auch nach dem Frieden mit Spanien, und dem Tode seiner Gemahlin, durch den er sich doppelt entfesselt fühlte, durch eine zweite Heirath auf die östreichische Seite. Freilich zog er sich dadurch das Mißfallen Ludewigs des vierzehnten zu, der es ihm noch zehn Jahre nachher, durch die Erregung eines Grenzstreits in Amerika, gedachte. Doch hatte sich die Lage Frankreichs damals schon so geändert, daß dieser Zorn Ludewigs, Portugal keine erhebliche Besorgnisse erregen konnten. —

Man werfe nun von dieser Lage der Staaten im Westen, einen Blick auf die ähnliche im

Norden von Europa. Die minderjährige Regierung in Schweden, war von den ersten Familien des Adels, als eine Gelegenheit angesehn und benutzt worden, sich den Einfluß auf die Regierung völlig wieder zu eigen zu machen, der von dem vorigen Regenten, durch dessen persönliches Ansehn, nicht unbedeutend eingeschränkt war. Allein die Herrschsucht verdirbt nicht selten ihr eigenes Werk, indem sie jede Konkurrenz ausschließt, und dadurch die, welche Ansprüche darauf zu haben glauben, nur um so mehr zum Entgegenwirken reizt.

Die Glieder der vormundschaftlichen Regierung wollten die Herrschaft allein üben, an welche der Reichs-Rath ebenfalls Ansprüche zu haben glaubte. Die mit dem Grafen-Titel versehenen Geschlechter, wollten von keiner Konkurrenz der Rechte des übrigen Adels mit den ihrigen, etwas wissen. Dadurch wurde das Reich der Aristokratie unter sich selbst uneins, und der Geist der Faktion arbeitete immer thätiger, um den völligen Untergang desselben vorzubereiten.

Um diese Zeit bemühte sich Frankreich, zur Beförderung seiner Plane gegen die Nie-

derlande, seine alte Verbindung mit Schweden zu erneuern; wozu ihm der Faktions-Geist seine hülfliche Hand bot, aber auch dadurch in seiner Regsamkeit und Wirksamkeit sehr verstärkt wurde. Geld und Intriguen setzten indessen das neue Subsidienbündniß, zwischen Frankreich und Schweden, den Absichten des erstern gemäß, durch, und bewirkten auch die Bethätigung desselben, auf Seiten des letztern. Doch gewann die Gegenparthei wieder so viel, daß der Krieg gegen Brandenburg nur mit halbem Ernste geführt wurde; wodurch die Niederlagen über die schwedischen Krieger kamen, welche für den schwedischen Staat eben so schimpfliche als unglückliche Wirkungen hatten.

Indessen durch Frankreichs Macht und beharrliche Verwendung noch erträglich aus der Verlegenheit gezogen, gingen weiter hin für Schweden sogar wohlthätige Folgen daraus hervor. Die Lage der Erschöpfung, worein das Reich, und der Mangel des Erforderlichen, worein die Regierung versetzt war, gab dem jungen Könige Gelegenheit, über beides nachzudenken, und Reformen zu beschließen und durchzuführen, durch welche die Adels-Aristokratie, oder vielmehr

Oligarchie gebrochen, und die Kraft und Wirksamkeit der Regierung hergestellt und erhöht wurde.

Karl der eilfte gehört zu denen Regenten, von denen sich sehr kontrastirende Bilder in den Gallerien der Staaten-Geschichte aufgestellt finden. Es ist dieß freilich das Loos fast aller derer, welche Nationen beherrschten, in welchen der Parthei-Geist sein Wesen trieb, und Staaten regierten, in denen wichtige Reformen nöthig waren, und durch sie bewerkstelligt wurden.

Karl war ohnstreitig ein Fürst von Energie des Charakters, doch auch ohnstreitig ein Fürst von beschränkter Einsicht und Verstandeskraft. Das ähnlichste Gegenstück zu ihm in der Geschichte, liefert, unserm Bedünken nach, Friedrich Wilhelm der erste König von Preussen, und bei näherer Analyse, findet man eine Übereinstimmung aller Hauptzüge, von der man betroffen wird. Durch seinen schlichten Verstand, durch seine Geistesthätigkeit, durch seine Entschlossenheit und feste Handelsweise, hob Karl Schweden, wie Friedrich Wilhelm Preußen, aus der Kraftlosigkeit und Erniedrigung, in

die es versunken war, und gab ihm die Achtung und die Selbstständigkeit wieder, welche es verlohren hatte.

In dem benachbarten Dänemark befestigte sich in dieser Zeit die königliche Autorität, durch festes Beharren bei dem einmal angenommenen Systeme und geschickte Anwendung wirksamer Mittel, um die Nation, durch alle Stände, immer fester in und mit demselben zu verbinden.

Dagegen mußte natürlich in England das Gegentheil von allen diesem, auch die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Mit Karl dem zweiten, war das System, oder vielmehr der eigenmächtige Sinn und die Beschränktheit der Einsicht wieder auf den Thron gekommen, die seinen Vater von demselben herabgeworfen hatten. Karl der zweite war ohne Kenntnisse, wie ohne Charakter, ein werthloser Mensch, und sonach noch mehr ein völlig werthloser König. Nur den Genuß erkannte er für den Zweck seines Daseyns; seine Regenten-Würde nur als Mittel zu diesem Zwekke; und um ungestört und unbeschränkt jenen

Zweck erreichen zu können, wollte er unbeschränkter Beherrscher seyn.

Von dem, was der Regent dem Staate ist und seyn soll, hatte er keinen Begriff, nicht einmal von dem, was ein Regent, als Regent, sich selbst schuldig ist. Er verkaufte seine Ehre, wie den Vortheil des Staats, sobald er sich dadurch die Mittel verschaffte, sich einen der groben Genüße zu gewähren, in die er versunken war, und in denen er allein eigentlich nur lebte. Wie der Leichtsinn sich unbedingt der Begierde hingiebt, so tastet er auch unbedenklich alle Rechte an, und geht eben so leicht in Härte und Despotismus über, als er des Regenten und des Despoten wieder bei dem Anlasse zu einem neuen Genusse vergißt.

Ein solcher Regent ist das Spiel aller egoistischen Leidenschaften und Bestrebungen, wodurch seine Regierung sich natürlich noch mehr von der wahren Bestimmung derselben entfernen muß. Die Regierung Karls regte den politischen und religiösen Parthei-Geist, der in England zwar bis dahin unterdrückt, aber durchaus nicht vernichtet war, in einem Grade auf,

der neue gewaltsame Erschütterungen im voraus andeutete.

Die kraft- und planlose Despotie des Hofs wurde Ursach, daß die Nation, in sofern sie in dem Unterhause des Parlaments sich vereinigte, eine offene, thätige und beharrliche Opposition gegen die Regierung bildete. Jene strebte nach völliger Willkühr und Unbeschränktheit, diese nach Sicherung ihrer Rechte, auch wohl nach Erweiterung derselben.

In sofern sich der religiöse Sektengeist in die politische Ideen-Verbindung Eingang verschaffte, mußte er auch auf die politische Verfahrungsart beider Einfluß gewinnen. Die Unnatürlichkeit und Widersinnigkeit dieser Combination, von beiden Theilen gleich lebhaft empfunden, bewirkte das thätigere Gegenstreben und die Erbitterung, die nur, durch den einzigen geschickt angebrachten Gewaltstreich der Regierung, vor einer zerstöhrenden Explosion noch bewahrt werden konnte.

In dieser Entwicklung wird man die verschiedenartigen Eigenthümlichkeiten einer Test-Akte und einer Habeas Corpus Akte, die in dieser Zeit, und aus diesem gährenden Zustan-

de ihre Entstehung erhielten, vielleicht angemessen angedeutet finden. Wie diese ein Monument des edelsten Selbstgefühls ist, so zeugt jenes für geistige Korruption. Wie sich hierin Pflicht und Recht auf die würdigste Weise aussprechen, so legt sich dort Unrecht und Unwissenheit auf das unverkennbarste zu Tage. Es beweist, wie rechtswidrige Anmaßungen auf der einen, wo und sobald sich Gelegenheit giebt, dergleichen auch auf der andern Seite veranlassen.

Der Mangel an direkter Descendenz mußte, bei der Lage der Sachen, wie bei der Kombination der Ideen, die trübe Aussicht allerdings noch verdunkeln, die sich, dem Nachdenkenden oder Besorglichen, in der vielleicht nahen Zukunft eröffnete. Den König hatte man wegen Vorliebe für das Pabstthum in Verdacht; sein Bruder und präsumtiver Nachfolger trat zu demselben öffentlich über, und wurde, zum Trotz und Hohn der Test-Akte, die jedem, der ein öffentliches Amt antrat, die Abschwörung des Katholicismus zur Pflicht machte, mit Dispensation davon, zum Reichs-Admiral ernannt.

Das finstere, kalte Gemüth dieses Prinzen,

die Beweise von Fanatismus und Grausamkeit, welche er bereits gegeben, hätten leicht auch in unbefangenen Gemüthern die Idee erzeugen können, ihn von der Thronfolge auszuschließen, um so leichter mußte sie in den vielen so sehr befangenen entstehn. Das Schicksal Englands, das noch nicht erfüllt war, wollte, daß sie nicht ausgeführt werden sollte. — Jakob bestieg den Thron und begann sogleich gerade so zu verfahren, als wenn er seine Bestimmung kenne und absichtlich erfüllen wolle: — die nemlich, dahin zu trachten, daß dem Willen ein Genüge geschehe.

Wohl war es daher nicht die goldene Zeit Englands, welche diese Epoche ausfüllt. Es gab eine Zeit, wo England Frankreich an Macht überlegen war, auf Frankreichs Boden einen großen Theil seiner Besitzungen hatte und wo Frankreich von England fast völlig unterworfen war. Bald darauf wurde ein Gleichgewicht hergestellt, was in kleinen und großen Modifikationen fortdauerte, bis auf Cromwel, der England zu einer eminenten Seemacht erhob und sich durch sein persönliches Ansehn und die Lage der übrigen Staaten, ein Diktator-

Ansehen in kurzem erwarb, wodurch Englands Schale beträchtlich gegen die Schale Frankreichs sank.

Damals suchte Frankreich Englands Beistand, um sich Spaniens zu erwehren; und erniedrigte sich vor England, um seinen Beistand zu erhalten.

Mit Frankreichs Emporsteigen war nun, in dem gegenwärtigen Zeitraume, die Schale Englands wieder völlig gesunken. Durch die Feilheit und Nichtswürdigkeit Karls und die Wirksamkeit der Intriguen, wurde es Ludewig leicht, sich Englands völlig als Mittel zu seinem Zwecke zu bedienen. Nur in der Unterhandlung des Nymweger Friedens wagte es das Londoner Kabinet, den Absichten Ludewigs entgegen zu wirken, oder sah sich vielmehr gedrungen dazu, weil die Stimme der Mehrheit der englischen Nation darin damals einen wenigstens negativ entscheidenden Einfluß übte.

Die Rivalität, welche in den spätern Zeiten so wirksam geworden ist, kannte man damals nicht. In beiden Staaten hob sich der Handel, hob sich der Erwerbfleiß; aber in keinem hatte man auch nur eine Ahnung von

der furchtbaren Idee, auf dem Ruin des andern seinen Wohlstand erhöhen, erhalten oder befestigen zu müssen.

Mit den Augen der Eifersucht sah dagegen Frankreich damals Holland an; was — wiewohl freilich mehr von beschränkterer Wirksamkeit, als wie mit beschränktern Kräften, — überhaupt damals ohngefähr die Rolle spielte, die England in spätern Zeiten übernahm. So wie es in Betreff des Handels den Platz einnahm, den England jetzt behauptet, so geschah es auch in Betreff der Politik und der Einwirkung auf die Verhältnisse und Entschließungen der übrigen europäischen Mächte.

Die Staaten der vereinigten Niederlande waren es, welche die ersten Schritte thaten, um die schnell wachsende und die Nachbaren bedrohende Macht Frankreichs in Schranken zu halten; die Idee, die von de Witt gefaßt und zuerst auszuführen versucht wurde, war auf seinen Antagonisten, den Prinzen von Oranien übergegangen und begründete das System der Coalitionen, was damals von Holland auf ähnliche Weise zur Ausführung gebracht wurde, als in unsern Tagen von England.

Alle Verbindungen, die damals gegen Frankreich zu Stande gebracht wurden, waren Hollands Werk. Es trug, wie England in unsern Tagen, den größesten Theil der Kosten der Kriege, zu welchen die von ihm bewirkten oder erweiterten Verbindungen gegen Frankreich Veranlassung gaben. Seine Entschließungen waren, für Krieg und Frieden in Europa, nach damaligem Verhältnisse, eben so wichtig, als die Entschließungen Englands, nach den Verhältnissen der jetzigen Zeit sind.

Gegen diesen kleinen Staaten-Verein war der große kolossale deutsche Reichs-Körper eine wahre politische Nullität. Einzelne Fürsten thaten sich in demselben hervor; unter ihnen vornehmlich der Kurfürst von Brandenburg, der diesem Staate eine Bedeutenheit erwarb, die er noch nicht gehabt hatte, indem er den alten Ruhm dieses Fürsten-Hauses erneuete. Seine beharrlich verweigerte Fügung unter den Willen des mächtigen Entscheiders, mußte ihm, als Regent eben so, eine über seinen Staaten-Umfang sich erhebende Bedeutenheit geben, als er sich durch seine Siege einen Kriegs-Ruhm und eine militärische Wichtigkeit erworben hat-

te, wie sie Regenten kleiner Staaten nicht leicht zu erlangen pflegen.

Man vergleiche damit die Ansicht, welche in dieser Zeit das kolossale Östreich, dem zugleich das deutsche Reich fast ganz zu Gebote stand, genährt. Wenn schon das Unvermögen in dem Kriege gegen Frankreich, in Verbindung mit mehrern Feinden dieser Macht, auch nur einige entscheidende Wirksamkeit hervorzubringen, von der Unkenntniß seiner Kräfte, oder Unfähigkeit, sie zu benutzen, zeugt; so muß dieß noch in einem hohen Grade anschaulicher werden, wenn man die Schaaren der Muselmänner, unter den Mauern von Wien, und den Kaiser Leopold, — bei dessen Namen auch die Bezeichnung der Große gefunden wird, — auf der Flucht, nach Deutschland zu erblickt; wo ihm, wenn die Polen ihn nicht gerettet hätten, kaum etwas anderes übrig geblieben seyn würde, als dem Wiederbesitz seiner Staaten zu entsagen, oder sich in die Arme Frankreichs zu werfen.

Es wird ewig merkwürdig bleiben, daß ein Barbaren-Volk herbei eilen muß, um ein anderes aus den Wohnsitzen kultivirter Völker

zurück zu treiben, die nicht etwa an Zahl, oder an Muth jenen beiden nachstehn. Nicht ohne Unrecht bezeichnen die Polen mit dem Siege Sobieskis über die Türken bei Wien, eine ihrer glänzendsten Epochen; aber mit Unrecht rühmen sie jene Zeiten, als die, wo Polen, unter den ersten und mächtigsten Staaten Europens einen Platz verdiente.

Polen hat einen solchen Platz in den neuern Zeiten nie verdient, denn es ist immer hinter denselben weit zurück und in dem Zustande der Barbarei geblieben. Damals war ihm noch die rohe Tapferkeit des Mittelalters eigen, durch die es über die gleich rohen Ottomannen auch nur einen so glänzenden Sieg erfechten konnte. Daß Östreich seine Rettung bedurfte, gereicht nicht sowohl zu Polens Ehre, als zu Östreichs Schande; aber auch mit nichten zur Schande der östreichschen Nation, sondern allein zur Schande der östreichschen Regierung, die so sehr ihre Pflichten vernachlässigte, daß die Nation sich ausser Stand befand, der ihrigen ein Genüge zu leisten.

Auch bei nur nicht ganz mangelnden Anstalten, hat man, in der Folge, unter Eugen gesehn, wie wenig die Ungarn und Östreicher

fremder Barbaren bedurften, um die Türken von ihren Gränzen zurück zu treiben; die denn freilich, mit der zunehmenden Ausartung ihrer Regenten, von Jahr zu Jahr ihrem alten Siegs-Ruhm immer mehr untreu wurden, wenn ihnen auch der Ruhm der Tapferkeit noch immer nicht abgesprochen werden konnte.

Dieß war der letzte der Staaten, der damals, in politischer Hinsicht, eine mehrere oder mindere Bedeutsamkeit hatte; Rußland ausgenommen, das in dieser Zeit einige Veränderungen erfuhr, die diesen, bisher als Asien angehörig betrachteten Staat, nun auch für Europa — freilich in der Folge erst — merkwürdig machten.

Eine verbesserte Gesetzgebung, eine zweckmäßigere Staats-Verwaltung, Vermehrung des Handels und der Industrie hatte unter Alexei seine innere Wirksamkeit und Kraft erhöht, und ein Krieg, den Rußland gegen Polen und Schweden und dann, in Verbindung mit Polen, gegen die Osmanen und Tartaren führte, seine Achtung vermehrt und seine alte Reichs-Gränze wieder hergestellt und erweitert. Ein Plan, Rußland zu einer Seemacht zu er-

heben, war von diesem einsichtsvollen und thätigen Regenten entworfen und vorbereitet. Rußland wurde schon unter den europäischen Mächten mit Auszeichnung genannt und man sah, an den Höfen zu Wien, Berlin, Paris und Madrid russische Abgeordnete, welche die Bestimmung hatten, Verbindungen anzuknüpfen, die hier auch nicht zurückgewiesen wurden.

So war die Vorbereitung zu dem gemacht, was von Peter dem ersten, der in dieser Zeit — durch eine von den Revolutionen, die sich in dieser Geschichte, besonders der neuesten Zeit, so häufig finden, — nach einem kurzen Zwischenraume Alexeis Nachfolger wurde, späterhin mit einem noch kühnern Durchgreifen und kräftigern Fortschreiten fortgesetzt und zu einer höhern Wirksamkeit befördert wurde.

Dritter Haupt-Moment.

Ludewigs des vierzehnten Größe und Macht im Sinken, während der letzten Periode seiner Regierung und seines Lebens.

Erstes Kapitel.

Ludewigs des vierzehnten Veränderungen in seinen nächsten Umgebungen und seiner Denkungs- und Lebensart.

Die Macht und das Ansehn Ludewigs hatten in dem bisher überblickten Zeitraume den höchsten Grad erreicht, der ihnen von der Vorsehung bestimmt war, und den sie nach Lude-

wigs Charakter und Verhältnissen erreichen konnten.

In demselben Zeitraume, wo dieß geschah — begann schon das Herabsinken. Man kann sagen, seine Größe und Macht war selbst die Ursach seiner Schwächen und der Vernichtung seines Übergewichts, in den Verhältnissen der Staaten Europens.

Doch lag freilich der Grund davon, daß sie es wurde, wieder in Umständen, die sich darin konzentriren, daß Ludewig ihre Gränzen nicht kannte, und die Wirkung ihres Mißbrauchs nicht voraussah; daß sich in seinen nächsten Verhältnissen Veränderungen ereigneten, und daß er in seinen Ansichten und Entschließungen von diesen Veränderungen abhängig war.

Colbert war gestorben. Mit ihm hatte die Gegenwirkung aufgehört, die den verderblichen Einfluß Louvois, wie seine ehrgeizigen Entwürfe, noch einigermaßen in Schranken erhielt. Sodann war mit seinem Verluste der Verlust aller der Hülfs-Mittel für Plane des Ehrgeizes, die er nicht zu hindern vermogte, oder zu befördern für angemessen fand, und die er in sich hatte, oder nur durch ihn eröffnet oder

erhalten werden konnten, als unvermeidliche und auf das Ganze um so nachtheiliger wirkende Folge verknüpft, da der zunehmenden Kurzsichtigkeit des Königs dieß entging und der ehrsüchtige Louvois es ausser Acht ließ.

Kühne, ehrsüchtige Menschen sehen bei ihren Entwürfen häufig mehr auf die Zwecke, als auf die Mittel; und egoistische kurzsichtige Despoten haben das Eigenthümliche, daß sie Niemand für unentbehrlich, oder auch nur für nothwendig halten. Dieß letztere war bei Ludewig mehr als gewöhnlich der Fall; da er, mehr als gewöhnlich, von seinen eigenen Kenntnissen und Fähigkeiten eingenommen war und mehr als gewöhnlich, selbst zu kennen und selbst zu verrichten glaubte.

Wenn Selbstverblendung und übergroßes Zutrauen auf eigene Kraft sonst mit den Jahren abnimmt, so nahm beides bei Ludewig, ohnstreitig als eine Wirkung der Schmeichelei, womit er stets reichlicher genährt wurde — mit den Jahren zu. Daher die sonderbare Erscheinung, daß in dem Alter der Selbstbildung und männlichen Kraft, Männer von großen Fähigkeiten und Einsichten die ersten Stellen neben

ihm bekleideten, und daß er in dem Alter, in welchem die Kräfte sich vermindern und die Thätigkeit abnimmt, dieselben Stellen Schwächlingen und Knaben übergab.

Nach Colbert's Absterben riß Louvois zunächst den Minister-Einfluß fast ganz an sich. Die übrigen, die damals in den andern Minister-Stellen waren, obwohl größten Theils auch Männer von Talent und ihrem Fache gewachsen, spielten meistens eine untergeordnete Rolle. Nun vermehrte sich die Anmaßung Louvois auch mit seinem Einflusse; und jemehr man sich wundern muß, daß der König, bei seinem herrischen Gemüthe, sie so lange ertrug, um so weniger kann es befremden, daß er sich endlich selbst seinen Sturz dadurch bereitete.

So lange sein Einfluß dauerte, und in dem Grade, da er vorzugsweise bestimmend war, mußte natürlich der Stolz, die Kriegs- und Eroberungs-Sucht des Königs und seine Verachtung der Rechte derer, die sie nicht mit gleicher Macht gegen seine Eingriffe zu behaupten im Stande waren, durch ihn vermehrt werden. Die Idee, daß er allein mächtig und folglich allein berechtigt und im Stande sey

über die Rechte und Verhältnisse in Europa zu entscheiden, setzte sich in dem Gemüthe des Königs immer mehr fest; und Louvois bewirkte und beförderte dieß, um seinem eigenen Stolz, seiner Herrschsucht und seinem Egoismus durch den König zu fröhnen und ihre Befriedigung, wie ihre Ansprüche vergrößern zn können.

Sonach war es Louvois nicht, der eine Veränderung in der Denkungs-Art des Königs bewirkte, indem derselbe ihn vielmehr in der ihm längst eigenen täglich mehr befestigte und dieselbe für seine eigenen Absichten zu benutzen suchte. Gleichwohl ging in anderer Hinsicht eine große Veränderung in derselben vor, und sie geschah auf die Weise, die bei schwachen Geistern und Charakteren die gewöhnlichsten sind, durch den Einfluß eines Weibes und eines Pfaffen.

Man weiß, wie die Wittwe des Dichters Scarron den König erobert hatte, und welches Mittel sie anwandte, eine dauernde Neigung bei ihm zu erwecken. Dieselben Mittel waren es, durch welche sie sich auch einen wichtigen und entscheidenden Einfluß auf seine Denkungs-Art erwarb. Sie verwandelte den Lüstling in

einen Frömmling; den Sklaven der Sinnlichkeit und Vergnügungs-Sucht, in einen Sklaven der Gewohnheit und einer pedantischen Lebens-Ordnung. In Verbindung mit dem Beuchtiger, wußte sie seine Unwissenheit zur Erweckung seiner schwachen Verstandes-Kraft zu benutzen, um sich seiner Einsichten und seines Willens zu bemächtigen.

Es ist so viel über Frau von Maintenon geschrieben, daß es überflüssig scheinen kann, hier auch nur noch ein Wort über sie und ihren Einfluß zu sagen. Gleichwohl ist es unmöglich diesen Zeitraum des Jahrhunderts Ludewigs zu überblicken, ohne nicht bei ihrem Bilde zu verweilen. Ihre Geschichte und ihr Verhältniß ist ausserordentlich genug, um eine öftere Wiedererinnerung zu rechtfertigen, oder zu entschuldigen.

Wir mögen nicht bezweifeln, daß sie selbst gewesen sey, wozu sie den König zu machen suchte; fromm in dem gemeinen Sinne des Worts und in dem Geiste der Zeit und der Religion, der sie angehörte. Mit dieser Frömmigkeit ist Bekehrungs-Sucht verbunden. Sie bekehrte den König — anfangs, um ihn für

den Himmel zu gewinnen, — ob nicht anfangs wenigstens zunächst für den Himmel auf Erden in ihren Armen? lassen wir ohne nähere Untersuchung. In der Folge, als für beide dieser Himmel auf Erden nach und nach verlohren ging, oder doch wenigstens nicht in dem Maaße mehr empfunden wurde, dachten nun beide auch wohl an den Himmel im Himmel.

Wie die Frömmelei ein Beweis von Schwäche des Verstandes ist, so wird sie auch ein Mittel, diese Verstandes-Schwäche, so wie die nachtheiligen Wirkungen derselben, zu vermehren und zu vervielfältigen. Das Weib, was einen schwachen Mann durch Frömmigkeit anzieht und ansteckt, wird eine weit größere weit dauerndere Gewalt über ihn erhalten, als das ihn durch andere Bindungs-Mittel fesselt. Da Frau von Maintenon Verstand genug hatte, um die reizbaren Stellen des verwöhnten Charakters Ludewigs zu schonen, so konnte nichts eintreten, wodurch die Erlangung dieser Gewalt hätte verhindert, oder die Behauptung derselben hätte gestört werden können.

Wohl nicht leicht hat eine Frau die Kunst, auf ihren Mann zu wirken, ohne daß er es

selbst

selbst bemerkt, in einem höhern Grade verstanden und geübt, als diese. Ihr Einfluß auf seine Denkungs- und Handels-Art, als Mensch und Regent, war groß und allgemein, und ohnstreitig hat er nie etwas davon geahnet. Denn Niemand konnte die Schwäche schwacher Köpfe, nicht auf sich wirken lassen zu wollen, in einem höhern Grade besitzen, als der mächtige Alleinherrscher Ludewig der Große.

Ein Weib, das sich der Frömmigkeit — in dem Geiste jener Zeit und Religion — ergiebt, kann nicht ohne Einfluß eines Priesters seyn; so wie ein Weib, das einen Mann zur Frömmigkeit bekehrt, wenigstens eines Priesters bedarf, um ihn fromm zu erhalten. So war es natürlich und nothwendig, daß die Gemahlin und der Beichtvater Ludewigs einander in die Hände arbeiteten; doch auch eben so natürlich und erklärbar, daß Ludewig das Werkzeug der besondern Absichten beider wurde.

Die Gemahlin beschränkte ihre Absichten auf ihr persönliches Interesse und auf die Forderungen der Religiösität, der sie sich hingegeben hatte. Der Beichtvater aber umfaßte darin

den ganzen großen Zweck und die Leidenschaften der Korporation der er angehörte. Man darf nur wissen, daß er ein Jesuit war, um hierüber alle ferneren Erläuterungen entbehren zu können. Man nehme nun eine alternde, frömmelnde, eifersüchtige, herrschsüchtige — dabei aber feine, höchst kluge Gemahlin auf der einen, und einen jesuitischen — der einzige Ausdruck enthält alles, was man im Detail angeben könnte, — einen jesuitischen Priester und Beichtvater auf der andern; Ludewig, den Selbstherrscher, in abnehmender Geistes- und Körperkraft, von ihnen am Gängelbande geführt; woran der selbstsüchtige, kühne, wilde Louvois, so lange er lebte, seinen Antheil hat und dem eine Anzahl Schwächlinge und Knaben, in Minister-Tracht, schon zur Seite gehn, und als er ausgeschieden war, zum Theil seinen Platz mit einnehmen; — und die Erscheinungen, welche die Fortsetzung seiner Regierungs-Geschichte mit sich bringt, werden keine weitere Erklärung bedürfen.

Man hat Darstellungen der Lebens-Ordnung Ludewigs des Großen, die fast durchgehends aus diesem Abschnitte seiner Biographie

genommen sind. Man vergleiche damit die Schilderungen der Lebens-Ordnung Friedrichs des Großen, — meistens ebenfalls aus seinen spätern Jahren entlehnt — wenn man lebhaft empfinden will, wes Geistes Kinder beide gewesen sind. — So ist auch die Geschichte ihres höhern Alters sehr von einander abweichend; und wenn beide gleich auf ähnliche Weise einsam starben, wie verschieden war gleichwohl nicht ihre Lage, wie ihr Verhalten, auf ihrem Sterbebette!

Ludewig schien nur über das Verhältniß, was ihm die Natur anwies, erhaben zu seyn, um durch den Rückfall, unter dasselbe herabzusinken; so wie er nur eine zahlreiche Familie erhalten zu haben schien, um den Kummer zu fühlen, sie vor sich hinsterben zu sehn.

Nichts kann trauriger seyn, als die letzten Lebens Jahre dieses Monarchen, über dessen Leben das Schicksal in seiner schönern Zeit eine so reiche Masse von Genüssen ausbreitete. Aber sie waren seiner Genußfähigkeit angemessen, von der gröbern Art und folglich flüchtig und vorübergehend und Ekel und Stumpfheit hinter sich zurücklassend, wovon Leere und Le-

bens=Überdruß nur die einzige unvermeidliche Folge seyn konnte.

So endet nicht ein großer, kräftiger, edler, in sich selbst lebender Geist, dem der Quell der würdigsten Genüsse nicht versiegt, wie ihm die Kraft der würdigsten Wirksamkeit nie ganz ermangeln wird.

Was konnte Ludewig bleiben, da das Glück ihm den Rücken wandte und nun das Gebäude seiner Eitelkeit und seines Hochmuths zusammenstürzte, welches das Haupt=Monument seiner Größe war? Alles war vor ihm hingegangen, was diesem Gebäude sein Daseyn gegeben hatte. Seine großen Minister, seine großen Feldherrn, seine zahlreiche, zum Theil hoffnungsvolle Familie.

Der Hof, die Nation hatte sich verwandelt. Ludewig selbst glich einem alten Schauspieler, der seine Zeit auf der Bühne überlebt hat. Gleich jenem, mußte er längst fühlen, daß er seine Rolle, wie ehemals, nicht mehr zu fassen und zu halten vermogte, und daß er, um seinen alten Ruf zu behaupten, früher schon vom Schauplatze hatte abtreten müssen.

Zweites Kapitel.

Erste Schritte abwärts. Hugenotten-Verfolgung. Aufhebung des Edikts von Nantes.

Die erste verderbliche Maaßregel war die erste unglückliche Folge des neubewirkten Durchbruchs der Frömmigkeit Ludewigs und der erlangten ministeriellen Allein-Gewalt Louvois. Hätte Colbert noch gelebt, schwerlich würde es dahin gediehen seyn, daß man Hunderttausende von meistens guten, industriösen, vermögenden Bürgern, genöthigt hätte, ihr Vaterland zu verlassen, um sich den Verfolgungen zu entziehen.

Daß dieß ein Verlust für Frankreich und der erste Schritt abwärts von der Höhe war, die es erstiegen hatte, — für wen sollten wir dieß hier erst darthun müssen? Der wilde Fanatismus, durch den diese Verfolgungen verhängt wurden, trübte zuerst den Glanz des Throns Ludewigs, und hätte er Frankreich keinen andern Nachtheil gebracht, so wäre dieser wichtig genug, um ihn einen Rückschritt zu nennen. Denn bis dahin hatte die französische

Regierung auf der höchsten Stufe der Achtung gestanden, — nicht blos weil man ihre Macht fürchtete, sondern auch und gewiß mit gleicher Wirksamkeit, weil man die französische für ein Muster einer weisen und zweckmäßigen Staats-Verwaltung hielt.

Wäre auch sonst nichts in dem Leben und der Regierung Ludewigs, was der Aufnahme der ihm durch Schmeichler beigelegten Bezeichnung: der Große, in der Geschichte widerspräche, die Geschichte dieser Verfolgungen und der Aufhebung des Edikts von Nantes würde allein hinreichen, ihm dieselbe für immer zu rauben. Sie ist der sprechendste Beweis gegen die Selbstständigkeit seiner Einsichten und seines Charakters. Er hatte in frühern Zeiten seine Pflicht erkannt, und öffentlich bekannt, diese Religions-Parthei, bei ihren rechtlich erworbenen Rechten zu erhalten und zu schützen. — Jetzt, auf Veranlassung eines Pfaffen, eines Weibes und eines Wütherichs von Minister, änderte er auf einmal seine Ansicht und willigte in Verfolgungen, durch welche er mit seiner Einsicht und seinem Charakter, wie mit seiner Pflicht, in Widerspruch trat.

Wie mag es ihn rechtfertigen, daß seine Idee blos dahin gegangen seyn soll, Verirrte zu bekehren, und daß die Verfolgungen, welche dazu angewandt wurden, wider seinen Willen und wider sein Wissen geschehn? — Alle Ketzer-Verfolgungen sind davon ausgegangen, und wehe! dem Regenten, der nicht weiß, wenn Hunderttausende seiner Unterthanen, mit den ausgesuchtesten Qualen geängstigt und zur Flucht aus ihrem Vaterlande zugleich gezwungen und daran verhindert werden.

In der That schien Frankreich, durch diese Verfolgungen, in die tiefste Barbarei des frühern Mittelalters zurückgeworfen zu seyn; so auf gleiche Weise wild und widersinnig, grausam und unvernünftig war dieß Verfahren. Es ist, als wenn bei allen Fortschritten zur Kultur, der Grundstoff von Barbarei in dem Menschen bliebe, der stets nur des Anstoßes der Gelegenheit bedürfe, um sich zu entbinden und in den wildesten Explosionen wirksam zu werden. Man sehe, was der Krieg, zu allen Zeiten und unter allen Völkern, aus den Menschen macht und gemacht hat. Man nehme die Wirkungen des aufgeregten Ehrgeizes, der Eifersucht, des

Parthei- und Sekten-Geistes, wie sie sich zu allen Zeiten, in allen Verhältnissen, bis auf den heutigen Tag, bewährt haben.

In Frankreich war seit dem die Herstellung der Ruhe, der Kultur, wie es schien, ziemlich allgemein geworden. Unter den höhern Ständen herrschte eine fast vollendete Civilisation, selbst ein höherer Kultur-Grad, der nicht gemein genannt werden kann, wie so viele schriftliche Überbleibsel aus jener Zeit beweisen. In den übrigen Ständen war ebenfalls nichts mehr von der Rohheit wahrzunehmen, die in frühern Zeiten hier, wie überall, statt gefunden hatte. Die schönsten Blüten des Geistes, in Künsten und Wissenschaften, zeugten für die höhere Kultur, indem sie sie zugleich beförderten.

Selbst unter dem Clerus thaten sich die bessern Köpfe auf eine Weise hervor, daß man glauben mußte, es sey hier ein Fortschreiten, dem ähnlich, was sich anderweitig überall bewährte. Von Sekten-Geist und Verfolgungs-Wuth war seit langer Zeit nichts bedeutendes wahrzunehmen gewesen. Ruhig hatten die Religions-Partheien neben einander gelebt, und wenn auch keine vertrauliche Annäherung un-

ter ihnen statt fand, so bemerkte man doch auch nichts von gegenseitiger Anfeindung. Jeder lebte seines Glaubens und genoß seiner Rechte, ohne den Glauben des andern anzufechten und die Rechte des andern zu kränken.

Nichts desto weniger lebte der pfäffische Verfolgungs-Geist, und der Sekten- und Verketzerungs-Geist regte sich aufs neue und veranlaßte die empörendsten Despoten-Maaßregeln, ärgerlichsten öffentlichen Streitigkeiten und wüthendsten Verfolgungen, nicht nur von Seiten der Catholiken gegen die Protestanten, sondern auch von Seiten der Katholiken gegen Katholiken.

Um die Ketzer zu bekehren, wurden den Priestern Krieger zugegeben und in den Kriegern, wie in den Priestern, erhob sich plötzlich ein Verfolgungs-Geist, wovon sich weder bei diesen, noch bei jenen, eine Spur gezeigt hatte.

Der Kriegs-Minister, der Beichtvater und die Kebs-Frau des Königs bildeten den sonderbarsten Verein um ihn her, um unter seiner Autorität die wildesten, barbarischten Grausamkeiten auszuüben und dem Staate mehrere Hunderttausende der besten und nützlichsten Bür-

ger zu rauben. Daß ein Jesuit bekehrungssüchtig ist und einen König nach den Ideen und für die Zwecke seines Ordens zu mißbrauchen sucht, kann nicht befremden, auch eben nicht sehr, wenn eine alternde Freuden-Tochter, die durch die Gewalt der Frömmelei den Abgang der Gewalt zu ersetzen sucht, den ihre verblühenden Reize erleiden, mit diesem in sofern gemeinschaftliche Sache macht, als es darauf abgesehn ist, den Verstand des Königs zu verdunkeln und seine Phantasie mit solchen Gegenständen zu beschäftigen, welche das Aufkommen anderer verhindern, die ihren Zwekken und Wünschen entgegen seyn mögten.

Schon etwas befremdender ist es, wie eine fein gebildete, sentimentale Frau, zu Grausamkeiten ihre Zustimmung geben kann; bei weitem aber mehr, wie ein Minister, von Geist und Einsicht, sich dazu zum Werkzeuge hergiebt, die Verfolgungs-Wuth gleichsam aufregt, befördert und zu einem höhern Grade der Wildheit selbst anfacht. Der harte Charakter dieses Ministers kann hier keine hinlängliche Erklärung gewähren; denn als Mann von Verstand, darf man annehmen, überließ er sich demselben nur, wenn

er Zwecke zu erreichen suchte. Und welche konnte er, für sich, durch diese erreichen wollen?

Die Verfolgungen und Plagen der Hugenotten gingen der Aufhebung des Edikts von Nantes voraus und folgten ihr. Vorangehn ließ man sie, um diese Aufhebung vorzubereiten; folgen, um ihr die beabsichtete Kraft und Wirksamkeit zu geben. Man suchte die Ketzer zu bekehren, um in dem Aufhebungs-Edikte sagen zu können: das Duldungs-Edikt sey ferner unnütz, weil die meisten sich bekehrt hätten und die noch übrigen nur dieses Antriebes bedürften, um ihrem Beispiele zu folgen, und man plagte sie, um diese Scheinbekehrungen bewirken zu können. Wenn man dem Könige durch falsche Listen von Bekehrten die Augen verblendete und ihn wirklich von dem überredet hatte, was man ohnstreitig mit zu seiner Bestätigung in diesem Glauben frech genug war, selbst öffentlich in dem Edikte dem Publikum zu sagen; so kann man darin nur einen neuen Beweis der Beschränktheit und Schwäche seiner Sehkraft und die Unfähigkeit desselben, ein Selbstherrscher zu seyn, finden.

Schützt Unkenntniß dessen, was in ihren Staa-

ten vorgeht, Regenten gegen Tadel und Vorwürfe wegen Ungerechtigkeit und schlechter, zweckwidriger Staatsverwaltung, so müssen die am meisten dagegen gesichert seyn, die gar nichts davon wissen und erfahren, was in ihrem Lande und unter ihrer Regierung vorgeht. Wohl mag kein Regent so scharfsehend und wachsam seyn, daß er nicht hintergangen würde; denn er ist ein Mensch und also beschränkt. Aber wer fühlt hier nicht den Unterschied zwischen einer Hintergehung, deren ein Friedrich der zweite, ein Napoleon ausgesetzt ist, und zwischen einer Hintergehung, wie die, welche hier statt gefunden haben soll. Wie weit müßte indessen die Unkenntniß oder Leichtgläubigkeit Ludewigs gegangen seyn, wenn sie bei ihm in dem Maaße vorausgesetzt werden sollte, als sie zu seiner Entschuldigung angeführt wird. Denn mit der Aufhebung des Edikts von Nantes war die Verfolgung der Protestanten so wenig beendet, daß sie vielmehr in einem weit höhern Grade der Grausamkeit und Gewaltsamkeit ihren Anfang nahm. Dieser gesetzlichen Verfügung folgten viele andere, zur Verschärfung und Exekution derselben. Und alle diese

mußten sonach ohne Wissen des Königs gegeben werden, oder er mußte daran erkennen, daß jenes Vorgeben: die Bekehrung sey so gut, als vollendet, wodurch man ihm die Zustimmung zu jenem abgelockt haben soll, eine grundlose Vorspiegelung sey.

Alle die Gesetze, welche dem Aufhebe-Edikte folgten, waren, eines immer mehr noch als das andere, grausam und barbarisch. Nur von den Mitteln, die man zur Ausübung derselben anwandte, wurden sie hierin übertroffen. Jene und diese, werden, wie die ganze Maaßregel, ein ewiger Schandfleck der Geschichte des Jahrhunderts Ludewigs des vierzehnten seyn.

Drittes Kapitel.

Fernere Schritte abwärts. Neuer Krieg. Ryswicker Friede. Wilhelm von Oranien.

In der Zwischenzeit zwischen dem Nymweger Frieden und dem Wiederausbruche des Kriegs, hielt sich Ludewig für den Diktator von Europa, und, mit einiger Beschränkung genommen, war er es auch. Seine Haltung war stolz und gebietend. Es gab keinen Regenten, der es wagen konnte, sich ihm einzeln entgegen zu setzen.

Ein Heer von hundert und sechzig tausend Mann in Friedenszeiten stets zum Kriege in Bereitschaft gehaltener Krieger, wie es Frankreich hatte, war damals das höchste, was man in dieser Hinsicht kannte, und bis dahin kein anderer Staat, selbst in Kriegszeiten, aufzustellen vermogte. Es ist auffallend und bemerkenswerth, daß in den Zeiten der tiefsten Barbarei und in den Zeiten der höchsten Kultur, die Heere großer Staaten nur nach Hunderttausenden berechnet werden, die Zeit dagegen, die dazwischen liegt, — wiewohl gewiß nicht weniger kriegerisch, — nur kleinere Heere kennt.

Indem Frankreich, als Landmacht, sich allen Staaten überlegen zeigte, trat es, als Seemacht, den mächtigsten in dieser Hinsicht an die Seite. Durch diese Kombination erhielt es eine neue und vollendetere Überlegenheit über jeden andern Staat; denn es gab keinen ausser ihm, der zur See und zu Lande auf gleiche Weise mächtig genannt werden konnte. Dabei setzte die Einheit und Festigkeit seiner neubegründeten Regenten-Gewalt, und die reiche Population seiner Staaten, diesen in Friedenszeiten so mächtigen Monarchen in den Stand, im Kriege sein Heer angemessen zu vergrößern und zu ergänzen.

Bei diesem, dem Anscheine nach, kräftigen imponirenden Äußern, hatte sich gleichwohl des Innern dieses, durch seine bloße Haltung schon in Furcht setzenden Staats-Körpers, schon eine Krankhaftigkeit bemächtigt, die seine ersten und wirksamsten Lebenskräfte schwächen, und dann besonders schnell und zerstörend um sich greifen mußte, wenn ungewöhnliche Anstrengungen gemacht werden sollten. Seine Finanzen waren in Unordnung gerathen. So steht ein prächtiger

Pallast, an dessen Grundpfeilern im innern der giftige, verderbliche Schwamm nagt, ohne daß der Eigenthümer es ahnet.

Colberts Geist war entwichen, und mit ihm Colberts Wirksamkeit, und — man kann wohl sagen — Productionskraft. Die Folgen wurden nicht sehr sichtbar, so lange der Friede dauerte; aber sie mußten sehr fühlbar werden, so bald ein Krieg eintrat, der durch Widerstand eine längere Dauer erhielt. Und der Mangel der Kenntniß und Beherzigung dieses heimlichen Übels, mußte eine Nichtachtung bewirken, die nach eben dem Verhältnisse das Übel vermehren konnte, als sie zu einer leichtsinnigen Behandlung veranlaßte.

Stolz, Herrschsucht und Egoismus, die überhaupt nicht gewohnt sind, auf etwas anderes, als ihre eigenen Foderungen Rücksicht zu nehmen, beherzigten daher um so weniger die innere Lage des Staats, je mehr sie in der äußeren Anlaß fanden, sie zu erhöhn und zu vervielfältigen. Die Anekdote, nach welcher ein Streit des Königs mit Louvois, über ein schiefes Fenster in dem neuerbauten Schlosse Trianon, oder vielmehr die dadurch bei letzterem erregte Besorg-

sorgniß, in Ungnade zu fallen, die Veranlassung zu der Erneuerung des Kriegs gewesen seyn soll, ist bekannt genug. Auf jeden Fall mogte der Dünkel und die Eitelkeit Ludewigs leicht genug zu bestimmen seyn, und die Raubsucht, die man Politik nennt, hatte doch ohnstreitig einen nicht unbedeutenden wirksamen Antheil mit daran.

Schon hatte man in dem Kabinette zu Versailles sein Augenmerk auf die Erwerbung von Spanien gerichtet, wo der schwache Gesundheitszustand des Königs, und der Mangel einer direkten Descendenz, die Aussicht eröffnete, Ansprüche, die man längst aufgegeben hatte, geltend machen zu können. Östreich trat dabei hauptsächlich in Konkurrenz, und Östreich konnte, wenn es in dieser Konkurrenz auftrat, in Spanien immer auf eine beträchtliche Parthei rechnen, sobald es nur im Stande war, seine Ansprüche einigermaßen geltend zu machen.

Jetzt war Östreich durch den Türkenkrieg geschwächt, und noch immer bedrängt. Es war wohl nicht schwer, dem König, der ohnehin die höchsten Ideen von seiner Allgewalt hegte, an=

schaulich zu machen, daß es leicht seyn würde, Östreich mit einem Schlage zu Boden zu werfen, und vielleicht einen Theil seiner Besitzungen und des deutschen Reichs, bei dieser Gelegenheit zu erwerben.

Der Streit wegen der Kölnischen Erzbischofs-Wahl, mogte doch auch den Stolz des Königs um so mehr gereizt haben, da der Pabst mit darein verwickelt, und gegen ihn war, den er schon, bei der bereits anderweitig erwähnten Gelegenheit, zu demüthigen vergebens versucht hatte.

Daß man sich dabei im voraus auf eine neue Coalition und die Nothwendigkeit, mit fast allen europäischen Mächten zu kämpfen, gefaßt machte, glauben wir kaum. Dem Stolze ist es eigen, selten weiter zu sehn, als auf den Gegenstand, der vor ihm liegt, und man rechnete ohnstreitig darauf, zu schrecken, aus der Fassung zu setzen, und ehe man zur Besinnung und zu Entschließungen käme, seine Zwecke zu erreichen.

Wenigstens kann man wohl annehmen, daß sich der König in diesem Falle befand, wenn auch der Minister, der den Krieg veranlaßte, den Krieg nur wollte, um den Krieg zu führen,

weiter sah. Bei ihm konnte diese tiefere Einsicht die Entschließung nicht ändern, denn ein verlängerter Krieg konnte ihm nicht unangenehm seyn. Er wollte Krieg, um durch den Krieg den König zu beschäftigen, sich ihm unentbehrlich zu machen, oder zu erhalten. Und so mußte er eher eine beständige Fortdauer des Kriegs, als eine schnelle Beendigung desselben wünschen, indem jene, mehr als diese, seinen Absichten entsprach.

Es scheint, daß man damals, im Kabinette zu Versailles, den Mann auch noch nicht gehörig kannte und richtig würdigte, der von jetzt an für Ludewig und Frankreich so wichtig wurde, und an der Beschränkung der Macht dieses, und des Ruhms und Ansehns jenes einen Hauptantheil hatte: Wilhelm, Prinz von Oranien, von diesem Zeitpunkte an König von England.

Es war ohnstreitig ein großer politischer Fehler, daß man der innigen Vereinigung, welche dadurch zwischen Großbritannien und Holland entstand, keine wirksamern Hindernisse in den Weg legte; und — wenn man nicht wüßte, wie sehr der Hochmuth blendet, so würde

es unbegreiflich gewesen seyn, daß man nicht voraussah, was darauf folgen mußte. Dreißigtausend Mann Franzosen, dem bedrängten Jakob nach England zu Hülfe gesandt, würden die Ankunft Wilhelms verhindert, und die Revolution unmöglich gemacht haben, und alles würde dann ohnstreitig anders erfolgt seyn, als es erfolgte.

Wilhelm war ein Fürst, wie es wenige giebt, von eindringendem Geiste, tiefem und richtigem Blicke, großer Entwürfe, wie großer Thaten fähig; dabei thätig, beharrlich, cirkumspect, verschlossen, stets in sich alles selbst bearbeitend, selbst zur Ausführung befördernd. Und wenn ihn das Glück nicht begünstigte, so vermogte ihn auch das Unglück nicht zu überwältigen und zu ermüden.

Als Feldherr und Regent gleich fähig und thätig, aber auch auf gleiche Weise mit Hindernissen und Widerwärtigkeiten im Kampfe, erwarb er sich durch Niederlagen größern Ruhm, als andere durch Siege erlangten, und vereitelte nicht nur die Zwecke seines Gegners, sondern er erreichte noch fast durchgehends die Seinigen.

Dieser Wilhelm, und diese Vereinigung

Hollands mit England, sind für Frankreichs Geschichte, nicht blos unter Ludewig dem vierzehnten, sondern der ganzen Folgezeit, höchst wichtig und entscheidend geworden. Durch ihn sind Frankreich und sein übermüthiger Herrscher zuerst zu der Erkenntniß gebracht, daß sie nicht alles vermogten was sie wollten. Durch ihn ist die Kraft Ludewigs gebrochen, und sind seine Anmaßungen, wie seine Macht, in die Schranken zurück geworfen, welche die Ruhe Europens und die Sicherheit der übrigen Staaten nothwendig machte.

Ohne ihn würde der Krieg, den damals Frankreich aus Übermuth begann, nicht so zu seiner Schwächung gewirkt haben, und die Verbindung für den folgenden Krieg nicht entstanden seyn, welche die Erschöpfung dieser Macht vollendete.

Seit der Regierung Wilhelms, schreibt sich die Rivalität zwischen England und Frankreich her, die diese beiden Mächte zu unversöhnlichen Feinden macht, und kaum eher, als mit dem Untergange der einen oder der andern enden dürfte. Wenn England und Frankreich in den frühern Zeiten sich heftig bekämpften, so mog-

ten sie sich doch auch wieder aufrichtig versöhnen, wenigstens dann, als sie beide in die ihnen gegenseitig von der Natur gezogenen Grenzen, gegen einander getreten waren. Wenn sie sich, in spätern Zeiten, einer über den andern, an Macht und Ansehn erhoben, so war dieß auf kurze Zeit, und beider Erhebung zu wenig in sich selbst begründet, als daß sie dauernd und fortschreitend, und daher von dem andern beneidet werden, oder ihm Besorgnisse erregen konnte. Seit jener Zeit aber sind beide in ganz andere gegenseitige Verhältnisse gesetzt, wozu die Revolution Wilhelms, englischer Seits, die erste Veranlassung gegeben hat. Und selbst die Stellung, die jetzt diese beiden Mächte gegen einander haben, ist nur eine Folge der Rivalität, die seit jener Zeit, fast ununterbrochen, unter ihnen statt gefunden hat.

Als der Krieg ausbrach, griff Frankreich nur Östreich und das deutsche Reich an. Ohne Widerstand drang das Heer Ludewigs in die benachbarten Provinzen des deutschen Reichs vor, an seiner Spitze den Dauphin, der seine vormalige Stelle bei demselben einnahm, und dem er empfahl, die Gelegenheit zu benutzen,

sein Verdienst von Europa anerkennen zu lassen, damit, wenn er einst sterben sollte, man nicht wahrnehme, daß der König todt sey.

Unbewährte Länder, und unvertheidigte Staaten, in dem südwestlichen Deutschland, an der Grenze Frankreichs überwältigen, waren die ersten Heldenthaten, welche die Franzosen in diesem Kriege verrichteten; die zweite, in der Pfalz, nach Art der Hunnen und Vandalen, zu brennen und zu verwüsten. Ewig wird dieser Feldzug ein Schandfleck der französischen Kriegsgeschichte bleiben. Indem man eine neue Kriegs-Macht und Kriegs-Kunst schuf, erneuerte man die alte Barbarei des Mittelalters, und verhöhnte dadurch selbst den höhern Kultur-Grad, zu dem man die freilich in allen Graden und Formen barbarische Kunst des Menschen-Mordens erhoben hatte.

Jene Heerführer wilder, barbarischer Völker, auch die Ritter des spätern Mittelalters, — die von Kunst und Wissenschaft, wie von Kultur gänzlich entblößt waren, mogten zum Princip haben: wenn es Krieg sey, müsse gesengt und gebrennt werden, — sie hatten keine bessere Art Krieg zu führen kennen gelernt,

und machten auf keine höhere Kriegs-Kunst Ansprüche. Anders verhielt es sich mit den Franzosen in der damaligen Zeit, und sollte sich noch weit mehr anders in der gegenwärtigen verhalten. Was ist denn die gepriesene höhere, neue Kriegs-Kunst, wenn sie zu den barbarischen Gräueln des Plünderns, Verwüstens und Sengens und Brennens zurückkehren muß, um sich wirksam zu machen? —

Man sagt zur Entschuldigung Ludewigs: er habe die Pfalz nur verwüsten wollen, um dem Feinde die Subsistenz-Mittel zu rauben. Das Brennen sey nicht sein, sondern Louvois Befehl gewesen, und er habe erst nach fünf Monaten die Gräuel erfahren, welche in dieser Zeit, unter seiner Autorität und unter seinem Namen, geschehn wären.

Verheeren um dem Feinde die Subsistenz im voraus zu rauben, ist die Kriegs-Kunst der Algierer und Maroccaner, und es bedurfte wohl der französischen höhern Taktik nicht, um auf diese Weise seine Zwecke zu erreichen. Von dem Verwüsten und Plündern zum Verbrennen, ist doch wahrlich kein Riesen-Schritt. Wem man die Subsistenz-Mittel raubt, dem

mag man auch seine Hütte anzünden; er wird sie ohnehin verlassen müssen. Und wenn ein König die Verwüstung befiehlt, oder gestattet, so ist es seltsam, ihn von der Schuld des Anzündens freisprechen wollen; denn wodurch erscheint denn jenes um so vieles humaner, als dieses?

Ein nicht zu übersehender Zug ist übrigens für den Regenten-Charakter dieses angeblich großen Königs, daß ein Minister es wagen konnte, ihm Nachrichten von dieser Art so lange vorzuenthalten. Die Anekdote aber, nach welcher Louvois auch die Einäscherung Triers beschlossen hatte, und dem Könige zu sagen wagte: sie sey schon befohlen, um seine Zustimmung zu dem erst zu gebenden Befehle zu erhalten, liefert schon hierin einen nicht minder bezeichnenden und interessirenden Beitrag zu der Charakteristik beider. Die Fortsetzung derselben aber, nach welcher der König die Feuerzange ergriff, um seinen Minister damit zu schlagen, sich aber durch Frau von Maintenon davon abhalten ließ, und der Minister entwischte; und — dieses Auftritts ohnerachtet — Minister blieb, und die Direktion des Kriegs behielt, dünkt uns der sprechendste Zug von allen zu

seyn. Der Despot, wie der Despotenknecht, werden dadurch, dünkt uns, gleich lebendig geschildert. Bei veränderten Namen, würde Niemand begreifen, daß sie sich am Hofe eines morgenländischen Fürsten zugetragen habe.

Die Barbareien in der Pfalz, regten den erschlafften — National-Geist? kann man doch auch jetzt kaum sagen, denn es war wohl nur Furcht, vor einer eigenen ähnlichen Behandlung — also die egoistische Indolenz der deutschen Fürsten — doch etwas auf. Aber was würde das gewirkt haben, was sie thaten — und, mehr noch wollten, — wenn Wilhelm von Oranien nicht alle Nachbarn Frankreichs, gegen diese allen furchtbare Macht verbunden, und unter die Waffen gebracht hätte.

Östreich, das deutsche Reich, die vereinigten niederländischen Provinzen, Savoyen, Spanien, Großbritannien verbanden und rüsteten sich. In zwölf bis funfzehn Monaten war der anfangs einfache Krieg zu einem fünffachen geworden, und nach allen vier Weltgegenden hin, sah Frankreich nur Feinde.

Anfangs verminderte dieß seinen Muth und seine Kriegs-Lust nicht. Es vermehrte nur seine

Anstrengungen und seine stolze, imponirende Haltung. Die hundert und dreissig tausend Krieger, mit denen es auf den Kampfplatz getreten war, wurden schnell bis zu drei hundert und funfzig tausend vermehrt; es wurden, nach Bedürfniß, bald vier, bald fünf, bald sechs Heere gebildet, die mehr oder weniger siegreich, die Feinde von den Grenzen Frankreichs entfernt hielten, und sich zum Theil beständig auf den Territorien derselben behaupteten.

Noch befanden sich einige Feldherrn an der Spitze derselben, welche die Talente, wie den Ruhm Condés und Turenne's — wenn auch in etwas vermindertem Grade — auf sich übergetragen hatten; die Namen Louxenburg und Catinat sind bekannt genug, um nur erwähnt werden zu dürfen. So auch die Siege bei Staffarda, Steenkerken, Fleurus, Neerwinden — wovon die meisten der Marschall von Louxenburg gegen den König von England gewann. Diese Siege hatten das seltene Eigenthümliche, daß nicht nur der Sieger, sondern mehr fast noch der besiegte seinen Ruhm dadurch vermehrte, und dieser, in dem Reichthume seines Genies, Mittel fand, jenem den Sieg selbst, durch die Ver-

kümmerung der Früchte desselben — wo nicht zu entreißen, doch zu schmälern.

Nie ist ein Feldherr beharrlicher in dem Kampfe mit dem Unglück, nie unerschöpflicher an Hülfs-Mitteln gewesen, erlittene Verluste zu mindern, oder zu ersetzen, nie unerschütterlicher in der Verfolgung seiner Plane gewesen. Hauptsächlich durch seine Theilnahme geschah es, daß, nachdem der Krieg vier Jahre geführt, und Ludewig meistens siegreich gewesen war, er sich gleichwohl herabließ, seinen Feinden den Frieden anzubieten, und ihnen Anerbietungen zu machen, die so viele Aufopferungen enthielten.

Der Urheber des Kriegs, Louvois, war, durch den Tod, einer lange vorbereiteten Vernichtung entgangen, und so konnten friedliche Ideen und Rathschläge bei Ludewig auch wieder eher aufkommen und Eingang finden. Die feine Politik, auf deren Überlegenheit man nicht minder stolz war und rechnete, als auf die kriegerische, sollte dieser jetzt zu Hülfe kommen. Man hielt es für fein und klug, den Frieden zu geben, damit Niemand sich beigehen lassen mögte, ihn vorschreiben zu wollen.

Es war wieder der Plan, durch Separat-

Unterhandlungen die Verbündeten zu trennen, und dadurch, daß man jedem allein Aussichten auf Vortheile eröffnete, ihn von dem Interesse seiner bisherigen Verbündeten abzuziehn, und an einer weitern Beförderung desselben zu hindern.

Aus Gründen, die von dem Charakter und der Lage dieses Fürsten entlehnt waren, hoffte man am ersten den Herzog von Savoyen zu gewinnen. Eben so unzuverlässig als vergrößerungssüchtig, kannte dieser Fürst durchaus kein Prinzip für seine Entschlüsse, als seinen Vortheil und die Erreichung seiner Absichten. Seine Lage, zwischen Östreich und Frankreich, am Eingange Italiens, machte eine Verbindung mit ihm für beide größere Mächte gleich wichtig, und bestimmte ihn, sich dem zu überlassen, von dem er die erheblichsten und sichersten Vortheile erwartete. Da aber auch die Verbindung mit dem einen, wie mit dem andern, ihn in Gefahr setzte, so bestimmte sie ihn zu der größtmöglichsten Vorsichtigkeit, um nicht durch den einen wieder um das gebracht zu werden, was er durch den andern gewonnen hatte, oder zu gewinnen hoffen konnte.

Deshalb fanden denn die Anträge Frank-

reichs bei ihm auch nicht die entgegenkommende Aufnahme, die man, nach dem Blendenden der Anerbietungen, wohl vorausgesetzt haben mogte. Er bezog sich auf sein Verhältniß zu Östreich, durch welches er sich gebunden hätte, machte Gegenforderungen, die man nicht eingehen wollte, und zog so die Unterhandlungen hin, bis man ungeduldig wurde, und sich nun mit einem ähnlichen Antrage an Östreich wandte.

Seit der Regierung Karls des fünften, ist langsames Entschließen und Handeln den Regierungen dieses Hauses, mit Ausnahme einiger der neuesten Regenten, stets eigen gewesen; daher man wohl Beispiele hat, daß sie bei Verbindungen der Art, wie die damalige, die letzten — aber kaum eins, daß sie die ersten waren, die einen Friedens-Vertrag abschlossen. Die Anträge des französischen Hofs schienen vortheilhafter, als man sie erwarten konnte; — daher nahm man sie in Überlegung. Frankreich machte nun auch Anträge an Spanien, England und die General-Staaten, die alle Anerbietungen von Zurückgeben enthielten.

Aber vielleicht würden sie mehr Eingang gefunden haben, wenn sie statt dessen Foderun-

gen aufgestellt hätten. Diese entgegenkommenden Anerbietungen führten auf die Idee, daß ihnen wieder Foderungen entgegengesetzt werden könnten; und der entwurfreiche Kopf Wilhelms, knüpfte daran den Plan, Frankreich in seine alten Gränzen der Größe und Macht zurück zu weisen.

Durch seine Wirksamkeit hauptsächlich, wurde die Fortsetzung des Kriegs beschlossen; wiewohl alle Theile die Anstrengungen fühlten, welche sie bereits gemacht hatten und noch machen mußten.

Nach dreijähriger Fortsetzung des Kriegs war man beinah auf derselben Linie, wo man vorher war. Es hat sich stets als ein eitles Bestreben bewährt, Frankreich ganz überwältigen zu wollen. Wohl aber hat mehr als einmal die Erfahrung gelehrt, daß Frankreich durch den Krieg, auch wenn es widersteht, und selbst wenn es siegreich ist, — wie jeder andere Staat — entkräftet werden kann.

Den Vortheil hatten die Gegner Frankreichs auch damals durch ihre Beharrlichkeit erlangt, obwohl freilich nicht ohne verhältnißmäßig selbst zu leiden. Seine Finanzen, die schon bei dem Anfange des Kriegs in Unordnung waren, fanden sich jetzt in dem Zustande tie-

ser Zerrüttung. Die Erwerbsquellen waren geschwächt, versiegt; die Gewerbe stockten, die Nation sah sich von Jahr zu Jahre einer völligen Verarmung näher gebracht.

Durch die Auswanderungen (der Hugenotten) und Rekrutirungen für das achtjährige Bedürfniß eines, zwischen drei bis viermalhunderttausend Mann starken, fünf bis sechsfachen Heeres, war ein sehr merklicher Abgang der Bevölkerung bewirkt. Um Geld herbei zu schaffen, mußten drückende Abgaben aufgelegt werden. Die ganze Finanzkunst der Schwächlinge, die damals an der Spitze dieses wichtigen Zweiges der Staatsverwaltung standen, beschränkte sich darauf, sie zu ersinnen. Man war wieder völlig in die Zeiten Richelieus und Mazarins zurück gefallen, man war so weit gekommen, daß man sogar zu dem Behelf-Mittel seine Zuflucht nahm, das Silbergeschirr in die Münze zu schicken, wozu der König das Beispiel gab, dem der Hofadel dann folgen mußte.

Die französische Armee hatte durch diesen ganzen Krieg ihren Ruhm, und im Ganzen genommen, auch ihre Überlegenheit behauptet. Aber ihre alten Feldherrn waren, bis auf Catinat,

tinat, dahin; und die Wahl der neuen ließ zum Theil schon die Einflüsse bemerken, welche von jener Zeit an, unter dieser und der folgenden Regierung, dem Ruhme und dem Erfolge der französischen Waffen fast ein Jahrhundert hindurch in einem so hohen Grade nachtheilig geworden sind.

Die französische Seemacht, die sich anfangs (auf der Höhe von Dieppe) mit Ruhm bedeckt hatte, war in der Folge (bei la Hogue) fast gänzlich zu Grunde gerichtet. In einer neunjährigen Fortsetzung des Kriegs hatte kein Theil entscheidende Vortheile gewonnen; alle aber fühlten die Lasten und Erschöpfung des Kriegs, alle sonach das dringende Bedürfniß des Friedens.

In sofern der Vergrößerungs-Sucht und Vergrößerungs-Macht Frankreichs einiger Einhalt geschehn war, hatten die übrigen Mächte ihren Zweck erreicht.

Holland, das damals auch in sofern die Rolle spielte, die England in der Folge übernahm, als es den größesten Theil des Geldaufwandes der gegen Frankreich Verbündeten bestritt, empfand, bei dem weniger kriegerischen

Geiste seiner Bürger, die zunehmenden Lasten auch um so beschwerlicher.

In England, in welchem durch den Parthei-Geist die Harmonie zwischen Nation und König längst gestört war, herrschte Unzufriedenheit mit den kriegerischen Entwürfen des Königs, die man seinem Ehrgeize allein zuschrieb und zu unterstützen sich immer mehr streubte.

In Spanien wurde die vollkommenste Erschöpfung der Nation, so wie die Kraftlosigkeit der Regierung, in einem Grade fühlbar, der an völliges Unvermögen und Untergang grenzt; und wie Italien, seufzte Deutschland über die Fortdauer eines Kriegs, an dem beide kein anderes, als ein leidentliches Interesse nahmen, und in welchem man sich von Jahr zu Jahre mehr als Opfer des Ehrgeizes und der Vergrößerungs-Sucht der Mächte erkannte, zwischen denen man in der Mitte stand, und von denen man, nach dem Wechsel des Glücks, als Freunde und Feinde gleich übel behandelt wurde.

Diese Umstände und Verhältnisse milderten den Stolz und die Anmaßungen Frankreichs in eben dem Maße, als sie die Entwürfe und

Aussichten seiner Gegner beschränkten. Das Kabinet von Versailles erhielt es über sich, den vor einigen Jahren mißglückten Unterhandlungs-Versuch auf gleichem Wege mit erhöhten Anerbietungen zu wiederhohlen; und Savoyen bezeigte sich jetzt entgegenkommender.

Der Lage der Dinge nach, hatte der Herzog von Savoyen, wenn er jetzt von der Coalition abtrat, von Östreich nichts zu befürchten, und wenn er bei derselben beharrte, keine Ursache mehr von demselben zu erwarten, als Frankreich ihm zu gewähren vermogte, dessen Antrag durch den Pabst und die Republik Venedig unterstützt wurde.

Von diesen, damals noch wirksamen Verwendungen, hoffte er auch nicht nur Verzeihung seiner Abtrünnigkeit, sondern auch Nachfolge auf Seiten der Verbündeten, deren Lage, die ihm nicht unbekannt war, diese Hoffnung bedeutend unterstützte. Dennoch wurden die Unterhandlungen möglichst geheim gehalten, und der Vertrag, zwischen dem Herzoge und dem Marschall Catinat, zu Loretto abgeschlossen, wohin sie sich unter dem Vorwande einer from-

men Wallfahrt zu dem heiligen Mutter-Gottesbilde beide begeben hatten.

Nachdem dieß geschehen, machte der Herzog den Verbündeten nun die Eröffnung, daß Friedens-Anträge von Frankreich gemacht worden, und eine Übereinkunft wegen eines Waffenstillstandes getroffen wäre. Noch vor Ablauf desselben publicirte man den Friedenstraktat, vermittelst welches der Herzog von Savoyen sich auf das engste mit Frankreich — auch durch Heirath — verband, und für den Fall der Fortdauer des Kriegs, nicht blos als dessen Verbündeter, sondern auch als dessen Feldherr auftrat.

In dieser Qualität zeigte er sich, nach Ablauf des Waffenstillstandes, wirklich den Östreichern und Spaniern gegen über, und bewirkte dadurch zunächst eine Übereinkunft, nach welcher Italien für neutral erklärt wurde. Nach langen Unterhandeln vereinigte man sich zu dem Entschlusse, zu Ryswick einen Congreß zu veranstalten, um unter schwedischer Vermittlung einen allgemeinen Frieden zu negotiiren.

Das vielseitige Interesse verwickelte eine Zeitlang die Unterhandlungen sehr; doch endeten sie nach Verlauf eines halben Jahres, mit

dem Abschlusse des Friedens. England unterzeichnete zuerst; ihm folgten die Übrigen bis auf Östreich, das auch hier seinem Zögerungs-Systeme treu blieb.

Bei diesen Unterhandlungen zeigte Frankreich eine Mäßigkeit, Bereitwilligkeit, Nachgiebigkeit und einen sanften gefälligen Ton, überhaupt ein Betragen, das gerade das Gegentheil von dem war, was man seit geraumer Zeit an demselben zu sehen sich gewöhnt hatte. Allen wurde nicht nur alles zurückgegeben, was ihnen durch Eroberungen in diesem Kriege genommen und noch in dem Besitze Frankreichs war, sondern auch, bis auf Straßburg und einige Plätze, für welche Kompensationen bewilligt wurden, Alles, was seit dem Nymweger Frieden von Frankreich okkupirt war. Der Herzog von Lothringen wurde restituirt. Die Sache des entsetzten Königs von England, Ludewigs Verwandten und Schützling, für die er angeblich ebenfalls mit gefochten hatte, wurde völlig aufgegeben. Es wurden für Östreich, Holland und das Reich nicht unvortheilhafte Grenzbestimmungen gemacht, und mit den Handels-Staaten Commerz-Traktate geschlossen, mit

denen beiderseitige Kontrahenten vollkommen glaubten zufrieden seyn zu können.

Dieser Friede — offenbar ein solcher, wie ihn Überwundene sonst zu schließen pflegen — so wie dieser ganze Krieg — oder vielmehr die Wirkung, die derselbe in den innern und äussern Verhältnissen hervorgebracht, — war ein großer Schritt abwärts von der Höhe, auf welcher Frankreich vorher gestanden hatte. Mit den Ansprüchen dieser Macht und der Kraft sie geltend zu machen, erfuhr auch die bisher vor derselben gehegte Achtung und Furcht, eine verhältnißmäßige Beschränkung.

Was man über Frankreich gewonnen, oder was Frankreich über sich eingeräumt hatte, munterte zu dem Wunsche und der Hoffnung auf, noch mehr über dasselbe zu erhalten. Der Entwurf desselben auf die Krone Spaniens war kein Geheimniß geblieben. Und so wie Frankreich diesen Frieden hauptsächlich angeboten und erleichtert hatte, um sich zur Ausführung desselben vorbereiten zu können; so war er von den meisten Theilnehmern auch in der Absicht angenommen worden, die

Rache zu der Vorbereitung der Vereitelung dieses Planes zu benutzen.

Wenn sonach je ein Friede den Keim eines neuen Kriegs in sich trug, für einen bloßen Waffenstillstand geachtet werden mußte, so war es dieser. Kaum waren drei Jahre vorüber, als wieder alle Theilnehmer gegen einander unter den Waffen standen.

Als ein charakteristischer Zug für diesen Krieg und diese Zeit, darf nicht unbemerkt bleiben, die Tendenz, welche er, durch die See-Unternehmungen, nach den fremden Welttheilen erhielt. Seit dieser Zeit sind die europäischen Kriege, in die Frankreich und England verwickelt waren, — auch Kriege in Amerika und Indien geworden, und so ist der Zeitpunkt nach und nach herbeigeführt, in welchem nun ein europäischer Krieg nicht anders als in Indien entschieden werden kann.

Viertes Kapitel.

Fernere Fortschritte. Intriguen zur Erlangung der spanischen Erbfolge. Neuer Krieg. Neue Verbindung gegen Frankreich.

Wohl nicht leicht kann ein Staat, eine Regierung einen sprechendern Beweis von ihrem Herabsinken von Kraft und Größe geben, als wenn sie sich zu einer intriguenvollen Politik erniedrigt. — Dieß war Frankreichs Fall, besonders von dieser Zeit an, in Hinsicht auf die spanische Erbfolge-Angelegenheit.

Wann hat die Ländersucht einen rohern Charakter angenommen, als unter der Regierung dieses, als ein Muster und Wunder dargestellten Monarchen? Da man sich Übermacht genug zutraute, verhöhnte man alle Begriffe von Recht dadurch, daß man den schreiendsten Gewaltthaten den Schein einer rechtlichen Verhandlung zu geben suchte, und gleichwohl alle Form Rechtens mit Füßen trat. Nachdem man zu dem Gefühle gelangt war, durch Gewalt nicht alles zu vermögen, trug man kein Bedenken, sich zu Intriguen herabzuwürdigen.

Es ist unmöglich, mit weniger Delikatesse zu Werke zu gehn, als es von Frankreich in dieser Angelegenheit geschah. Man theilte die Länder eines Monarchen, der noch am Leben und in Besitze derselben war, ohne ihn zu fragen. Man schloß Verträge über sein Eigenthum, ohne ihm auch nur Kenntniß davon zu geben. Man schloß förmliche Theilungs-Verträge über das Eigenthum eines Dritten, mit einem Vierten, der keinen Antheil daran hatte, und legte ihnen Kraft bei, obgleich der Eigenthümer, wie die Kompetenten, dagegen protestirten. Und indem man diese Theilungs-Verträge schloß, intriguirte man bei dem Besitzer, um ihn zur Verleihung des Ganzen zu bewegen.

Alle Arten von Künsten der Intrigue und Kabale wurden dazu in Bewegung gesetzt. Und als man durch die Bewirkung eines Testaments, was der Erblasser wider seinen Willen unterzeichnete, in dieser Hinsicht seinen Zweck erreichte, setzte man sich frech der Schande aus, wegen Wortbrüchigkeit beschämt zu werden, und zugleich leichtsinnig der Gefahr, indem man sich Feinde zuzog, sich der öffentlichen Verachtung Preis gegeben zu sehen.

Daß auf die Ansprüche, auf welche man diese Verträge und Bewerbungen gründete, längst förmlich Verzicht geleistet war, wurde gar nicht in Betracht gezogen. Wo man nicht durch Beweise des Rechts Überzeugung zu bewirken vermogte, suchte man doch, durch Benutzung des Parthei-Geistes, der Habsucht und Blödsichtigkeit und selbst durch einen Vorschmack der Höllen-Qualen, wenigstens den Impuls zu einer Handlung zu geben, welcher der Wille dessen, der sie that, in dem Augenblicke widerstrebte, da er sie verrichtete.

Wiewohl man den Gemüthszustand sehr gut kannte, in welchem der beinah schon im Sterben begriffene, beängstete Karl, die ihm abgeplagte Unterschrift des Testaments, durch welches Ludewigs Enkel, Philipp von Anjou, zum Erben der spanischen Monarchie eingesetzt wurde, verrichtet hatte und sonach von ihrer rechtlichen Nullität überzeugt seyn mußte, so machte man gleichwohl dieß Testament zur Grundlage einer Rechtsforderung, durch welche alle andere vernichtet werden sollten und fand darin einen genugthuenden Bewegungs-Grund zu einem Kriege, der dreizehn Jahre lang fort-

gesetzt wurde und vier Staaten zu Grunde richtete, — vor allen den, um dessen Besitz man ihn begonnen hatte.

Als Frankreich diesen Krieg begann, sah es freilich auch wohl nicht voraus, welchen Gang er nehmen und wie lange und wie weit er sich ausdehnen würde. Es geht den Regierungen, wie den einzelnen Menschen, die nicht bemerken, oder nicht bemerken wollen, daß sie nicht mehr sind, was sie vor zwanzig Jahren waren, und noch dann sich davon nicht überzeugen, wenn sie darüber die kräftigsten Erfahrungen machen.

Ludewig selbst war ein Greis geworden; aber seine Selbsttäuschung über seine Kräfte und deren Anwendung, war dadurch so wenig vermindert, daß sie vielmehr um Vieles noch zugenommen hatte. Daß seine großen Minister vor ihm hingegangen waren, kümmerte ihn nicht, denn er war überzeugt, daß er selbst und allein regiert hatte. Er ließ die Söhne den Vätern, Jünglinge und Knaben den Männern, in den ersten Staatsbedienungen folgen, indem er sie und sich damit beruhigte: er habe ihre Väter gebildet, er werde auch sie zustutzen.

Einem Schwächlinge, Chamillard — fast dem einzigen Erwachsenen, der in dem Ministerium war, — hatte er zwei Departements übertragen, an deren einem die Kraft-Männer Colbert und Louvois genug gehabt hatten. Ihn selbst beherrschte immer mehr ein alterndes Weib, das wohl Talente hatte, ein Erziehungshaus für junge Mädchen, aber nicht einen Staat zu regieren.

Vorzüglich unglücklich zeigte sich ihr Einfluß auf die Besetzung der Feldherrnstellen, und die Kriegs-Operations-Plane; die man, wie alle andere Staats-Angelegenheiten, in ihrem Kabinette und ihrem Beiseyn verhandelte und zu denen sie ihr Gutachten zu geben von dem Könige nicht selten aufgefodert wurde.

Nicht die sah man an der Spitze der Heere, die sich durch frühere Thaten bewährt und berühmt gemacht hatten, sondern die, welche sich der Gunst der Frau von Maintenon erfreuten. So hatte in dem beendigten Kriege Villeroi schon den Platz eingenommen, der einem Würdigern gebührte, deren es damals, und auch in dem folgenden Kriege, aus der Schule jener großen Muster-Helden, immer

noch einige gab, die aber zurückgesetzt wurden und in unbemerkter wirkungsloser Einsamkeit lebten.

In der innern Organisation des Heeres hatten sich, durch die Unfähigkeit und die Nachlässigkeit des neuen Kriegsministers, sehr wichtige und wirksame Mißbräuche eingeschlichen. Jünglinge und halbe Knaben aus den ersten Häusern des Adels erhielten die obersten Stellen, die ihnen käuflich zu Gebote standen. Die alten und verdienten Offiziere sahen sich dadurch zurückgesetzt und mit ihrer Erfahrung und ihrem Muthe, zur bleibenden Subalternität verdammt. Und welche Folgen der Mißmuth darüber und die Unfähigkeit und Unerfahrenheit und der Mangel an Achtung und Vertrauen derer, welche die Stellen einnahmen, die ihnen gebührten, haben mußten, darf wohl nicht näher dargestellt werden.

Ein anderes, hiermit verwandtes großes Übel war die Erschlaffung der Disciplin, auf welche, unter Louvois, mit besonderer Strenge gehalten wurde. Bei einer schlechten Staatswirthschaft und der Erschöpfung der Finanzen, noch von dem vorigen Kriege her, konnten die

Truppen auch keineswegs so mit dem Erforderlichen versehn werden, als dieß in vorigen Zeiten geschah. Unter diesen Umständen müßten ihre Fortschritte, denen, die sie vormals machten, noch weit ungleicher gewesen seyn, wenn nicht noch ein Überrest des alten Geistes in ihnen fortgelebt hätte. Es mußten aber ihre Fortschritte auch nach eben dem Verhältnisse schwächer werden, da durch den Krieg die nach und nach fortgerafft wurden, in denen er fortlebte und theils die Mißbräuche, deren wir gedacht haben, sich mehrten, theils die Folgen derselben sich immer mehr entwickelten.

Mehr als für einen der vorigen Kriege, mußte die Nation für diesen Opfer bringen, und gleichwohl war sie bei diesem weniger noch als bei einem der vorigen interessirt.

Wenn Herrscher nach Vergrößerung ihrer Staaten trachten, so haben die Völker auch selten wesentliche Vortheile davon zu genießen, vielmehr werden die äussere Sicherheit, so wie der innere Wohlstand eines Staats, meistens nach eben dem Verhältnisse geschwächt und vermindert, nach dem der Staat vergrößert wird. Indessen ist doch in diesem Falle, eine

Täuschung leichter; auch giebt es Schein-Vortheile, welche an die Stelle der wirklichen treten und die Theilnahme der Nation erregen und erhalten.

Die Phantome von National-Größe und Ehre, die Idee, daß an dem, was der Regent thut, erwirbt, die Unterthanen einen Antheil haben, und endlich der Wahn, daß für die gemachten Opfer wesentlicher Ersatz werden könne, bleiben nicht ohne Wirkung und entschädigen an sich schon gewisser Maaßen für manches Opfer, oder lassen es doch weniger fühlbar werden.

Ganz anders verhält es sich indessen bei einem Kriege, den, wie hier, ein Fürst so ganz offen nur für seine und seiner Familie Privatzwecke führt. Hier kann weder eine solche reale Beziehung, noch eine solche Selbsttäuschung statt finden. Ein jeder fühlt wenigstens dunkel, wenn er es auch nicht erkennt, daß hier der Fall sey, wo ein Fürst, wie ein Privat-Mann, was er für seine speciellen Zwecke, für seinen Privat-Vortheil wolle, auch aus seinen eigenen Mitteln zu bewirken suchen müsse.

Das wagte der edle Fenelon, als die Ko-

sten dieses neubegonnenen Krieges immer größer wurden, und die Noth drang, nach eben dem Verhältnisse zunahm, auch laut zu sagen; fiel dafür freilich noch tiefer in die Ungnade des Königs; aber er baute sich einen Altar in dem Herzen jedes Franzosen, der, durch den langen Despotismus, den Sinn für Menschen- und Unterthanen-Rechte und Würde noch nicht ganz verlohren hatte.

Der Zweck dieses Kriegs war: die Krone Spanien für das Haus Bourbon zu gewinnen. In einem durch Intriguen und geistliche Zwangsmittel erlangten Testamente des letzten Königs, aus dem Hause Östreich, war, wie bereits oben bemerkt, der zweite Enkel Ludewigs, Philipp, zum Nachfolger desselben ernannt worden; wogegen Östreich, wegen seiner nähern Verwandtschafts-Rechte, gegründete Protestation einlegte.

Die Indolenz dieses Hofs war Schuld, daß man französischer Seits diese testamentarische Bestimmung hatte erlangen können, und daß Ludewig es vermogte, in Folge derselben seinen Enkel in Besitz zu setzen. Denn ohne dieselbe würde Karl von Östreich, nach der Auf-

fo-

foderung des Erblassers und dem Wunsche des größesten Theils der spanischen Nation, bereits im Besitz gewesen seyn, als der König sich dem Tode nahte.

Das überfromme Zutrauen des Kaisers Leopold auf sein Recht, und die Waltung der Vorsehung und Unterstützung der Mutter Maria — die er seine Plenipotentiaria nannte, — ließ ihn diese, wie so manche andere Gelegenheit, verscherzen. Und da sich dieß Vertrauen nicht durch den Erfolg bewährte, und man gleichwohl seine Ansprüche nicht aufgeben wollte, so war man genöthigt — zu den Waffen zu greifen; — jetzt nun in dem ungünstigen Verhältnisse, den Gegner aus dem Besitze vertreiben zu müssen, in welchem man ihm Zeit gelassen hatte, sich schon völlig fest zu setzen.

Durch Wilhelms von England Bemühn, bildete sich eine neue Coalition, die durch besonders günstige Umstände unterstützt, den Krieg wirksamer führte, als die frühern; dann aber, als diese sich zum Theil auf die Seite Frankreichs wandte, die Früchte früherer Anstrengungen und Vortheile am Ende desselben wieder vereitelt sah.

Dieser Krieg hätte eine große Lehre für spätere Zeiten werden können; — werden müssen, wenn Erfahrungen belehrten. Er zeigte, was Frankreich im sinkenden Zustande gegen ganz Europa vermöchte; er deutete darauf hin, was es in einem sich hebenden Vermögen würde. Eine seltene Einheit und Festigkeit, in der damaligen Verbindung gegen diese Macht, stellte dieß, für die Folgezeit noch warnender ins Licht. Aber Warnung kann Etwas nur für den enthalten, der gewarnt seyn will; so wie Lehre nur für den, der der Belehrung empfänglich ist.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen. Übersicht des Krieges. Prinz Eugen. Herzog von Marlborough. Großpensionair Heinsius.

Was ein für Frankreich günstiger Umstand schien — daß Wilhelm der dritte gleich bei dem Ausbruche des Krieges mit Tode abging, änderte doch, ungewöhnlicher Weise, nichts in den Verhältnissen. England und Holland blieben eng verbunden, und beide gleich thätig und mit Erfolg bemüht, Europa gegen Ludewig wirksam zu vereinigen und seinen Absichten entgegen zu arbeiten.

Als Ludewig in Macht und Stolz sich zuerst erhob, war es Holland und in Holland ein einzelner Staatsbeamter, welche es sich unterfiengen, seinen Ansprüchen Schranken zu setzen und seine Fortschritte aufhalten zu wollen. Um sich zu rächen und dieses Hinderniß seiner Plane aus dem Wege zu räumen, bot er seine ganze, erhöhte Macht auf, und — er wirkte nur für sich die Beschämung, weder das eine noch das andere zu vermögen.

Immer stand Holland und in Holland ein einzelner Mann vor ihm und gegen ihn, da wo sein Ehrgeiz und seine Eroberungs-Sucht sich hinwarf und hatte keinen geringen Antheil daran, daß seine Fortschritte wieder zu Rückschritten wurden, und daß es mit seiner Größe abwärts ging, anstatt, wie man es erwartete und beabsichtete, fortgesetzt aufwärts zu gehn.

Johann de Witt, Wilhelm von Oranien und jetzt wieder Heinsius waren die Felsen, an denen sich die Wogen der Vergrößerungs-Sucht des mächtigen Ludewigs brachen, und die, wodurch sie verderblich auf ihn in seine Staaten zurückgeworfen wurden. Heinsius, Groß-Pensionair von Holland, an Geist und patriarchalischer Sitten-Einfalt seinem Vorgänger, Witt, gleich, trat auch in Hinsicht seines Systems gegen Frankreich, völlig in dessen Fußstapfen. Die enge Verbindung zwischen England und Holland, die Wilhelms Gelangung zum Throne von Großbritannien noch fester zusammengezogen, wurde von ihm erhalten und für diesen Zweck benutzt.

Das Schicksal, was die Demüthigung Ludewigs beschlossen hatte, ließ einen Mann von

eben so großen Talenten, als Begierde, sie zu seiner Macht und seinem Ruhme geltend zu machen, in England damals die Seele der Herrscher-Entschließungen und kriegerischen Veranstaltungen und Unternehmungen seyn; ließ den verblendeten König selbst Östreich einen Feldherrn geben, der die Schwäche dieser Macht, durch sein Genie zu verstärken verstand und im engsten Verein mit jenen beiden großen Männern, mit der angestrengtesten und beharrlichsten Benutzung aller Hülfs-Mittel, die sein unerschöpflicher Geist ihm darbot, auf Ludewigs Demüthigung und Überwältigung hinarbeiten.

Die Ereignisse dieses Krieges haben ein höheres und vielfacheres Interesse, als die der vorher von Ludewig geführten, als die meisten Kriege überhaupt, die in der neuern Zeit geführt worden sind. Eben deshalb aber sind sie auch als bekannter vorauszusetzen und bleiben hier im Detail unberührt, indem für unsern Zweck hinlänglich ist, den Gang derselben im Ganzen und Großen zu übersehen und die Betrachtungen anzudeuten, zu welchen dieser Überblick die Veranlassung giebt.

Dieser Krieg wurde von Frankreich, wie die vorigen, mit entschiedener Übermacht angefangen. In Italien, Spanien, den Niederlanden und Deutschland wurden anfangs glückliche Fortschritte gemacht. Ludewig trotzte, seiner alten Gewohnheit nach, auf seine Macht und forderte, schon mit zahlreichen Feinden umgeben, England, durch die förmliche Anerkennung des Sohnes Jakobs des zweiten, als König von Großbritannien, gleichsam heraus, sich ebenfalls mit den übrigen gegen ihn zu verbinden.

Nun vereinten Eugen und Marlborough, zwei Männer, wie sie selten ein Jahrhundert neben einander aufstellt, ihre Genien und Hülfs-Mittel, und nun hörte man nur von Siegen über die Franzosen, von Eroberungen der Festungen, welche Franzosen besetzt hielten; wie in den vorhergehenden Kriegen stets von allen Seiten her nur das Gegentheil erscholl.

Damals erkannte man es deutlicher als je, was es ist, wodurch Heere siegreich werden und was die Ursach wird, daß Coalitionen meistens so wenig auszurichten vermögen. Kaum kennt die Geschichte ein Beispiel, daß drei Männer, dreier verschiedener Nationen, die

vermöge ihrer verschiedenen Verhältnisse auch verschiedene Zwecke des Ehrgeizes hatten, auch so beharrlich verbunden waren, und daß die Coalition, welche durch sie zusammen gehalten wurde, so kräftig wirksam sich bewährte.

Von Jahr zu Jahre wurden ihre Vortheile entschiedener, größer; von Jahr zu Jahre sah sich Ludewig mehr bedrängt, gedemüthigt, entkräftet, von seinem Zwecke mehr entfernt; — seinem Untergange dagegen näher gebracht. — Zu dem Unglücke im Kriege gesellte sich Aufruhr im Innern, zu dem Elende des Krieges, das Elend, welches Kälte und Hungersnoth bewirkten. Über die Gränze von Frankreich vorgedrungen, verbreiteten die Feinde Furcht und Schrecken, selbst bis zur Hauptstadt. Endlich auf das Äusserste gebracht, sah er sich durch einen Wechsel der Verhältnisse plötzlich gerettet, und aufs neue in Vortheil gegen seine Feinde gesetzt; — zum Zeugnisse, daß der Zufall, oder eine höhere Gewalt über die Genies, wie über die Mächtigen gebietet, und daß sie es allein ist, von der die Entscheidung abhängt.

Hierin, wie in einigen andern Verhältnissen und Ereignissen, zeigt sich eine Ähnlichkeit dieses, mit dem siebenjährigen Kriege, wiewohl

in vielfacher anderer Hinsicht die Verschiedenheit wesentlich und groß ist. Man nehme Ludewig gegen Friedrich, in seinem ganzen Verhalten, während dieses Krieges; in seiner Thatlosigkeit, seiner zunehmenden Stumpfheit, seiner Abhängigkeit von einer alternden Frau, der er selbst stets mehr veralternd, an Geist und Gesinnung immer ähnlicher wurde. Dagegen sehe man den Heroen Friedrich, in seinem rastlosen Kampfe, mit lauter überlegenen Kräften — mit dem Schicksale! —

Friedrich rettete der Tod einer Feindin, die unter seinen Feinden einer der erbittertsten und mächtigsten war; Ludewig der Sturz einer Günstlingin, die an der Spitze einer Hofparthei stand, welche die Coalition in der Person ihres Leiters hauptsächlich zusammen hielt und wirksam machte.

Was die englische Hofkabale vorbereitet hatte, benutzte die französische Kabinets-Intrigue. England wurde gewonnen, die Coalition nach und nach aufgelös't und dann ein Friede unterhandelt, der das Isolir-System aufs neue bewährte, und nur durch dasselbe zu Stande gebracht wurde.

Sechstes Kapitel.

Utrechter Friede.

Vier Jahre eines doch noch nicht ganz unbegünstigten Kriegs erzeugten schon bei Ludewig den Wunsch nach Frieden. Das beharrliche und von jetzt an jährlich sich mehrende Unglück und die dadurch bewirkte Entfernung von seinem Ziele, ließen diesen Wunsch auch von Jahr zu Jahre stärker werden, bestimmten den nach Ruhe sich sehnenden Greis auch, von Jahr zu Jahre, ihn offener und angelegentlicher zu äussern.

Er selbst hatte wohl die Zeit am wenigsten vergessen, wo Holland ihm Abgeordnete sandte, um den Frieden von ihm zu erbitten, als er beschlossen hatte, diesen Staat zu vernichten und sich auch im Begriffe dazu glaubte. Aber ein solcher ist der Wandel der Menschen und Dinge, daß Ludewig sich jetzt an eben dieß Holland wandte, um von ihm den Frieden zu erhalten.

Nachdem er drei Jahre lang vergebens, durch Unterhändler, stets vortheilhaftere Anträge gemacht hatte, sandte er im vierten

seinen ersten Staats-Minister an den Groß-Pensionair Heinsius, um ihm die Eröffnung zu machen, daß er bereit sey, die Sache seines Enkels ganz aufzugeben, wenn man sein Gesuch um Frieden gewährte.

Der französische Minister hatte sich geschmeichelt, persönlich nur im Haag erscheinen zu dürfen, um durch seine Gegenwart, seine Würde und seine Talente, den holländischen Raths-Pensionär seinen Zwecken gemäß zu bestimmen. Er rechnete auf seine Feinheit, auf seine Würde, — wenn es nöthig seyn sollte — auf die Kraft des Geldes.

Seine Absicht ging zunächst dahin: Holland von der Coalition abzuziehen. Der weltkluge Minister machte zuerst hier die Erfahrung, daß es eine Feinheit gab, welche die seinige übertraf, daß Einfachheit der Sitten und Gesinnungen mit den Talenten eines großen Staats-Mannes vereinbar sind, und daß Beschränkung der Bedürfnisse über die Bestechlichkeit erheben.

Mit Erstaunen sah er, daß der Mann, der es wagte, sich seinem Könige entgegen zu stellen, der auf das Schicksal von Europa einen

so wichtigen Einfluß hatte, mit einer alten Magd, einem Bedienten und einem Kutscher, die seinen ganzen Haus-Staat ausmachten, in einem Häuschen lebte. Mit Verwunderung und Verdruß erfuhr er, daß der, den er so leicht zu überreden hoffte, sich gar in keine Unterhandlung mit ihm einließ. Nur mit den Verbündeten konnte er zu Unterhandlungen gelangen; und diese nahmen einen Gang, welcher ihn bald wahrnehmen ließ, daß man dabei nicht sowohl die Beförderung des Friedens, als die völlige Vernichtung Frankreichs und der Macht und des Ruhms Ludewigs zur Absicht hatte.

Wer den Frieden will, wird und muß siegreiche Feldherrn nie zu Unterhändlern machen. Hier kam noch dazu, daß der eine auch ein politisches Parthei-Haupt war, und als solches die Fortsetzung des Krieges seinem Interesse gemäß fand. Eugen und Marlborough vernichteten die Friedens-Hoffnung durch die Foderungen, welche sie machten und deren Gewährung sie selbst nicht erwarteten, nicht beabsichteten. Beschämt, erbittert, kehrte der Marquis von Torcy zu dem gedemüthigten, bekümmerten

merten Ludewig zurück, um ihm, als kathegorischen Imperativ seiner Feinde den Antrag zu überbringen, daß er seine von ihnen besiegten und zum fernern Widerstande, wie es schien, unfähig gemachten Truppen, nach Spanien senden solle, um seinen Enkel selbst von dem Throne zu vertreiben, auf den er ihn gesetzt hatte.

Durch diese empörende Zumuthung erschüttert, erhob sich sein zusammengesunkenes Gemüth zu dem verzweiflungsvollen Entschlusse, wenn er fortgesetzt Krieg führen solle, ihn gegen seine Feinde und nicht gegen seine Kinder zu führen.

Nicht mehr von dem Glücke, als bisher begünstigt, nur mehr noch der Hoffnung beraubt, geschwächt und ermüdet, entschloß er sich gleichwohl, in dem nächsten Jahre zu einem neuen Versuche, den Frieden zu erlangen. Zu Gertruidenburg wurde ein förmlicher Kongreß veranstaltet, der jedoch nicht mehr Aussicht zu einem glücklichen Erfolge eröffnete.

Allein er gewährte einen Gewinn von Zeit, und in dieser Zeit ging eine Veränderung am Hofe zu London vor, welche eine gänzliche Veränderung der übrigen zur Folge hatte.

Die Parthei, die itzt die Staats-Verwaltung lenkte, wollte den Frieden, weil die von ihr gestürzte den Krieg gewollt hatte. Es entspannen sich geheime Unterhandlungen zwischen England und Frankreich, die einen bald sie verrathenden Einfluß auf die Fortsetzung des Kriegs gewannen. Die Veränderung der Verhältnisse zwischen England und Frankreich, hatte auch eine Veränderung der Verhältnisse zwischen England und Holland zur Folge.

Nun trat eine zweite Veränderung der Verhältnisse ein, veranlaßt durch den Tod desjenigen Monarchen, dessen Ansprüche auf Spanien die mit ihm verbündeten Mächte gegen Frankreich geltend zu machen suchten. Durch den unbeerbten Tod des Kaisers Joseph des ersten gelangte sein Bruder Karl zum Besitz der ganzen östreichschen Monarchie. Die Verbindung der spanischen mit derselben konnte dem Interesse keiner der mit Östreich verbündeten Mächte angemessen seyn; was denn bei der Fortsetzung des Kriegs auch bald merkbar wurde.

Das Glück wandte sich wieder zu den Heeren Frankreichs. Neue Anträge zu Friedens-Unterhandlungen fanden mehr Eingang. Zu

Utrecht wurde ein Kongreß versammelt, und so wie er unter ganz andern Verhältnissen als die im Haag und zu Gertruidenburg begann, so wurde er auch mit ganz anderm Erfolge fortgesetzt und mit ganz andern Resultaten geendet. Spanien blieb dem Hause Bourbon, doch mit der Bedingung, daß es nie mit Frankreich vereinigt werde. —

Östreich, wieder durch Unentschlossenheit beharrlich, setzte den Krieg für sich allein noch einen Feldzug hindurch fort und schloß dann ebenfalls Frieden — auf weniger vortheilhafte Bedingungen. Es empfand wieder die Übermacht Frankreichs und erweckte wieder ihr eigenes Selbstgefühl.

Schon während der Unterhandlungen zu Utrecht, zeigte sich, mit dem wiederkehrenden Glücke, auch der wiederbelebte Übermuth. Holland von England verlassen, sah sich genöthigt, mit Frankreich die Rollen zu wechseln. Dort ahnete damals ohnstreitig wohl noch niemand, daß nach kaum hundert Jahren dieser Staat, seine Existenz nur noch in der Gnade Frankreichs forterhalten würde.

Siebentes Kapitel.

Häuslicher Verlust Ludewigs. Seine letzte Lebenszeit. Sein Tod und Testament.

Theuer hatte Ludewig Spanien für seine Familie erkauft; — mit einer Million seiner Unterthanen, mit dem Wohlstande seines Staats, mit seiner eigenen Gemüths-Ruhe. Wie konnte für alles dieß die neue Erwerbung einen Ersatz gewähren?

Gleich als wolle die rächende Nemesis, zur Züchtigung für seine Habsucht, dem schon bekümmerten recht fühlbar machen, wie frevelnd und thöricht seine Länder-Begierde sey, mußte gegen Ende dieses Krieges, in wenig Monden und Tagen, beinah seine ganze Nachkommenschaft in das Grab sinken. Kaum blieb ein schwaches, dem Tode, wie es schien, ebenfalls geweihtes Kind übrig, um dem betagten Greise auf dem ererbten Throne zu folgen, während man fortfuhr, für die Eroberung eines zweiten, Menschenblut zu vergießen.

Doch auch diese Lehre des Schicksals verfehlte bei dem Verhärteten ihre Wirkung.

Gegen Eindrücke dieser Art, macht das Alter, das zur Weisheit führen sollte, nur unempfänglicher. Die Abstumpfung dient eingewurzelten Vorurtheilen und alten Lieblings-Ideen zur Schutzwehr; und Widerwärtigkeiten dieser Art, können in schon getrübte Gemüther wohl eine völlige Verfinsterung herabsenken, nicht leicht aber sie aufhellen, um sie das bessere in der Klarheit des höhern Lichts erkennen zu lassen.

Zu dieser Verfinsterung des Gemüths Ludewigs, wirkte mehr noch als dieser Kummer, der unselige sogenannte Unigenitus-Streit, der sich mit jedem Jahre immer mehr erhitzte, und bei dem engherzigen Interesse, was der König daran nahm, ihm, besonders in seiner letzten Lebenszeit, zu einer wahren Peinigung wurde. Will man immer noch nicht begreifen, wie nöthig Königen allgemeine Ausbildung des Geistes ist, so lese man die Geschichte dieser Ketzer-Verfolgung, und schwerlich ist es möglich, sich so zu verstecken, daß man nicht zugestehn sollte: Niemand ist mehr zu bedauern als ein Regent, der keine Kenntnisse besitzt.

Erst mißbrauchte man die Unwissenheit Lude-

dewigs zur Verfolgung der Hugenotten, dann verwickelte man ihn in die Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und Jansenisten, und verleitete ihn dazu, ein Edikt gegen diese zu geben, das eben so widersinnig als ungerecht war, indem er seine eigenen Souverainitäts-Rechte, zugleich mit den Rechten der Menschen und der Kirche beschränkte.

Wie hätte der wilde Sekten-Geist seines Beichtvaters, wie die schwachköpfige Frömmelei seiner Gemahlin, die ihm selbst zur Qual wurde, über ihn die Gewalt erhalten können, wenn er nicht so vollkommen unwissend gewesen wäre. Unwillkührlich und unüberwindlich sträubte sich der Rest einer bessern Natur gegen die Tyrannen-Maasregeln, die man täglich von ihm erplagen wollte; und dieß vernichtete den Frieden seines Gemüths vollends und verbitterte ihm mehr, als etwas, die letzten traurigen Jahre seines Lebens.

So wie er als Monarch gesunken war, so war er auch als Mensch zurückgekommen, und der Tod entnahm ihn einem Gemüths-Zustande, in dem er sich selbst und andern auf gleiche Weise zur Last war.

Die, welche am meisten dazu beigetragen hatten, ihn in denselben zu versetzen, fanden ihn am meisten beschwerlich. Auf seinem Todtenbette lebte er ihnen noch zu lange. Er starb einsam und verlassen, und hatte er es nie empfunden, wie eitel die menschliche Größe sey, so mußte es das Gefühl der letzten Momente seines Bewußtseyns werden.

Hätte er einen Begriff von dem gehabt, was Wohl des Staats ist, so mußten seine Gefühle, auch in dieser Hinsicht, auf seinem Todtenbette höchst beunruhigend seyn. — Denn was war aus dem Staate geworden, den er seinem Ehrgeize und seinem Familien-Egoismus aufgeopfert hatte? —

Aber auch dieß Familien-Interesse, das Einzige, was noch bei ihm rege seyn mogte, konnte nur eine Quelle von Unruhen und Sorgen für ihn werden. Sein Nachfolger war ein schwaches unmündiges Kind; sein nächster legitimer Verwandte — dem durch das Herkommen die Regentschaft gebührte, — ein leichtsinniger, ausschweifender, gewissenloser Mensch, auf den noch dazu schon Verdachte schwerer Schandthaten ruhten, welche wohl um so we-

niger ganz aus der Seele Ludewigs vertilgt seyn mogten, da seine nächsten Umgebungen, besonders Frau von Maintenon, dahin arbeiteten, daß sie erhalten, und von Zeit zu Zeit erneuert wurden.

Auf ihren Betrieb setzte er, bekanntlich wider seinen eignen Willen, seinen ältesten legitimirten, natürlichen Sohn, durch ein Testament an die Spitze der Verwaltung; aber so war sein Verstand und sein Erinnerungs-Vermögen doch nicht geschwächt, daß er hätte glauben können, diese Verfügung würde in Wirksamkeit übergehn. Und wie konnte ihm nun dabei zu Muthe seyn?

„Ich habe mein Testament gemacht," sagte er zu der Königin von England, in Gegenwart der Frau von Maintenon, „man hat mich geplagt es zu machen; ich habe mir Ruhe erkauft; ich weiß, wie unkräftig und vergeblich es ist. So lange wir leben, können wir alles, was wir wollen; wenn wir todt sind, so gelten unsere Verfügungen weniger, als die der Privat-Personen. Wie ist es mit dem Testamente meines Vaters, mit den Testamenten so vieler

Könige gegangen? Ich weiß es recht gut, aber man hat es gewollt." —

Konnte er seine Schwäche stärker aussprechen, als in dieser Äußerung? Wo ist im Wesentlichen der Unterschied zwischen diesem Ludewig, den man den Großen nannte, den man zu einem Halbgotte erheben mogte, und jenem Karl, den alle Welt für einen Geistes- und Körperkranken, halb blödsinnigen Schwächling hielt, indem beide sich Testamente abplagen ließen, die beide für ungerecht oder wirkungslos hielten.

Achtes Kapitel.

Blick auf Europa in diesem Zeitpunkte.

„Ich wage es,“ sagt Voltair, „den spanischen Successions-Krieg einen Bürger-Krieg zu nennen. Der Herzog von Savoyen ergriff die Waffen gegen seine beiden Töchter. Der Prinz von Vaudemont, der die Parthei des Erzherzogs Karl genommen hatte, war im Begriff gewesen, seinen eigenen Vater, der es mit Philipp dem fünften hielt, zum Gefangenen zu machen.“

„Spanien war durchaus in Partheien getheilt. Ganze Regimenter französischer Kalvinisten hatten sich gegen ihr Vaterland bewaffnet. Eine Familien-Erbfolge war es, weswegen der Krieg von Frankreich angefangen wurde. Die Königin von England schloß ihren Bruder vom Throne aus, den Ludewig der vierzehnte in Schutz nahm, und wurde genöthigt, ihn zu proskribiren, indem Ludewig ihn aufopferte.“

„Die Hoffnungen und die Klugheit der Menschen wurden in diesem Kriege getäuscht,

wie sie es fast beständig werden. Karl der sechste, wiewohl in Madrid als König von Spanien anerkannt, mußte endlich doch aus diesem Reiche entweichen und es einem andern überlassen. Der König von Frankreich, im Begriffe zu unterliegen, erhob sich plötzlich wieder durch den unvorhergesehnen Wechsel der Verhältnisse in England. Der Rath von Spanien hatte den Herzog von Anjou nur unter der Voraussetzung und in der Absicht zum Throne berufen, daß die spanische Monarchie nicht zerstükkelt werden sollte; und gleichwohl wurden große und wichtige Theile davon getrennt. Die Niederlande, nach denen Frankreich schon lange getrachtet hatte, blieben dem Hause Östreich; ein kleiner Theil derselben ausgenommen, der an das Haus Brandenburg kam. Ein dritter Theil blieb Frankreich, der vierte blieb Holland unterworfen. So war die Erbschaft des Hauses Bourgund unter vier Mächte vertheilt, und der, welcher das meiste Anrecht darauf zu haben schien, behielt nicht einen Fußbreit Landes davon."

„Sardinien, das dem Kaiser nichts werth war, blieb eine Zeitlang in seinem Besitze. Ei-

nige Jahre war auch Neapel in seiner Gewalt, dieß große Lehen des päbstlichen Stuhls, das man sich so oft und so leicht entrissen hat. Der Herzog von Savoyen hatte vier Jahre Sicilien in seinem Besitz, und hatte es nur, um es gegen gewisse alte Ansprüche des Pabstes zu behaupten."

„Die Eitelkeit der Politik legte sich noch mehr nach dem Utrechter Frieden, als während desselben zu Tage. Es ist unzweifelhaft, daß das neue Ministerium der Königin Anna im Geheim den Plan bearbeitete, den König Jakob den zweiten wieder in den Besitz des Throns zu setzen. Die Königin Anna selbst fing wieder an der Stimme der Natur Gehör zu geben, und sie hegte die Absicht, den Bruder zu ihrem Nachfolger zu ernennen, auf dessen Kopf sie — freilich wieder ihren Willen — einen Preis gesetzt hatte." — —

„Der Tod vernichtete diese Entwürfe, und das Haus Hannover, das sie als fremd betrachtete, und dem sie abhold war, succedirte ihr; die Minister, welche jene Entwürfe hegten und veranlaßten, wurden Gegenstände der Verfolgung."

„Der Vicomte Bolingbroke, der kurz vorher Ludewig dem vierzehnten den Frieden geschenkt hatte, mit einem Stolze, der dem — ehemaligen — dieses Monarchen gleich war, sah sich genöthigt, in Frankreich als ein Flüchtling aufzutreten, und sich eine Freistätte zu erflehn. Der Herzog von Ormond, ein Anhänger des Prätendenten, wählte denselben Zufluchts-Ort. Harlay, Graf von Oxford, hatte mehr Muth. Er wußte, man wollte ihm ans Leben, und dennoch blieb er in seinem Vaterlande. Er trotzte dem Gefängnisse, in welches man ihn einsperrte, und dem Tode, mit welchem man ihn bedrohte. Er war eine von den reinen und großen Seelen, über welche Ehrgeiz und Geldgeiz so wenig Gewalt haben, als Furcht. Er fand in seinem Muthe seine Rettung, und seine Feinde im Parlamente, fanden sich durch die Achtung, die er ihnen abzwang, gehindert, das Todes-Urtheil über ihn auszusprechen.“

„Ludewig der vierzehnte stand damals am Rande des Grabes. Wie mogte man glauben, daß er, in seinem Alter von sieben und siebzig Jahren, bei der Erschöpfung und Zer-

rüttung seines Reichs, nicht sollte von der Idee zurückgeschreckt seyn, einen neuen Krieg mit England zu Gunsten des Prätendenten — zu beginnen, den er freilich förmlich als König von Großbritannien und Irland anerkannt hatte. — Gleichwohl war es in der That so. Der Graf von Stair, englischer Abgesandter, hatte ihm gedroht; er war gezwungen worden, Jakob den dritten, wie einst in seiner Jugend Karl den zweiten und dessen Bruder, fortzujagen. Der Prätendent hatte sich aus Lothringen nach Commerci entfernen müssen."

„Der Graf von Ormond und der Vicomte von Bolingbroke wußten den Stolz des Königs zu reizen. Sie wußten ihm vorzuspiegeln, daß ein allgemeiner Aufstand in England, noch mehr in Schottland, gegen den König Georg den ersten, im Werke sey, und der Prätendent nur erscheinen dürfe, um sich anerkannt und unterstützt zu sehn. Man forderte nur ein Schiff, einige Officiere und Etwas Geld. Das Schiff und die Officiere wurden zugestanden, — das letzte aber hatte der König selbst nicht. Man verlangte nur einmal hunderttausend Thaler; — sie waren nicht anzuschaffen."

„Ludewig der vierzehnte schrieb eigenhändig an Philipp den fünften, seinen Enkel, daß er es vorschießen mögte. Es geschah, und der Prätendent begab sich, so ausgerüstet und unterstützt, ins Geheim nach Schottland. Er fand hier wirklich eine bedeutende Parthei seiner Anhänger; aber er vermogte sich dennoch nicht gegen die Armee Georgs des ersten zu behaupten.“

„Indessen war Ludewig gestorben. Der Prätendent kam nach Commerci zurück, um sich hier vor seinem eigenen Schicksale zu verbergen, was ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgte; während das Blut seiner Anhänger in England von dem Schaffotte floß.“

Mitten unter diesen innern Unruhen entwickelte Großbritannien immer mehr seine Kräfte, und begründete seinen spätern Reichthum. Holland behauptete seine Bedeutenheit; doch bezeichnet der Zeitpunkt des Utrechter Friedens den Anfangs-Punkt seines Herabsinkens. Es hat seit dieser Zeit in Europa wenig vermogt, aber für Europa noch immer viel leisten müssen.

England, das bis zu diesem Zeitpunkte sein engster Verbündeter war, wurde von jetzt an

sein Rival, und wandte alle Mittel an, die ihm zu Gebote standen, sich die Vortheile zu eigen zu machen, die Holland besessen, und durch die es den Grad von Reichthum, Macht und Bedeutenheit erreicht hatte, die es bis dahin besaß.

Spanien war erschöpft, und so lange Ludewig lebte, von Frankreich abhängig. Italien genoß eine Ruhe, die es lange entbehrt hatte, die aber auch bald wieder gestört wurde, und gestört werden mußte, so lange seine Verhältnisse nicht fester und sicherer bestimmt waren, als es durch den Utrechter Frieden geschah. Es ist der Zankapfel und der Kriegs-Schauplatz zwischen Frankreich, Östreich und Spanien geblieben, bis in der neuesten Zeit, sein Besitz — wie man weiß — für die erste Macht völlig entschieden ist.

Der Norden von Europa hatte sich in dieser Zeit von dem Süden beinahe völlig losgerissen, und indem man sich hier um den Besitz einer Monarchie stritt, kämpfte man dort um — die Überwältigung eines Heroen, der sich berufen glaubte, schon hundert Jahre früher die Rolle zu spielen, die gleichwohl das

Schicksal für einen ganz andern aufbewahrt hatte.

Sein Schicksal beweist, daß Kraft nicht hinlänglich ist, um Größe zu begründen, indem aufgereyte Kraft, über die nicht der höhere Genius waltet, sich selbst zerstört und zur Vernichtung für alles wird, was sich in ihrem nähern Berührungskreise findet.

Karl der zwölfte vernichtete die Macht Schwedens, indem Peter der erste die Macht Rußlands begründete, und zum Erstaunen von ganz Europa schnell empor hob.

Dieser Monarch, der durch eine abermalige Revolution zum Alleinbesitze des Throns gelangte, war einer von den seltnen Geistern, die mit hoher Kraft ausgerüstet sind, um Wohlthäter des Menschen-Geschlechts zu werden. Immer mag man ihn selbst auch einen Barbaren nennen, desto hoher muß der Geist zu achten seyn, der sich über sich selbst zu erheben vermag, indem er der Bildner seiner Nation ward.

Rußland trat von jetzt an, als eine geachtete Macht, aus den Wüsten des nördlichen Asiens hervor, und indem es von Schweden die Länder an der Ostsee erwarb, schloß es sich

näher an Europa an, und gewann schon für seine nächsten Nachbarn ein bedenkliches Übergewicht.

Schweden war entkräftet, Polen in Anarchie versunken, Dänemark, durch die wiederholten mißlungenen Versuche eine bedeutende Rolle zu spielen, endlich überzeugt, daß Mittelmäßigkeit, und Unwirksamkeit in das Ganze und Große der Staaten-Verhältnisse, sein — wahrlich mehr zu beneidendes, als zu beklagendes — Loos sey. Rußland stand also schon im Norden eminirend. Wäre Frankreich nicht von der Zeit an immer tiefer zurückgesunken, man müßte hier damals schon geahnet haben, daß beide bestimmt wären, sich über den übrigen Mächten die Hände zu reichen, um Europa zu beherrschen.

Ehe es dahin gedieh, sollte indessen eine Macht noch empor steigen, und zwischen beide treten, von der sich damals nur noch eine schwache Andeutung zeigte. Das Haus Brandenburg begründete in dieser Zeit die preußische Monarchie. Ihr Daseyn sollte dem System von Europa, eine Zeitlang, eine völlig veränderte Gestalt geben; aber in seiner Stel-

lung und seiner Begründung lag auch die Ursach, daß seine Größe vorübergehend seyn konnte.

In einem großen Geiste hatte sie eigentlich nur ihr wirksames Daseyn. Mit ihm mußte es zusammensinken; zumal da ein gleichgroßer Geist das erstorbene Frankreich neu belebte, und diesem die Überlegenheit verschafte, die ihm Ludewig nicht zu geben vermogte.

Druckfehler.

Durch die Entfernung des Verfassers vom Druckorte, sind, bei aller Sorgfalt der Korrektur, doch mehrere Druckfehler veranlaßt, von welchen hier einige der bedeutendsten, mit der Bitte sie nicht zu übersehen, angezeigt werden.

S. 5. Z. 3. v. u. lies in statt an
— 23. — 8. — Corfiz statt Cortiz
— 29. — 4. v. o. ist suchten sie für rc. statt suchten für
— 35. — 7. — ist hinter Deutschland zu ergänzen getreten
— 39. — 8. — lies diesem statt ihm
— 45. — 2. — in statt an
— 51. — 9. — lies seinen Beschützern statt seinem Beschützer
— 56. — 9. v. u. lies so scheint es doch — — gemäß, als habe er ihn nur rc. statt: so scheute er sich doch — — gemäß ihn nur rc.
— 57. — 8. v. o. lies Prinz von Geblüte, ein Sohn des Prinzen — — der seinem Namen die Achtung verschaft hatte rc. statt: von Geblüte der seinem

Namen die Achtung — — ein Sohn des Prinzen 2c.

— 61. — 1. v. u. lies: Verhältnisse da die 2c. statt: Verhältnisse, die 2c.

— 69. — 9. v. o. lies nur geübt, statt ungeübt

— 115. — 10. — lies ergreifen statt angreifen

— — — 15. — lies: Feinde möge zu Schanden — — kennen; statt Feinde zu Schanden — kenne.

— 120. — 1. v. u. lies anregten, statt anreizten

— 122. — 7. — lies Coadjutor statt Cardinal

— 124. — 12. — lies diesen Antrag nicht zurück, statt diesen Antrag ebenfalls nicht 2c.

— — — 11. — lies: wurden, immer noch, st. wurden nun immer 2c.

— 144. — 1. v. o. lies: Nach einer 2c. statt In einer 2c.

— 145. — 1. v. u. lies repartirten, statt rapportirten

— 152. — 10. — lies: Es wurde von dem Parlamente beschlossen, alle andern 2c. statt: Es wurde beschlossen, alle von dem Parlamente, wie alle andere 2c.

— 164. — 7. v. o. lies: an Geist und Gemüth, statt: an Größe und Gemüth

— 173. Z. 7. v. u. lies: den Schande-Preis, statt der Schande Preis

— 177. — 4. v. o. lies: sie doch, statt: sich doch

— 197. — 7. v. u. lies: auf den Gang weder der Revolution, noch der Regierung 2c. statt: das Ganze der Revolution, noch 2c.

— 200. — 4. v. o. lies in dem 2c. statt an dem 2c.

— 215. — 11. — lies: Zweck und leidenschaftlose Motive, statt: Zweck in einem leidenschaftlosen Motive

— 220. — 10. — und machte in Frankreich sogar davon Gebrauch zu 2c. statt: machte es in Frankreich sogar zu 2c.

— — — 13. — lies: man weiß, daß sie ihn, statt: war aber so, daß sie ihm 2c.

— 226. — 6. v. u. lies: stolz und herrisch, statt: stolz und heroisch.

— 237. — 6. v. o. lies: am andern Tage, statt: an dem Tage

— 240. — 11. v. u. lies: eine Ahnung statt: einen Anfang

— 243. — 7 v. o. lies: auch wenigstens, statt: noch wenigstens.

— 246. — 7. v. u. lies: um die Wahrheit ꝛc. statt: nur die Wahrheit
— 255. — 5. v. u. lies: bewährten zuerst ꝛc. statt bewährten die ꝛc.
— 274. — 6. v. o. lies: wurde jene Wirkung — — durch diese ꝛc. statt: wurde seine Wirkung — — durch jene ꝛc.
— 277. — 5. v. u. lies: die so klar, statt: die klar
— 291. — 13. v. o. lies: die Ideen, statt: die Idee
— — — 4. v. u. lies: räumte die Festungen ꝛc. statt ruinirte die Festungen ꝛc.
— 296. — 4. — lies: lähmende statt lehrende
— 297. — 1. v. o. lies: dennoch statt demnach
— 301. — 4. v. u. lies: wann statt wenn
— 305 — 5 — lies: diese Erfindung war: für ꝛc. statt diese Erfindung für
— 306 — 7. v. o. lies: Städte an der Seeküste ꝛc. statt Städte von der Seeküste
— 309. — 4. — lies: Marmor-Palläste, statt: Marine-Palläste
— 318. — 12. v. u. lies: und den Anreizungen ꝛc. statt: in den Anreizungen ꝛc.
— 328. — 3. v. o. lies: der dadurch, statt: die dadurch
— — — 4. — ihn st. ihr
— — — 14. u. f. lies: Montespan st. Montespon.
— 334. — 2. v. u. lies: freilich nur in der früheren Zeit seiner Regierung, wo sein Gemüth ꝛc. statt: freilich um die frühere Zeit — in dieser Epoche, wo sein ꝛc.
— 342. — 11. v. o. lies: Unredlichkeit st. Unvorsichtigkeit
— 354. — 12. — lies: dem Willen des Schicksals ein Genüge ꝛc. st. dem Willen ein Genüge
— 264. — 11. v. u. lies: können st. kennen
— 394. 3. 4. v. o. lies: bezweifeln, st. begreifen
— 398. — 2. — lies: den blendenden Anerbietungen, st. dem Blendenden der Anerbietungen
— — — 5. — lies: habe st. hätte
— 405. — 6. v. u. lies: Verwandtens u. Schützlings, st. Verwandten u. Schützling
— 408. — 1. v. o. lies: Rückschritte st. Fortschritte
— 420. — 13. — lies: und st. in
— — — 6. v. u. lies: durch st. die
— 428. — 1. — lies: der übrigen Verhältnisse zur Folge, st. der übrigen zur Folge
— 432. — 4. — lies: verstokken, st. verstekken

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voss, Christian Daniel, 1761-1821

Parallelen

Bd.: 1

Amsterdam [1809]

Gall.rev. 961-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10424791-2